App. 578 (17

Ex

Libris

Josephi Altenbachner.

1806

Lorenz v. Westenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

Siebenundzwanzigster Band.

Kempten, 1835.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Vbg 163/3

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Mathias.

1612 — 1619.

Inhalt. Des Mathias erster Reichstag 1613 zu Regensburg, vor dessen wirklicher Eröffnung die Fürsten der Liga und Union im Voraus unter sich festsetzten, worauf bestanden werden soll. Die Unirten forderten, was die Fürsten der Liga und andere Reichsstände glaubten, von sich weisen zu müssen. Diese schloßen einen Reichsabschied, ohne auf die Einwendungen jener Rücksicht zu nehmen. Bewegungen und Rüstungen der Liga und der Union. Jene wurde durch den Beitritt vieler Fürsten, worunter der 1613 katholisch gewordene Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg besonders wichtig war, verstärkt. Bei der Union wurde der Kurfürst von Brandenburg calvinisch, um sich bei den Holländern beliebt zu machen, deren Beistand ihm wegen

neuen Vorfällen in den jülichischen Landen erwünscht war.

Kaiser Mathias erfuhr das Schicksal, welches er ehemals seinem Bruder Rudolph bereitet hatte; indem ihm in der Person seines Anverwandten, Ferdinand, ein König von Böhmen und Ungarn aufgedrungen wurde. Unruhen und Ausbruch eines fürchterlichen Krieges in Böhmen. Mathias starb 1619, da in Böhmen und Oesterreich alles in einer entsetzlichen Aufruhr war.

Mathias, des vorgehenden Kaisers Bruder, geboren zu Wien den 24. Hornung 1557, verrieth schon in seiner frühen Jugend eine große Neigung zu einer ausgebreiteten Herrschaft, wie er sich dann zuerst der Statthalterschaft in den Niederlanden (zwar mit mehr Begierde, als Klugheit und Glück) unterzogen, und nachher als Feldherr wider die Türken mit einer ausgezeichneten Thätigkeit und Einsicht hervorgethan, und die lebhafteste Achtung seiner Mitgefährten, ja der gesammten ungarischen Nation erworben hatte. Die gefahrvollen Umstände, in welche durch die Unthätigkeit seines Bruders des Kaisers Rudolph II. die Erbländer seines Hauses versetzt wor-

den waren, brachten ihn auf den Entschluß, sich der Regierung derselben zu bemächtigen, und die bei dem Hintritte jenes Kaisers herrschenden Reichsverhältnisse beförderten vollends seinen heißen Wunsch, auch auf den kaiserlichen Thron erhoben zu werden; er wurde zu Frankfurt, nachdem vorerst zu der bereits bestandenen Wahlkapitulation noch einige Zusätze (z. B. daß der Kaiser eine neue Reichshofrathsordnung entwerfen, diese den gesammten Kurfürsten zum Gutachten übergeben, sodann alle Jahre, oder zwei Jahre, mit Zuziehung des Erzkanzlers von Mainz, dieses Gericht visitiren soll ꝛc.) gemacht worden waren, den 3ten Juni 1613 zum Kaiser gewählt, und den 14. desselben Monats gekrönt.

Wenn Mathias mit dem erhabenen Wunsch erfüllt war, die höchsten Ehrenstufen zu besteigen, so war er dabei auch mit dem thätigsten Eifer beseelt, sich, und die von ihm als gut anerkannte Sache mit Ehren zu regieren und zu behaupten; und es kam nun, damit ihm am Ende wenigstens der Ruhm blieb, alles, was ein großer Kaiser in seiner Lage thun konnte, gethan zu haben, nur darauf an, daß es ihm weder an Verstand und Entschlossenheit, noch an Einsicht und Glück fehlte, die für jeden Zeitpunkt und Umstand geeigneten Maßregeln, und die rechten Männer, welche

ihn im Rathgeben und Ausführen unterstützen sollten, zu wählen. Matthias hatte nichts angelegeners, als eine allgemeine Reichsversammlung (auf den 14. April 1613 nach Regensburg) auszuschreiben, und wie er gehofft haben mochte, die Veranlassungen der Zwietracht, bei welcher das deutsche Vaterland in Trümmer zu gehen anfieng, wegzuräumen. Da auf dieser Reichsversammlung eben dieselben Gegenstände, wegen welcher sich auf dem letzten regensburgischen Reichstag 1608 alle Unterhandlung zerschlagen hatte, behandelt werden sollten, so wurden auch von den herrschenden Partheien wieder dieselben Vorbereitungen gemacht, und die Punkte, auf welchen sie bestehen würden, im Voraus festgesetzt. Die Unirten hatten sich zu Rotenburg und an andern Ortschaften öfters versammelt, und beschlossen, daß auf dem Reichstage vor allen Dingen die Abstellung ihrer Beschwerden vorgenommen, nämlich daß der kaiserliche Reichshofrath in seine ihm ursprünglich angewiesenen Grenzen zurückgewiesen, daß die nach dessen Urtheil geächtete Stadt Donauwörth wieder in Freiheit gesetzt, daß derselbe Reichshofrath nicht mit lauter Katholiken, und bei Vergebungen ganzer Länder, auch mit Fürsten besetzt u. s. w.; daß auch in das Kammergericht nicht immer nur Katholische aufgenommen, sondern

eine Religionsgleichheit bei den Beisitzern gehalten, daß die Kammergerichtsvisitationen wieder hergestellt u. s. w.; daß der Religionsfriede besser gehalten, auch die protestantischen geistlichen Fürsten als solche anerkannt, daß bei den Ritterorden nicht solche Eidesformeln, nach welchen kein Protestant schwören könne, vorgelegt; daß den in den katholischen Ländern verstorbenen Protestanten ein christliches Begräbniß gestattet werden sollte u. s. w. Diese und noch gar viele andere Beschwerden sollten auf dem künftigen Reichstag zuerst abgethan, und dann erst sollte zu andern Gegenständen geschritten werden. Auf alle Fälle rechneten die unirten Herren auf die Unterstützung der vereinigten Generalstaaten, so wie auf die Unterstützung der Höfe von Frankreich und England, mit welchen sie im Monat März 1612 ein Schutzbündniß errichtet hatten.

Die Fürsten des katholischen Bundes, nachdem sie den König von Frankreich, Ludwig XIII. durch eine eigene Gesandtschaft um seinen Beistand für die katholische gemeine Sache, (wiewohl ohne Erfolg) ersucht hatten, hielten zu Frankfurt am Main einen (den 1. März 1613 eröffneten) Bundestag, und beschloßen im Wesentlichen, „im Falle, daß die Protestanten wieder auf die Erneuerung des Religionsfriedens dringen sollten, durchaus

keine Erneuerung, Veränderung, Ausdehnung und Erklärung desselben einzugehen; die von den Protestanten verlangte Stimmengleichheit bei Reichs- und Deputationstagen in Religions- und Regierungssachen schlechterdings nicht zuzugeben; die von einigen weltlichen Häusern verlangte Vermehrung der Stimmen, namentlich der Häuser Holstein, Hessendarmstadt, der fränkischen Grafen, und anderer nicht zuzulassen; die Katholischen bei ihrem Recht zu mehrern Stimmen auf den Reichstagen zu schützen; die protestantischen Inhaber einiger Erzstifte und Stifte, besonders Magdeburg, wie auch das Kapitel dieses Stifts nicht für rechtliche Besitzer anzuerkennen, noch denselben dem Religionsfrieden zuwider, auf dem bevorstehenden Reichstag Sitz und Stimme einzuräumen, um auf den Fall, daß die Protestanten mit einer schriftlichen Behauptung ihrer vermeintlichen Rechte auftreten sollten, eine schriftliche Zurechtweisung in Bereitschaft zu halten; alles aufzubieten, daß, gemäß des klaren Inhaltes der Reichsabschiede, die Kammergerichtsvisitationen wieder in Gang gebracht, und daß keine Aussetzungen, wie (wider den Reichsabschied von 1598) mit den vier Klostersachen geschehen, ferner gestattet werden, indem ein solches Verlangen nur dahin abziele, den beschwerten katholischen Ständen für die

Zukunft alle Klagen abzuschneiden, sich einen Weg zu den geistlichen Stiften und Gütern zu bahnen, um den Katholiken auf diese Art die Wohlthat des Rechts und des Religionsfriedens zu entziehen; — in diesen Punkten durchaus nicht nachzugeben, sondern mit Gut und Blut sich aller Zudringlichkeit zu erwehren." Mit diesen Entschlüssen und Vorsätzen war es den vornehmsten Fürsten der Liga ein vollkommener Ernst. Die Direktoren derselben hielten noch nach der Auflösung ihrer Bundesversammlung mit einigen der vornehmsten Mitglieder besondere Berathschlagungen über die fernere Einleitung näherer Unterhandlungen mit den Höfen von Frankreich, Spanien und des Pabstes, und als einige Mitglieder sich saumselig bezeigten, erklärte der Herzog Maximilian von Bayern, daß die Herren pünktlich Wort halten, oder ihm ferner nicht zumuthen müßten, den Direktor ihres Bundes vorzustellen. „Gott wirkt keine Wunder (sagte er dem Bischof Heinrich von Augsburg, welcher nach München gekommen war, um ihn zur fernern Beibehaltung des oberländischen Direktoriums zu bereden), wenn man nicht mitwirkt; wenn man vermessen handeln, und die Hände in den Schoos legen will." Der Bischof, welchen übrigens, als einen der eifrigsten Stände dieser Vorwurf nicht traf, wur=

de tief gerührt, und ihm hatte man es zu danken, daß Maximilian, welchem um wirkliche Thatleistungen, und nicht bloß um schöne Vorsätze und Zusagen zu thun war, bis auf die nächste Zusammenkunft, und mit der Bedingung, daß jede zu Frankfurt versprochene Contribution richtig geleistet werde, das Amt eines Bundesobersten beibehielt.

Der Kaiser hatte sich nicht weniger auf eine Behandlung der Sachen, welche auf der den 3ten August 1613 eröffneten Reichsversammlung erörtert werden sollten, vorbereitet, und es war um so mehr sein wahrer Ernst, die herrschenden Mißhelligkeiten auf gesetzlichen Wegen so vollkommen, als es möglich seyn würde, auszugleichen, als ein Blick auf die Folgen, welche durch die fernere Fortsetzung derselben sich in kurzer Zeit ergeben mußten, fürchterlich und unabsehbar, und zu gleicher Zeit von Seiten der Türken neue Einfälle in die österreichischen Erbländer zu befürchten waren. Es hatten sich nämlich in Siebenbürgen Gabriel Bathori und Gabriel Bethlen, dann ein gewisser Andreas Ghiezi um die Herrschaft gezankt, und der Gabriel Bethlen hatte sich um Unterstützung an die Türken gewandt, welche ihm auch sogleich thätig beistanden, indessen sich Gabriel Bathori an den Kaiser hielt, welcher auch unverzüglich von dem Bassa

von Ofen, und als dieser keine befriedigende Antwort ertheilte, selbst von dem Großsultan eine Erklärung über einen Schritt verlangte, der dem potschkaischen Frieden entgegen handelte; allein der eigens nach Konstantinopel mit stattlichen Geschenken abgefertigte Gesandte, Negroni, erhielt nicht nur keine beruhigende Antwort, sondern einige türkische Gesandte, die nach Wien gekommen waren, dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, äußerten sich vielmehr ganz offenherzig, daß so lange, bis Siebenbürgen nicht in türkischen Händen seyn würde, schwerlich jemals ein dauerhafter Friede zu hoffen seyn dürfte.

So dringend dieser letztere Umstand den Kaiser aufforderte, vor allen Dingen wieder mit einer Zumuthung einer ergiebigen Türkenhilfe an die Reichsstände zum Vorschein zu kommen, so hatte er sich gleichwohl vorgenommen, mit diesem Punkt dießmal den Reichstag nicht zu eröffnen, sondern gerade denjenigen vorauszusetzen, von welchem die unirten Fürsten auf dem Reichstage 1608 verlangt hatten, daß er zuerst behandelt werden sollte. Das Justizwesen nämlich, und eine sorgfältige, unpartheiische und gemeinschaftliche Berathschlagung, wie dasselbe in eine bessere Ordnung und Gang zu bringen, wie die Revi=

sionen und Visitationen des Kammergerichts wieder eingeführt, die Beschwerden gegen dieses Gericht abgestellt, und die Zweifel entschieden, wie alle Thätlichkeiten eingestellt werden möchten u. s. w., sollte der erste Punkt seyn, worüber eine gesetzliche Entscheidung erfolgen, und worunter auch die Aburtheilung jeder von den Unirten vorzubringenden Beschwerden über Bedrückungen u. dgl. begriffen seyn sollte. Der Kaiser hatte dieß in einer förmlichen Ausschreibung angekündiget, und dieser zu Folge waren auch, ohne alle vorgehende Einwendung, sämmtliche Reichsfürsten persönlich oder durch Gesandte auf dem gegenwärtigen Reichstage erschienen; aber kaum war auf diesem der Vortrag geschehen, als die unirten oder correspondirenden Fürsten dem Kaiser ein auf ihrer letztern Versammlung zu Rotenburg zusammengetragenes Libell ihrer besondern Beschwerden übergaben, mit der Forderung, daß diese zuerst abgethan, und daß besonders die Stimmenmehrheit, welche offenbar auf der Seite katholischer Fürsten wäre, gehoben werden müßte. Vergeblich erinnerte der hierüber nicht wenig bestürzte Kaiser, „wie er hoffen wolle, daß, da alle Privatbeschwerden im ersten Punkt ja wirklich enthalten seyen, sie den Gang der Reichstagshandlungen nicht erschweren würden. Die Justiz sehe auch nicht auf

die Religion dessen, dem sie ihren Beistand leisten soll, und wenn katholische Fürsten die Mehrheit der Stimmen hätten, so hätten sie diese nicht, weil sie katholisch gesinnt, sondern weil sie Reichsfürsten, und weil sie zu Stimmen berechtigt wären, welche der Natur der Sache so gut, als den Reichsgesetzen und dem allgemeinen Völkerrecht nach gelten." Selbst protestantische Fürsten, solche nämlich, welche zur Union nicht getreten waren, machten den Unirten dringende Vorstellungen, daß sie doch nicht auch diesen Reichstag fruchtlos machen möchten; allein die Unirten blieben auf diesem Widerspruch, dessen unerwartete Beharrlichkeit nunmehr auch die katholischen Reichsstände veranlaßte, den Kaiser zu bitten, daß er auf seiner einmal gefaßten, gerechten und unpartheiischen Erklärung bestehen, und die unnöthig sich absondernden zur Gebühr mit kaiserlichem Eifer ermahnen und anweisen wolle. „Sie Kurfürsten und Stände hätten sich nimmermehr den Gedanken entstehen lassen, daß man auf der andern Seite dennoch so stark auf seinem Wahn bestanden seyn sollte; könnten auch noch nicht sehen, was sie zu solcher Trennung berechtige." Der Kaiser kam also, um doch einmal eine gemeinschaftliche Sitzung zu erhalten, mit dem Vortrag der dringenden Türkenhändel, und mit seinem

Gesuch um Hilfe zum Vorschein; und die Unirten fanden sich dießmal, wie sie sagten, dem Kaiser zu Ehren, wirklich bei dem Fürstenrathe ein, machten aber, so oft ihnen zugemuthet wurde, daß sie abstimmen sollten, die Abstellung wenigstens ihrer vornehmsten Beschwerden, jedesmal zur Bedingniß, und schlugen vor, daß wegen des Kammergerichts alsogleich die Gleichheit in der Religion eingeführt, des andern halber eine Deputation nach Speier, aus gleicher Anzahl Ständen von beiden Religionen angeordnet, und daselbst das ganze Justizwesen abgehandelt werden solle. Wiewohl nun hierin wenigstens in etwas hätte nachgegeben werden können und sollen, auch sich Bayern wegen Donauwörth, dessen Zurückstellung unter den ersten Punkten der von den Unirten gesammelten Beschwerden mitbegriffen war, sich willig erklärte, daß es allerdings erbietig sey, zu liquidiren, sobald Jemand sich meldete, der die von ihm aufgewandten Kriegskosten bezahlen würde; so wurde gleichwohl mit der Fortsetzung der Umfrage wegen der Türkenhilfe fortgefahren, und am Ende die Bezahlung von dreißig Monaten binnen zwei Jahren bewilliget. Wiewohl noch ferner von kaiserlicher Seite ein zu Speier abzuhaltender Deputations- oder Compositionstag, wobei zwei Kurfürsten und zwei Fürsten,

welche bei keiner Union oder Verbindung wären, und manches andere zugesagt wurde; so war es doch mit der herrschenden Mißhelligkeit schon zu weit gekommen, als daß sich beide Theile noch hätten einhellig vereinigen sollen.

Der Reichsabschied wurde demnach, ohne Beistimmung der Unirten, und zwar, alles ihres Protestirens ungeachtet, so, als wenn sie ihn hätten mitverfertigen helfen, geschlossen und gefertigt, und übrigens auf den 1sten Mai 1614 ein neuer Reichstag nach Regensburg, der aber nicht zu Stande kam, angekündigt.

Dem Kaiser schnitt, wie dessen Minister in einer schriftlichen Erklärung an die Reichsstädte sich ausdrückte, der Schmerz, sich von Reichsständen so behandelt zu sehen, durch das Herz, und seine Lage war damals wirklich äusserst betrübt. Die Gefahr eines nahen Türkenkrieges, der ihn, wenn er unglücklich ausfallen sollte, einen Theil seiner Erbländer kosten konnte, und die Furcht, daß er bei dem drückendsten Mangel an Baarschaft wirklich so ausfallen möchte, ängstigten ihn unsäglich; aber noch mehr betrübte ihn die fehlgeschlagene Hoffnung, die von den deutschen Reichsfürsten errichteten Bündnisse, die Union und Liga, durch die Wegschaffung der Ursachen, wegen derer sie errichtet wurden, überflüssig machen;

und ihre Auflösung bewirken zu können. Diese Bündnisse waren ohne seine Bewilligung errichtet und fortgesetzt worden. Sie entzogen ihm die Ergebenheit der Reichsstände, und machten ihn zu einem Oberhaupte ohne Kraft und Ansehen. Sie machten es den verbündeten Ständen, nachdem sie zu ihrem Bunde steuern mußten, unmöglich, zur Unterstützung des Kaisers etwas Ergiebiges beizutragen, und benahmen ihnen, nachdem sie ihre Rücksicht stets nur nach dem Zweck ihrer Bündnisse zu richten verbunden waren, bei Berathschlagungen die Freiheit ihrer Stimmen. Sie zerrissen alle Einheit des deutschen Verbandes, und reizten beide Partheien, sich um die Unterstützung auswärtiger Höfe zu bewerben, von welchen sich voraussehen ließ, daß sie die erwünschten Gelegenheiten, sich in deutsche Angelegenheiten zu mengen, mit Vergnügen ergreifen, und dabei ihres Vortheils nicht vergessen würden; aber Mathias erreichte seine Absicht nicht, sondern sah sich bei derselben bald darauf empfindlichst gekränkt.

Die beiden Partheien, statt sich durch eine gütliche Vergleichung näher zu rücken, fanden sich durch den Ausgang des letzten Reichstages vielmehr veranlaßt, jede für sich, auf das thätigste zusammen zu halten, und ihre Bündnisse zu verstärken. Die Fürsten der Liga

hielten noch zu Regensburg sogleich nach jenem vereitelten Reichstag eine Versammlung, bei welcher sich viele neue Mitglieder, z. B. der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Worms, Eichstädt, Hildesheim, Lüttich und Münster, die Städte Köln, Ulm und Rothweil, und andere katholische Reichsstädte in Schwaben, welche bis dahin ein Bedenken getragen hatten, sich an irgend eine Parthei zu halten, durch Abgeordnete einfanden, und einen Abschied unterzeichneten, welcher wegen der zu den bereits bestandenen Gesetzen hinzugefügten Artikel, und besonders wegen einer neuen Anstalt ein neuer Hauptverein zu seyn schien. Es hatte sich nämlich auch ein Gesandter des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich unterzeichnet, und die Sache dahin geleitet, daß zu den zwei Direktorien, dem rheinischen und oberländischen, noch ein drittes, ein österreichisches Direktorium, welchem die ober= und vorderösterreichischen Besitzungen, dann der schwäbische Kreis angewiesen werden sollten, errichtet wurde. Allein diese neue Anstalt schien der wesentlichen Absicht der Liga, welche zwar das Ansehen des Kaisers wider die Fürsten der Union beschützen, aber nicht dem Erzhause Oesterreich dienen, oder in der Folge wohl gar von demselben geleitet werden wollte, entgegen zu seyn. Da indessen die äl=

tern Mitglieder der Liga die Entstehung des neuen dritten Direktoriums im ersten Augenblick nicht geradezu mochten ablehnen können, so suchten sie sich der Gefahr, welche ihrer Unabhängigkeit drohte, dadurch zu entziehen, daß sie jedem Stand, welcher unter dem neuen österreichischen Direktor zu stehen haben sollte, die völlige Freiheit vorbehielten, sich auch unter das bayerische Direktorium, wenn einem dieses besser anstehen sollte, begeben zu können. Alle oberländischen Stände begaben sich sogleich unter das Direktorium des Herzogs Maximilian von Bayern, und dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich blieb nur ein Direktorium, das sich auf seine und seines Hauses Besitzungen erstreckte, übrig; ja Maximilian von Bayern erklärte sogar in einer neuen, eigenen Versammlung der Stände seines Bezirks, daß er zwar mit den beiden andern Direktorien zu einem und eben demselben Zwecke sich verstehen, denselben auch Hilfe leisten, übrigens aber bei seinen Anstalten, und mit den Ständen seines Direktoriums von den übrigen unabhängig seyn wolle. Der Herzog hatte auch noch in diesem Jahre das Vergnügen, seinen Bezirk durch die Freundschaft eines ihm anverwandten Fürsten, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, welcher zu München mit der bayerischen Prinzessinn,

Magdalene, (des Herzogs Maximilians jüngerer Schwester) den 31. Oktober 1613 sich trauen, und bald darauf sogar seinen Uebergang zur katholischen Religion öffentlich bekannt machen ließ, verstärkt zu sehen.

Eben so thätig und ernsthaft waren die Vorbereitungen und Anstalten der Union, deren Hauptanführer, so wie die ersten Urheber, die Calvinisten waren. Der erste Direktor jener Union, Kurfürst Friedrich IV. von der Rheinpfalz, als er das Ende seines Lebens, welches im 36sten Jahre seines Alters den 9. September 1610 erfolgte, heraneilen sah, verordnete sogar, daß die Vormundschaft über seinen damals vierzehnjährigen Kurprinzen, Friedrich V., dem Pfalzgrafen Johann zu Zweibrücken, mit Umgehung des nächsten Anverwandten, des Herzogs Philipp Ludwig zu Neuburg überlassen werden sollte, allein aus der Ursache, weil dieser ein der lutherischen Religion streng ergebener Fürst, jener aber der calvinischen Religion, in welcher der sterbende Kurfürst seinen Kurprinzen durchaus erzogen wissen wollte, zugethan war. Dieser Prinz, Friedrich V., versicherte sich der Freundschaft des Königs Jakobs I. von England, dessen Tochter Elisabeth er 1614 zu London ehlichte, und brachte noch im nämlichen Jahre, auf seiner Zurückreise von England durch Holland,

eine Verbindung der Generalstaaten mit der Union zu Stand, welche demnach, indem sie sich auch des Beistandes des französischen Hofes vertrösten konnte, ein höchst bedeutendes Gewicht erhielt. Auch der Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg nahm im Jahre 1614 die calvinische Religion an, wobei er die Absicht gehabt haben soll, sich des Beistandes der Generalstaaten bei einer zwischen ihm und dem Herzog von Neuburg wegen des gemeinschaftlichen Besitzes der jülichischen Länder entstandenen Uneinigkeit zu versichern.

Es war nämlich der gemeinschaftliche Statthalter jener Länder, Markgraf Ernest von Brandenburg, (den 18. Sept. 1613 im dreißigsten Jahre seines Alters) mit Tod abgegangen, und der Kurfürst Johann Sigmund hatte an dessen Stelle seinen ältesten Prinzen Georg Wilhelm zum Nachfolger in der Statthalterschaft ernannt, ohne den Herzog von Neuburg dabei zu begrüßen. Da man brandenburgischer Seits schon einmal das Versehen gemacht hatte, in Abwesenheit des Herzogs, einseitig ein Patent anschlagen zu lassen, und da der Kurfürst diesen Vorfall so wenig gütlich beizulegen versuchte, daß er vielmehr dem an seinem Hofe persönlich anwesenden Herzog sehr unanständig begegnete; (der vom Zorn hingerissene Kurfürst soll den Herzog so-

gar ins Gesicht geschlagen haben) so behaup=
tete nunmehr der Herzog, daß er bei der An=
stellung eines neuen gemeinschaftlichen Statt=
halters auch hätte beigezogen werden sollen,
und er ließ diesem Statthalter verschiedene
Punkte vorlegen, welche er zuvor erfüllen
müsse, ehe er als gemeinschaftlicher Statthal=
ter anerkannt werden könnte. Die Mißhellig=
keiten stiegen täglich weiter, und bewogen ei=
nes Tages den Kommandanten von Jülich,
dem Herzog Wolfgang Wilhelm, als dieser
auf einer Reise nach Lüttich die Stadt Jü=
lich besehen wollte, die Thore zu verschlies=
sen, aus Furcht, daß der Herzog sich der Stadt
einseitig bemächtigen dürfte; eben derselbe Statt=
halter nahm aber bald darauf holländische
Truppen in die Festung auf, mit der Erklä=
rung, daß er die Absicht habe, dieselbe für
das gemeinschaftliche Recht beider Fürsten zu
schützen. Der Herzog setzte sich hierauf in der
Stadt Düsseldorf fest, und schaffte die bran=
denburgischen Beamten aus derselben fort.
Das gemeinschaftliche Regieren hatte jetzt ein
Ende. Beide Partheien, der Herzog von Neu=
burg nämlich, und Brandenburg, besetzten so
viele Ortschaften, als sie konnten, und such=
ten einander, so viel möglich, zu kränken und
Abbruch zu thun. Es waren auch eben damals
heftige Streitigkeiten, welche von der Verschie=

denheit der Religion ihren Ursprung genommen hatten, in dem jülischen Ort Mühlheim, und in der Reichsstadt Aachen, noch in voller Bewegung. Mühlheim hatte die protestantische Religion eifrig begünstigt, und nicht nur sehr viele protestantische Einwohner von Köln, sondern überhaupt eine solche Wohlhabenheit an sich gebracht, daß die damals noch gemeinschaftlich handelnden Beherrscher der jülichischen Lande das Städtchen zu vergrößern anfiengen, und dasselbe mit Mauern umgaben, ungeachtet eines im Jahre 1612 erfolgten Befehls des Kaisers, alles in den vorigen Stand zu setzen. Aber jetzt fand der Herzog von Neuburg, nachdem er indessen katholisch geworden, und mit Brandenburg zerfallen war, für gut, den kaiserlichen Befehl zu vollziehen, und mit der Schleifung der Stadtmauern einen Anfang zu machen. In der Reichsstadt Aachen hatten sich die Protestanten nach und nach ebenfalls wieder ansehnlichst vermehrt, und der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, als er, wie eben vorkam, die Vormundschaft über den kurpfälzischen Prinzen, Friedrich V., und aus diesem Grunde (nach dem Absterben des Kaisers Rudolph II.) auch das Reichsvikariat ergriff und behauptete, ließ die Uneinigkeit zu Aachen durch Abgeordnete untersuchen, welche dahin entschieden, daß die öffent=

liche Religionsübung den Bewohnern der Stadt frei stehen, und so auch die Wahl und Fähigkeit zu Stadtämtern beiden Theilen zuständig seyn sollte. Die Protestanten, welche sich nunmehr der Oberhand bemächtigten, wählten bald darauf zwei Protestanten zu Bürgermeistern, und 116 theils Protestanten, theils Calvinisten zu Rathsherren. Dieser Vorgang bewog den Kaiser, den Grafen Wilhelm von Fürstenberg, als Kommissär, dahin zu senden, welcher die alten Bürgermeister, und die katholischen Bürger überhaupt wieder in ihre Plätze einsetzte. Der Pfalzgraf von Zweibrücken nahm sich der nicht katholischen Bürger an, und machte dem Kaiser dringende Vorstellungen, daß er doch jene Verfügungen, welche er, der Pfalzgraf, als ehemaliger Verweser des Reichsvikariats getroffen hätte, nicht zernichten möchte; allein der Kaiser zernichtete sie nicht nur, sondern wiederholte ein über die nicht katholischen Bürger der Stadt in Hinsicht ihrer gewaltthätigen Handlungen bereits im Jahre 1611 gefälltes Achturtheil, und übertrug dem Erzherzog Albert (dem Beherrscher der spanischen Niederlande), dann dem Kurfürsten von Köln den Vollzug. Erzherzog Albert beorderte geschwinder und thätiger, als sich vermuthen ließ, eine Armee von 30,000 Mann unter der Anführung des Ge=

nerals Spinola ab, welcher zuerst in Aachen die katholische Religion in ihren ehemaligen Stand zurückbrachte, die protestantischen Rathsherren absetzte, und alle protestantische Religionsübung einstellte, dann nach Mühlheim zog, wo er die Wälle und Festungswerke, im Jahre 1615 auch sämmtliche Häuser niederreissen, und die Einwohner insgesammt verjagen ließ, und endlich (um einen Versuch zu machen, ob er sich nicht der jülichischen und bergischen Lande bemächtigen könnte) Rheinbergen, Duisburg und die Stadt Wesel wegnahm, und sich darin festsetzte. Auf der andern Seite waren zur Unterstützung des Kurfürsten von Brandenburg holländische Truppen unter der Anführung des Grafen Moriz von Nassau herangekommen, welche ebenfalls verschiedene Plätze einnahmen, und (als ein zu Santen im Clevischen, unter der Vermittlung von Frankreich, England, und der Union, noch im Jahre 1614 einsweilen zur Befriedigung der beiden Hauptpartheien, Brandenburg und Neuburg, geschlossener Vergleich sich zerschlug) so gut sie konnten, weiter um sich griffen, und einen Krieg, dessen Früchte andern zu Theil werden sollte, fortsetzten.

Während dieser Vorfälle erhielten die Unirten (und zumal Kurfürst Friedrich V.) eine neue und höchst wichtige Gelegenheit, ihren

Eifer für ihre Sache zu verdoppeln. Es trat nämlich im Erzhause Oesterreich in Hinsicht auf die künftige Erbfolge von Ländern, und Würden der ähnliche Fall, der sich unter Kaiser Rudolph II. ergeben hatte, ein. Die Brüder des Kaisers, die Erzherzoge Maximilian und Albert waren unbeerbt, und auch der Kaiser Mathias war seines sehnlichsten Wunsches, einen Erben zu erhalten (er hatte sich noch im 55sten Jahre seines Alters mit Anna, des letzten Erzherzogs von Tyrol, Ferdinands hinterlassener Tochter im Jahre 1611 vermählet) nicht gewährt worden. So wie nun ehemals unter dem Kaiser Rudolph II., dessen ältester Bruder Mathias, so nahm sich jetzt unter dem Kaiser Mathias dessen Bruder Erzherzog Maximilian der Sache an, und brachte als künftigen Nachfolger den Erzherzog Ferdinand (einen Sohn des Karl von Steiermark, und Enkel Kaiser Ferdinands I.) in Vorschlag. Indem er es auf sich nahm, den Erzherzog Albert zur Einwilligung zu bereden, versprach er sogar, daß er in Person sämmtliche Kurfürsten besuchen wolle, um dem Erzherzog Ferdinand auch die Kaiserkrone zu verschaffen; er machte auch wirklich sogleich damit einen Anfang, daß er im Jahre 1616 zum Erzherzog Albert nach Brüssel reiste, auch von diesem seinem Bruder einen förmlichen Verzicht zu

Gunsten Ferdinands bewirkte, und (nachdem auch vorher noch die Krone Spanien ihrer irrig gemachten Ansprüche wegen eines bessern belehrt worden) zwischen den sämmtlichen Personen des Erzhauses Oesterreich alles in Richtigkeit brachte. Vor allen Dingen nun sollte dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge in Böhmen und Ungarn versichert werden. In beiden Königreichen gelang die Sache nach Wunsch; und was Böhmen betrifft, so wurde Ferdinand, nachdem er vorerst gelobt hatte, daß er die Freiheiten der Nation beschwören, und bei des Kaisers Lebzeiten sich in nichts mischen wolle, durch die freie Einhelligkeit der Böhmen zu ihrem König gewählt, und den 29. Juni 1617 gekrönt; auch in den zu Böhmen gezählten Ländern, Mähren, Schlesien und der Lausiz, wurde er auf Landtagen unter den nämlichen Bedingungen, zum König angenommen. In Ungarn gieng auf einem Landtag zu Preßburg die Wahl und Krönung auf eben dieselbe Weise den 1. Juli 1618 vor sich; allein mit der Wahl des Ferdinand zum römischen König wollte es desto weniger gelingen, so viele Mühe sich auch das Gesammthaus Oesterreich gab, das große Vorhaben zu befördern. Der Erzherzog Maximilian hatte bereits im Jahre 1616 die drei geistlichen Kurfürsten persönlich besucht, und im folgenden

Jahre unternahm selbst der Kaiser mit dem König Ferdinand, dann dem Erzherzog Maximilian eine Reise nach Dresden, um den Kurfürsten Johann Georg nicht nur für den künftigen Kurfürstentag, auf welchem über die Nachfolge berathschlagt und gestimmt werden sollte, sondern auch auf den Fall, daß die Mitglieder der Union einst wirkliche Feindseligkeiten eröffnen sollten, zu gewinnen. Man suchte ihn zu bereden, daß, wenn man kaiserlicher Seits genöthigt werden sollte, zu den Waffen zu greifen, der Krieg keineswegs den Protestanten, für welche ein förmlicher Religionsfriede vorhanden wäre, sondern lediglich den Calvinisten, welche von den Protestanten so wenig, als von den Katholiken anerkannt werden könnten, gelten würde. Da der Kurfürst von Sachsen ein der lutherischen Religion eifrig ergebener (sohin der calvinischen nicht geneigter) Fürst war, da er ohnehin nie zur Union getreten, und da er endlich von dem kaiserlichen Hofe noch immer mit der Hoffnung, daß die Ansprüche des sächsischen Hauses auf die jülichische Erbschaft gewiß noch ihre Wirkung haben würden, geschmeichelt wurde, so läßt sich leicht vermuthen, welche Gesinnungen der Kurfürst gegen den anwesenden Kaiser geäußert haben werde.

Die Bemühungen, welche man sich von Seite des kaiserlichen Hauses gab, sich der deutschen Krone zu versichern, konnten unmöglich so geheim bleiben, daß sie dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seinen Verbündeten nicht hätten bekannt werden sollen, und der Zweck jener Bemühungen, einem der katholischen Religion so eifrig ergebenen Herrn, wie Ferdinand war, zur kaiserlichen Würde zu verhelfen, war zu vielen Bedenken und Besorgnissen unterworfen, als daß Friedrich nicht sogleich in volle Thätigkeit hätte gesetzt werden sollen; er berief nicht nur unverzüglich die unirten Fürsten auf einen Bundestag nach Heilbronn 1617 (wo der Bund, weil ihm der Kaiser während seiner Versammlung die Auflösung zumuthete, wieder eine neue Kraft bekam) sondern machte an verschiedene Höfe persönliche Reisen, theils um sie der Union geneigt zu machen, theils um einige Prinzen von bedeutender Macht, oder großem Anhang als Mitwerber für die kaiserliche Krone zu sammeln. Der wichtigste solcher Herren, denen er Ehrgeiz (und Unklugheit) genug zutraute, um sich von seinen Vorschlägen blenden zu lassen, war sein Stammvetter, der Herzog Maximilian von Bayern, welcher, wenn er zu gewinnen gewesen wäre, eine ganz andere Reihe von Begebenheiten und Erfol-

gen, die nachher in und für Deutschland eintrat, veranlaßt haben müßte; aber Maximilian, damals der staatsklügste, so wie der ansehnlichste, deutsche katholische Fürst, an welchen ganz Süddeutschland sich anschloß, hörte bei dem Vortrag seines Vetters nichts Neues, noch Unerwartetes, worüber er nicht schon lange mit sich einig gewesen seyn sollte; er wußte, daß Frankreich und die unirten Fürsten ihn allein aus der Absicht zur deutschen Krone befördern wollten, um einmal einen Kaiser zu haben, der, weil er sich ohne ihre Unterstützung nicht würde halten können, sich ganz nach ihrer Leitung würde verhalten, und allein ihren Absichten unterthänig seyn müssen. Maximilian ließ sich indessen gegen den Kurfürsten, welchen er im Spätjahre 1617 an seinem Hof zu München auf das prächtigste bewirthete, in keine unnützlichen Erörterungen ein, sondern dankte für das Zutrauen, das man auf ihn setzte, und erklärte nur, daß ihn unmöglich nach einem Thron, dessen Stützen längst aus den Fugen gerissen, unmöglich nach einem Reich, dessen Glieder so uneinig wären, gelüsten könne. „Ich gönne, sagte er unter anderm, die kaiserliche Würde dem, welchem die Vorsehung sie zutheilen wird, ganz gerne, und, Herr Vetter, (schloß er mit aller der Gutmüthigkeit, die ihm eigen war) ich bin

kein Feind von Oesterreich." Da es am Ende dem Kurfürsten Friedrich V. nirgends gelingen wollte, einen solchen Herrn, der sich als Mitwerber um die deutsche Krone dem Erzherzog Ferdinand mit Erfolg hätte an die Seite stellen können, aufzubringen, so that er sein Möglichstes, um den Kurfürstentag, auf welchem die Wahl vor sich gehen sollte, zu verhindern; doch dieser Kurfürstentag wurde durch ganz andere Begebenheiten, welche in ihren Folgen ganz Deutschland erschütterten, verhindert.

Wir haben gehört, daß der Kaiser Rudolph II., als er im Jahre 1608 von seinem Bruder Mathias mit einer bis Prag gerückten Armee überfallen wurde, die Böhmen zu einem Landtag berufen, und den protestantisch gesinnten (oder wie sie in Böhmen nach einem alten Herkommen genannt wurden, den Utraquisten) Ständen sub utraque verschiedene Religionsfreiheiten bewilligt habe. Da den Protestanten die ihnen, vom beängstigten Kaiser zugestandenen Bewilligungen theils nicht klar, theils nicht befestigt genug zu seyn schienen, so nöthigten sie im folgenden Jahre den Kaiser, ihnen einen mit dem kaiserlichen Siegel befestigten Majestätsbrief ausfolgen zu lassen, worin vorkam, „daß denen sub utraque die böhmische Confession, bis zur gänzlichen Ver-

einigung der christlichen Religionspartheien gelassen, und die Uebung derselben allen drei Ständen frei gestellt; daß das untere Consistorium sammt der Universität zu Prag denen sub utraque wieder eingeräumt, und sie gewisse Personen als defensores derselben zu ernennen, der König aber zu bestätigen haben soll; daß ferner denen sub utraque freistehen soll, nach Befinden noch mehrere Kirchen und Schulen zu bauen, und darin ihre Religion ungehindert auszuüben; daß sie Niemand fernerhin in Ansehung der Begräbnisse auf den Gottesäckern, des Läutens dabei ꝛc. zu bedrängen sich unterstehen, und daß gegen den Majestätsbrief keine andere Verordnung, sie möge ausgehen von wem sie wolle, gültig, und daß, wer etwas dagegen unternehme, als ein Feind des allgemeinen Friedens zu bestrafen seyn soll." Zu Folge dieses Majestätsbriefes wurden von Böhmen sub utraque, die nachher die neue böhmische Confession mitangenommen hatten, zu Klostergrab, welcher Ort dem Erzbischof von Prag unterworfen war, dann in der Stadt Braunau, über welche der Abt von Braunau zu gebieten hatte, protestantische Kirchen gebaut. Die Herren der Ortschaften untersagten den Bau, indem sie erklärten, daß die im Majestätsbrief eingerückte Erlaubniß, Kirchen zu bauen, allein

von den Gütern, welche dem König angehörten, und nicht von andern verstanden werden müsse, und selbst Kaiser Mathias erklärte sich mündlich, „daß den Unterthanen der Geistlichkeit, vermöge des Majestätsbriefes, das Recht, Kirchen zu bauen, keineswegs zustehe.“ Die neu erbauten Kirchen mußten den Grundherren ausgeliefert werden; ja, als die in Braunau vorhandenen Protestanten an den Kaiser einige Deputirte schickten, wurden diese in Verhaft genommen. Die den böhmischen Protestanten zugegebenen Defensores beschrieben hierauf einen Landtag, welcher den 5. März 1618 auf dem großen Kollegium Kaisers Karl IV. eröffnet werden sollte. Die Prager und einige andere Städte blieben auf eine vorgehende Abmahnung der kaiserlichen Minister von der Versammlung weg; allein die Deputirten anderer Stände erschienen; und da sich der Kaiser bereits im vorigen Jahre von Prag nach Wien begeben, und zehn Statthalter, sieben katholische, und drei protestantische hinterlassen hatte, so wurden an letztere sowohl, so wie an jenen, nunmehr schriftliche Vorstellungen um Abstellung der, dem Majestätsbrief entgegen handelnden, Bedrückungen erlassen. Der Kaiser antwortete unverzüglich, aber in sehr ungnädigen Ausdrücken, worin er besonders den eigenmächtig ausgeschriebenen Land-

tag ahndete, und solche einseitige Zusammenkünfte verbot; allein die Defensoren hatten bereits eine neue Zusammenkunft ausgeschrieben, und dieselbe von allen protestantischen Kanzeln verkündigen lassen. Als diese Versammlung, bei welcher sich aber aus Prag, und den königlichen Städten wieder Niemand einfand, den 21. Mai 1618 auf dem vorgenannten Kollegium eröffnet wurde, forderten die kaiserlichen Statthalter die versammelten Protestanten zu sich auf das königliche Schloß, um ihnen ein von Wien angekommenes, wiederholtes kaiserliches Schreiben zu eröffnen, welches zwar in weniger geschärften Ausdrücken, als das erste, abgefaßt, aber gleich diesem des Inhalts war, daß keine Versammlung der Stände gehalten, sondern solche, bis eine weitere Erklärung erfolgen würde, verschoben werden sollte; allein die Protestanten waren nun einmal überein gekommen, sich selbst, wie sie sagten, zu helfen, und waren so wenig geneigt, die Versammlung zu entlassen, daß sie sich vielmehr bald darauf, und wie es scheint, mit vollem Vorbedacht einer That schuldig machten, bei der sie im Voraus nicht auf Gnade und Versöhnung mit dem Kaiser, sondern auf einen vollkommenen Bruch mit demselben gerechnet zu haben scheinen. Den 22. Mai 1618 erschienen auf der

Kanzlei des königlichen Schlosses vier von den kaiserlichen Statthaltern, und zwar vier Katholiken, a) der Oberburggraf von Sternberg, b) der oberste Landrichter, Wilhelm Slawata, c) Jaroslaw Borzita von Martiniz, d) Mathes Diepold von Lobkowiz, dann der Sekretär Philipp Fabricius. Die Protestanten, oder Utraquisten, strömten schon etwas erhitzt in so zahlreicher Menge herbei, daß viele vor der Thüre stehen bleiben mußten. Der Graf Heinrich Mathäus von Thurn, welchem der Kaiser Mathias vor einiger Zeit das wichtige Amt eines Burggrafen vom Karlsstein ohne Ursache abgenommen, und dieses dem katholischen Grafen Martiniz übergeben hatte, stellte einen Hauptanführer der Menge vor. Man that an die vier kaiserlichen Statthalter verschiedene Fragen, worunter vorzüglich diese war, ob sie das erste Schreiben des Kaisers, worin den Defensoren der Utraquisten mit großen Strafen gedroht wurde, veranlaßt, oder gar verfaßt hätten. Man begnügte sich mit den Antworten, bei welchen die Statthalter freilich etwas verlegen sich benommen haben mochten, nicht, und drang mit jedem Augenblick heftiger in sie, ja man erklärte sie zuletzt, und zwar vorzüglich den Slawata und Martiniz für Hauptfeinde der Protestanten, und Graf Thurn rief, (was auch Fels und

Wilhelm Lobkowiz thaten) daß es am besten gethan seyn würde, wenn man jene beiden Männer von der Welt wegschaffte, und den Protestanten Sicherheit bewirkte. Man überschüttete auch sogleich diese zwei Statthalter mit Vorwürfen wegen Reden, Rathschlägen, und Unternehmungen, womit sie den Protestanten hätten Abbruch thun wollen, erklärte sie ohne weiters der für Verräther der Nation von jeher bestimmten Strafe des Hinauswerfens zum Fenster schuldig, und Graf Thurn (nachdem er vorerst die zwei andern Statthalter, von Sternberg und Diepolden von Lobkowiz, deren man schonen wollte, in eine andere Stube abgeführt hatte) ergriff sie mit der Beihilfe einiger Freunde, und stürzte sie, zuerst den Martiniz, dann den Slawata, und zuletzt den Fabrizius zum Fenster hinaus, von einer Höhe von 28 Prager Ellen, in den Schloßgraben hinunter. Damit die Unglücklichen desto gewisser getödtet werden möchten, wurden ihnen viele Pistolenschüsse nachgeschickt. Die drei Herren mögen nun auf einen Haufen Kehricht oder Mist gefallen, oder durch die Bedeckung ihrer Staatsmäntel, mit denen sie umhüllt waren, oder sonst durch einen Umstand gerettet worden seyn; genug, alle drei blieben beim Leben, und fanden sich (den Slawata, der im Kopf und Gesicht einige

Wunden bekommen hatte, ausgenommen) im Stand, möglichst geschwind wegzuflüchten. Fabrizius begab sich unverzüglich zum Kaiser nach Wien, und Martiniz entkam nach München, von welcher Stadt aus er dem Kaiser ebenfalls seine Ankunft meldete; Slawata wurde gegen einen Revers, sich niemals rächen zu wollen, beim Leben gelassen.

Aber das Benehmen der böhmischen Protestanten, oder vielmehr ihrer Anführer, nach der Mißhandlung der kaiserlichen Statthalter war noch ungleich auffallender, als selbst jene Mißhandlung. Diese Anführer nämlich entschuldigten ihre That bei dem Kaiser, dann bei den deutschen und andern Fürsten so wenig, daß sie sich wegen derselben vielmehr rechtfertigten; sie mögen auch wohl keine vollkommene Aussöhnung mit ihren Personen von Seite des Kaisers gehofft, und bei sich beschlossen haben, an der Spitze der böhmischen Nation alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren. Die blinde und schreckliche Kühnheit, mit der man bei einer solchen Gemüthsstimmung zufährt, machte, daß sich denselben kein einziger der noch in Prag vorhandenen kaiserlichen Statthalter, noch die Stadt Prag, welche an jener Mißhandlung keinen Theil genommen hatte, noch die böhmische Nation widersetzte. Sie setzten demnach die gefange-

nen Braunauer in Freiheit, übergaben dem Grafen von Thurn das Burggrafenamt vom Karlstein, ließen sich den Schloßhauptmann sammt seiner Wache schwören, bemächtigten sich der königlichen Gefälle, der Post u. s. w., verjagten die Jesuiten, als ihre gefährlichsten Widersacher, aus Prag und ganz Böhmen, stellten zur Verwaltung des Königreichs dreißig Direktoren auf, warben allenthalben Truppen, errichteten Bündnisse unter sich, suchten die Mähren, die Schlesier, die Ungarn, die Fürsten der Union, und auswärtige Mächte für sich zu gewinnen, und sagten endlich dem Kaiser, zur nämlichen Zeit, da sie bereits alle königliche Gewalt an sich gerissen hatten, „daß sie keineswegs wider seine Person etwas zu unternehmen gesonnen gewesen, sondern nur genöthigt worden wären, zur Erhaltung ihrer Religionsfreiheiten wirksame Anstalten zu treffen."

Am kaiserlichen Hof waren diejenigen, welche damals bei der Abfassung endlicher Beschlüsse das meiste Ansehen behaupteten, über die Art, wie den Böhmen begegnet werden sollte, nicht einig. Der Kaiser sah zwar mit der äußersten Bestürzung, daß er die Böhmen kaum mehr anders, als mit der Gewalt der Waffen zur Unterwerfung würde bringen können; allein er betrachtete auch die entsetzlichen

Folgen, in welche, falls ihm das wandelbare Waffenglück nicht günstig seyn sollte, seine Erbstaaten und ganz Deutschland verwickelt werden könnten, und war vorzüglich für eine gütliche Beilegung der Sachen gestimmt; er schickte an alle deutsche kurfürstliche und fürstliche Höfe Gesandte, und ermahnte sie, sich der Böhmen nicht anzunehmen. Viele dieser Fürsten, als Maximilian von Bayern, der Kurfürst von Sachsen u. a. dachten wie der Kaiser, und suchten die Böhmen zur Unterwürfigkeit zu bereden; ja der König Sigmund von Polen drohte ihnen sogar, daß er, wenn sie die Waffen nicht niederlegten, dem Kaiser mit seiner ganzen Macht beistehen würde. Der Kaiser schickte auch wirklich seinen geheimen Rath, Johann Eusebius Khuen, nach Prag, mit dem Auftrag, die Häupter der böhmischen Empörer, Thurn und Fels, vermöge der besänftigendsten Vorstellungen zu gewinnen; allein diese waren zu weit gegangen, als daß sie auch noch eine aufrichtige und dauernde Ausgleichung oder großmüthige Nachgiebigkeit des kaiserlichen Hofes erwarten zu können gehofft haben sollten, und der Versuch mißlang. Dieß machte diejenigen an dem kaiserlichen Hof, welche gleich anfangs zur Ergreifung der Waffen gerathen hatten, nur noch ungestümer bei ihren Forderungen, und der

Kaiser wurde endlich genöthigt, das böhmische Wesen dem König und Erzherzog Ferdinand zu übertragen. Ferdinand hatte zwar, was auch schon der Wohlstand erforderte, den Böhmen seine Vermittlung zwischen ihnen und dem Kaiser angetragen, blieb aber immer der Meinung, daß ein so tief liegendes Uebel, wie das böhmische wäre, nur durch scharfe Mittel geheilt werden könnte, und das erste, was er that, war, daß er sich des Mannes, dessen Rathschlägen der Kaiser mit dem unumschränktesten Zutrauen zu folgen gewöhnt war, bemächtigte. Dieser war der Kardinal Klesel *),

*) Melchior Klesel, Sohn eines bürgerlichen Bäckers (nicht zu München, wie Ertl meinte, sondern) zu Wien, wurde in dieser Hauptstadt 1553 geboren, mit Fähigkeiten und Eigenschaften, welche, da sich ihm Gelegenheiten anboten, sie in ihrem rechten Lichte zu zeigen, Jedermann für ihn einnahmen und in Verwunderung setzten; er wählte aus Neigung den geistlichen Stand, wurde 1578 zum Probst zu Wien, 1602 zum Bischof daselbst, und endlich sogar zum Kardinal erhoben. Nachdem er sich in unzähligen Fällen als einen Mann von seltener Einsicht und bescheidener Klugheit in Behandlung wichtiger Staatssachen ausgezeichnet hatte, wurde er von Kaiser Rudolph II. zum Staatskanzler und ersten Minister ernannt, und seine Erwählung dazu gehört vorzüglich unter die Erscheinungen, welche jenem Kai-

welcher, wiewohl ein erklärter Gegner der Protestanten, für den Frieden, und für gütliche Beilegungen sich erklärt, und seinen Herrn, den Kaiser, in diesen Gesinnungen gestärkt hatte. Klesel wurde auf Befehl des Königs und Erzherzogs Ferdinand, welchem er eines Tages einen Gegenbesuch abstatten wollte, bei seinem Eintritt in die kaiserliche Burg zu Wien von dem Freiherrn von Preuner in ein Nebengemach gelockt, und von diesem Herrn, welcher ihm die Eröffnung, daß er sein Gefangener sey, gemacht, und ihm ein gemeines Priesterkleid anzuziehen befohlen hatte, nach einer schon in Bereitschaft gestandenen Kutsche gebracht, und in aller Stille, ohne daß es in der Residenz jemand gewahr wurde, nach dem

---

ser Ehre machen. Wiewohl Klesel ein erklärter, sinnreicher, und höchst unternehmender Gegner der protestantischen Religion war, so war er gleichwohl ein eben so großer Feind aller kriegerischen Gewaltthätigkeiten; und wenn man ihm gefolgt hätte, so dürfte vielleicht die böhmische Unruhe gütlich beigelegt worden, und der dreißigjährige Krieg nicht erfolgt seyn. Klesel wurde aus seinem Arrest (sogar der Pabst ließ die Ursache desselben feierlich untersuchen) mit Ehren in Freiheit gesetzt, und starb im 77sten Jahre seines Alters den 18. September 1630 zu Neustadt, wurde aber nach Wien abgeführt, und daselbst in der Stephanskirche begraben.

festen Schlosse Ambras in Tyrol abgeführt. Nachdem nun Ferdinand diesen, mit ihm im Grunde ganz gleich gesinnten, aber in der Wahl der Mittel, mit denen den Böhmen begegnet werden sollte, nicht gleich gestimmten Mann auf die Seite geschafft hatte, fieng er unverzüglich an, seine Plane ins Werk zu setzen. Der Graf Thurn hatte in Böhmen die kaiserliche Domänialstadt Budweis, weil sie beim Ausbruche der Unruhen ihre Besatzung verstärkte (was auch die Stadt Krumau that, aber von der Vermehrung der Besatzung bald wieder abstand) eng eingeschlossen, und auf den Fall, daß er sie mit Sturm würde erobern müssen, hart bedrohet. Sogleich beorderte Ferdinand im Namen des Kaisers den Grafen Heinrich von Dampierre, der sich in den letzten Kriegen wider die Venetianer ausgezeichnet hatte, mit ungefähr 10,000 Mann nach Budweis ab, mit dem Befehl, dem Grafen Thurn zu Leibe zu gehen; aber Dampierre, der, statt unmittelbar nach Budweis zu rücken, für besser befunden hatte, erst Bistriz wegzunehmen, und Neuhaus, wo er die Vorstädte abbrannte, und eine Kirche plünderte, zu belagern, wurde vom Grafen Thurn überfallen, und wiederholt zurückgeschlagen. Dieser verunglückte Anfang veranlaßte den kaiserlichen Hof, die Völker des

Dampierre einem andern Feldherrn, nämlich dem Karl Longueval, Grafen von Bucquoy, den man aus den Niederlanden kommen ließ, zu übergeben, welcher die ihm anvertrauten Truppen mit neuen verstärkte, aber mit seinen Unternehmungen ebenfalls so wenig, als sein Vorgänger, ausrichtete. Wider alles Vermuthen nämlich erschien Graf Ernest von Mansfeld (Sohn des Grafen Peter Ernest) mit 4000 Mann, welche er ehemals wider die Spanier für den Herzog von Savoyen warb, und mit Einwilligung dieses Herzogs an die Union, dann an die böhmischen Protestanten vermiethete, in Böhmen, und eroberte die wichtige Stadt Pilsen, worin er eine starke kaiserliche Besatzung gefangen nahm. Der Graf Thurn verfolgte den kaiserlichen General Bucquoy, und jagte ihn ebenfalls überall vor sich her, was ihm auch, als der für sein Vaterland stritt, um so leichter bei einem Heer gelingen mußte, welchem großentheils bloß um Brand und Mord, und Raub, und Beute zu thun war. Dieses Heer hatte in Böhmen während einiger Monate einen Schaden von drei Millionen angerichtet, und eine unermeßliche Summe von Geld und Metall und andern Dingen geraubt. Ein Feldherr der böhmischen Stände, Joachim Schlick, nahm dem mit der Beute nach Hause eilenden Heere al-

lein bei dem Städtchen Zwettel in Oesterreich zweiundvierzig beladene Wagen, und tausend Stück Vieh, und sodann noch in jener Stadt selbst eine ungeheure Summe Geldes weg. Dieser tapfere Feldherr vereinigte sich mit dem Grafen Thurn, drang im Jänner 1619 in Oberösterreich ein, und schickte seine Streiftruppen bereits bis auf einige Meilen von Wien, wo bald darauf, nämlich den 10. (20.) März 1619 der Kaiser Mathias mit Tod abgieng.

Dieser Monarch mußte zuletzt, vermöge eines seltsamen Eintritts von Wiedervergeltung, die nämlichen Leiden, welche er über seinen Bruder den Kaiser Rudolph II. in vollem Maße verhängt hatte, und wohl noch mehr, erfahren; er sah sich von seinem Nachfolger Ferdinand, der doch bei seiner Krönung ein feierliches Versprechen ausgestellt hatte, sich bei den Lebzeiten des Kaisers in keine Regierungsgeschäfte mischen zu wollen, auf allen Seiten beschränkt, und aus Furcht schlimmerer Begegnung, in die traurige Nothwendigkeit, alles stillschweigend geschehen zu lassen, versetzt. Die gewaltsame Entführung seines einzigen Vertrauten, des Kardinals Klesel, welcher allein ihm, da sich von ihm alles zurückzog, noch übrig blieb, erfüllte ihn mit dem bittersten Unmuth, der ihm die Worte „Ich

will lieber ein Privatmann, als ein dergestalt hintangesetzter Kaiser seyn" auspreßte. Seiner Gemahlinn, der Kaiserinn, brach jene Mißhandlung das Herz; sie starb bald darauf im dreiunddreißigsten Jahre ihres Alters. Auch der Bruder des Kaisers, Maximilian, und der Markgraf Karl von Burgau, starben, jener im sechzigsten Jahre seines Alters, dieser im achtundfünfzigsten, beide 1618.

Als Kaiser Mathias mit Tod abgieng, standen die Böhmen in Oberösterreich. Die Stände Oberösterreichs, so wie die Stände Oesterreichs überhaupt, von denen der größte Theil protestantisch gesinnt war, forderten mit Trotz ihre Religionsfreiheiten, und machten Anstalten und Vorbereitungen, welche auf ihr Einverständniß mit den Böhmen zielten. Die Schlesier und Mähren hatten sich ebenfalls für die Böhmen erklärt, und die Fürsten und Stände der Union waren in voller Bewegung. Auch von Seiten der Türken (ungeachtet sie 1615 einen zwanzigjährigen Stillstand eingegangen hatten), so wie von Siebenbürgen näherten sich neue Gefahren und Unruhen. Alle Umstände und Erscheinungen kündigten den Ausbruch entsetzlicher Dinge an.

Leopold I.

1658 — 1705.

Beschaffenheit und Fortgang des wissenschaftlichen, religiösen, bürgerlichen und politischen Zustandes in Deutschland unmittelbar nach dem dreißigjährigen Krieg *).

§. I.

Daß ein so langer, volle dreißig Jahre (vom Jahre 1618 — 1648) fortgesetzter Krieg große Veränderungen aller Orten hervorgebracht

*) Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges wurde schon früher geliefert.

haben werde, ist leicht zu erachten. Als endlich dem Morden, Brennen und Zerstören durch den westphälischen Frieden ein Ende gemacht wurde, war fast nichts mehr, wie es vor dem Ausbruche dieser Jammerzeit war. Die schönsten Anstalten waren verfallen. Die ehedem blühendsten bürgerlichen Gewerbe waren bis auf einige wenige dürftige Meister heruntergekommen, oder noch häufiger vollends verschwunden. Viele tausend Menschen kehrten jetzt zu ihren Wohnungen, von welchen sie die Furcht vor Mißhandlungen, oder die gräßlichste Armuth verscheucht hatte, zurück, und fanden an ihrer Stelle schreckliche Brandstätte. Viele Tausend suchten die Ihrigen, von welchen plötzliche Ueberfälle sie getrennt hatten, auf, und suchten sie vergeblich. Sie waren dahin. Manches deutsche Land hatte den größten, und gerade den kräftigsten Theil seiner Einwohner verloren, und was noch übrig war, war ein neuer, im wilden Toben des Krieges entstandener, an Seele und Leib verkrüppelter, halb verwildeter Menschenstamm, welcher unbehilflich und muthlos, und mit einem düstern Unmuth, auf die öden Felder, welche er wieder bebauen, und auf die zerrütteten Anstalten hinsah, welche er wieder beleben sollte.

Wir wollen, um die Sachen und Menschen, von welchen in dem Leben des Kaisers Leopolds I. die Rede seyn wird, aus dem wahren Gesichtspunkte betrachten zu können, zuerst die Geschichte des Wesentlichsten dessen, was aus den Ruinen wieder hervorgesucht und fortgesetzt, oder was verbessert, und als etwas Neues aufgestellt worden war, vor uns nehmen, und sogleich mit den Wissenschaften und Unterrichtsanstalten, als von deren guter oder verkehrter Beschaffenheit, verständige oder verkehrte Köpfe, mithin wohl überlegte und gute, oder zu Grunde richtende Beschlüsse, Gesetze und Verordnungen auszugehen pflegen, den Anfang machen, und da Deutschland, in vielem Betracht, schon seit dem schmalkaldischen Kriege in das südliche und nördliche Deutschland getrennt worden war, auf jeden dieser Theile eine besondere Rücksicht nehmen. Was damals gesäet wurde, hat den Keim dessen geliefert, was sich in unsern Tagen ausgezeitigt, wenn es gleich oft durch unerwartete Zwischenfälle ganz anders, als man vermuthet haben konnte, sich entwickelt hat.

Da während des dreißigjährigen Krieges kein deutsches Land bei seinen Rechten und Besitzthümern unangefochten blieb, so blieben vorzüglich diejenigen Wissenschaften, welche lehren, wie man sich bei seinem Besitzstand

erhalten, oder zum Recht seiner Ansprüche sich verhelfen soll, überall ein Gegenstand des gemeinschaftlichen Eifers; aber die Grundsätze der Rechtsgelehrsamkeit hatten häufigst mehr die Eigenschaft, Streitigkeiten zu veranlassen und zu verewigen, als sie zu verhindern und beizulegen; und was man damals Natur-, Völker- und Staatsrecht nannte, war nicht selten auf streitige, oder wohl auch irrige Voraussetzungen gebaut, und ohne einen festen Grund und Zusammenhang vorgetragen; was auch bei dem Zustande der damaligen Philosophie wohl nicht anders seyn konnte. Man hielt, nach dem seit Jahrhunderten befestigten Herkommen, die Schriften des (384 Jahre vor Christi Geburt in Macedonien gebornen) Aristoteles noch immer für das letzte Ziel des menschlichen Verstandes, und huldigte ihm mit einer blinden Ergebenheit, welche an und für sich, nachdem Aristoteles ein helldenkender Mann von einer gründlichen Gelehrsamkeit, und einem ächten Geschmacke war, zu sehr guten Wegen geführt haben müßte, wenn seine Anhänger nicht das Unglück gehabt hätten, ihn schlechterdings nicht zu verstehen. Diese philosophischen Anhänger, welche sich aus der Ursache, weil ihr Meister auf einem Platze zu Athen, Lyceum genannt, auf- und niedergehend (peripatetikos) lehrte, den Namen

Peripatetiker gaben, und ihre Philosophie die peripatetische nannten, fanden sich in die aristotelischen Grundsätze und Lehren so wenig, daß sie denselben die ungereimtesten Auslegungen unterlegten, und daß sie dem guten alten Weltweisen solche Behauptungen und Meinungen zuschrieben, deren er sich im Grunde seiner Seele geschämt, und die er auf alle Weise von sich abgelehnt haben würde. Die stets natürliche Folge einer solchen Barbarei war, daß die damaligen sogenannten Philosophen ihre Vorträge in solche Worte einhüllten, welche weder griechisch noch lateinisch, noch deutsch, sondern welche barbarisch, und ohne Sinn, auch in keiner jener Sprachen mit Verstand und Klarheit auszudrücken waren. Das Schlimmste und Traurigste bei diesem Unfug war, daß man eben dieselbe gedankenleere Art, zu denken und zu lehren, auch in andere Zweige der Wissenschaften, bei welchen man die ärmste und unnützlichste aller Philosophien immer zum Grunde legte, übertrug, und überall den Geist des brauchbaren Nachdenkens zurückschreckte und lähmte. Man blieb daher in der Physik oder Naturlehre unabänderlich bei der seit einigen Menschenaltern zur Mode gewordenen Weise, anstatt wirklicher und nützlicher Sachen, nur eingebildeten Geheimnissen nachzuspüren, und Träume und

kindische Spielwerke als Wunder der Kunst zu rühmen. Die Paracelsisten wurden noch immer allein für die ächten Physiker gehalten, und ganz Deutschland war mit Lehrern und Liebhabern geheimer Wissenschaften, der Scheidekunst oder Chymie, der Alchymie, oder der Kunst, gemeinere Metalle in edlere, besonders in Gold zu verwandeln, und der Astrologie, oder der Kunst, aus dem Lauf und Stand der Sterne verborgene und künftige Dinge zu erkennen, angefüllt; so daß fast alle Schriften der damaligen, auch der in mancher Rücksicht mit Grund geschätzten Naturlehrer und Aerzte, dieses Gepräge trugen, auch sich mehr und weniger mit den Untersuchungen solcher Gegenstände abgaben, und einen ausgebreiteten Zeitruhm erwarben, wie z. B. jene waren, welche der wegen seines Wundersalzes (es war längst vor ihm bekannt, und bestand in einer mit dem mineralischen Laugensalz verbundenen Vitriolsäure) berühmt gewordene (1670 verstorbene) Johann Rudolph Glauber, in seinen Schriften *) ankündigte. Der Stein

*) Z. B. „Miraculum mundi, oder ausführliche Beschreibung des großmächtigen Subjecti von den Alten Menstruum universale, oder Mercurius Philosophorum genannt; 1653." — „De signatura Salium, Metallorum et Planeta-

des Weisen war bei weitem das wichtigste aller Ziele, nach welchem die damaligen Physiker ihr Augenmerk richteten, und Wünschelruthen und Metallriechereien waren in ihren Augen höchst theure Sachen. Mitunter wurden auch sogenannte Theses des Inhalts: „An bruta ratiocinentur? oder an plantae sint animalia?" u. dgl. mit dem größten Ernste behandelt, und man mochte wohl nicht einmal gewußt haben, wie man sich bei der Thesi, worüber ebenfalls gestritten wurde:

---

rum, oder gründlicher Unterricht, wie man nicht allein der Salien, Metallen und Planeten, sondern auch der Wörter und Namen ihre verborgene Kraft — erlernen und ausrechnen kann. 1658." — Libellus ignium, oder Feuerbüchlein, darin von unterschiedlichen fremden, und bis dato noch ganz unbekannten Feuern gehandelt wird." — Novum lumen chymicum, oder eines neu erfundenen, und der Welt noch niemals bekannt gemachten Secreti Offenbarung. 1664." — Explicatio, oder Auslegung über die Worte Salomonis: In Herbis, verbis et lapidibus magna est virtus. 1664." — „Von den drei Anfängen der Metallen, als Schwefel, Mercurio nnd Salz der Weisen. 1666." — „Kurze Erklärung über die höllische Proserpina. 1667." — „De tribus lapidibus ignium secretorum, oder von den drei allerede lsten Gesteinen, so durch drei secrete Feuer geboren werden. 1667." — „De purgatorio Philosophorum, oder von dem Fegfeuer der Weisen. 1668." —

An foeminae sint homines? benehmen, und ob man die Sache für einen belustigenden Einfall eines philosophischen Tagediebes halten, oder sie im Ernste behandeln soll.

Daß die Sachen in der Theologie, und dann im geistlichen und religiösen Wesen überhaupt, nach dem dreißigjährigen Krieg in dem Zustande blieben und fortgesetzt wurden, wie sie unmittelbar vor demselben waren, ist leicht zu erachten. Sie blieben aber nicht bloß in demselben Zustand, sondern sie wurden ungleich weiter getrieben, und es ist schwer zu sagen, ob in Süd- oder Norddeutschland mehrere sonderbare Menschen zum Vorschein kamen, welche aus Eiferern Schwärmer, aus Schwärmern Verrückte wurden, und welche sich eifrigst und mit beharrlichen Anstrengungen bemühten, die so ganz und gar einfache, jedem von uns in sein Herz geschriebene göttliche Lehre: „Liebe Gott über Alles, und deinen Mitmenschen wie dich selbst!" mit Einfällen und Hüllen aller Art zu umgeben, das Haus zu verlassen, und außer demselben auf Leitern und Gerüsten zu wohnen. Die Dogmatik, oder die Wissenschaft der Glaubenslehren, brachte die zanksüchtige Schulcontrovers, und die Speculation, oder die Schule, in welcher man sich mit der Erklärung von Glaubensgeheimnissen abgab, zur Welt, und beide

führten zu sehr seltsamen Sonderbarkeiten. Eine Hauptsache, womit sich die speculativen Theologen abgaben, betraf die Streitigkeit über die Gnade, das ist, über die Nothwendigkeit, über das Maß und die Wirkung des göttlichen Beistandes zur Besserung der Menschen; eine Streitigkeit, womit schon im sechzehnten Jahrhundert mehrere Lehrer in andern europäischen Staaten, ein unbeschreibliches Aufsehen erregt, aber sich auch gewöhnlich ernsthafte Verdrießlichkeiten zugezogen hatten. Solche waren, um nur einige der berühmtern zu erwähnen, Ludwig Molina, ein Jesuit, Cornelius Jansenius, Bischof zu Ypern, dann der Erzbischof zu Cammerich, Fenelon u. a. Der erstere hatte 1588 ein Buch über die Vereinbarkeit der Gnade, und des freien Willens (de concordia gratiae et liberi arbitrii) herausgegeben. Wiewohl nun dieses Buch beschuldigt wurde, daß es die natürlichen Kräfte des freien Willens wider die Verdienste Jesu Christi, wider den Beistand der Gnade, und wider die Prädestination erhöhe, daß es die ganze Kirche in Gefahr setze, und den Untergang vieler Katholiken befördere; wiewohl es daher, zumal von den Dominikanern, heftig angegriffen, und auf Befehl des Pabstes scharf untersucht, und nicht immer alles gebilliget wurde; so kam es gleichwohl, weil die

Jesuiten sich um das Buch annahmen, nicht dahin, daß es förmlich verboten wurde. Ein ganz anderes Schicksal hatte das vom Cornelius Jansenius (bei seinem im Jahre 1638 erfolgten Hintritt) unter dem Titel „Augustinus" hinterlassenes Buch, welches gerade das Gegentheil dessen, was Ludwig Molina aufgestellt hatte, lehrte, und welches bezüchtigt wurde, als behaupte es, daß „einige Gebote Gottes unmöglich von den Gerechten gehalten werden könnten, ob sie schon willig dazu wären, und sich alle Mühe gäben, dieselben nach ihren gegenwärtigen Kräften zu halten; es mangle ihnen auch die Gnade, daß solche Haltung möglich werde" u. s. w. Hierüber entstanden die heftigsten und weitaussehendsten Streitigkeiten, und das Buch, dessen Verfasser seine Art, sich auszudrücken, nicht mehr ändern, und das für anstößig Erklärte nicht mildern noch verbessern konnte, wurde auf das schärfste verboten. Was den Erzbischof Fenelon betrifft, so hatte derselbe eine „Erklärung der Lehren der Heiligen von dem innern Leben" geschrieben, worin unter anderm vorkam, daß man Gott lediglich wegen seiner Vollkommenheit lieben müsse, ohne daß man seine Bewegungsgründe aus den genossenen Wohlthaten, und aus der Erwägung des Himmels und der Hölle herzunehmen hätte. Dieses

Buch wurde vom Pabst Innocenz **XII.** verboten, und selbst von dem Verfasser, was ihm bei seiner Nation zum größten Ruhme gereichte, mit Eifer zurückgenommen und unterdrückt. Aehnliche Untersuchungen, Fragen, Streitigkeiten machten damals die Unterhandlungen und Beschäftigungen der Theologen aus, zumal derjenigen, welche, da sie sich einen großen Ruhm verschaffen wollten, genöthigt wurden, unnützlichen Grübeleien durch geheimnißvolle und pomphafte Worte eine Wichtigkeit zu geben, und überhaupt etwas Sonderbares vorzubringen.

Der Verfall, und so zu sagen die gänzliche Abwesenheit der witzschärfenden und geschmackverbreitenden Literatur der Alten machte, daß der Geist auch der gröbsten Albernheit im Fache der ernsthaftern Wissenschaften nicht mehr gefühlt, und nur noch, wie wir nachher hören werden, von einigen Ausnahmen guter Köpfe bemerkt wurde. Die Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, welche zu so großen Erwartungen berechtigten, erblickten bei ihrem Abtreten kaum noch einzelne Nachfolger, und im siebenzehnten Jahrhundert fand sich nur noch hie und da einer, der etwas Besseres ahnete, der die erloschenen Fußtritte der ehemaligen berühmten Vormänner suchte, und sie zu betreten wagte. Man erklärte zwar noch

bei dem öffentlichen Unterricht klassische Bücher der alten Griechen und Römer, aber man hielt sich bloß an die Wörter, und ließ sich kaum einfallen, daß diese Wörter auch einen Sinn hätten, und daß der Sacheninhalt die erste der Hauptsachen, welche man darin suchen müßte, sey. Die meisten der damaligen Dichter schränkten sich auf einen geschmacklosen Wortwitz ein, und Verse mit Jahrzahlen (Chronodisticha), und ähnliche, in faden Abgeschmacktheiten ausgeartete Künsteleien waren das Ziel, wornach sie strebten. Das Schlimmste dieses Zustandes war, daß die Gelehrsamkeit (nach dem großen, gebietenden Beispiele und Vorgange der Juristen und Theologen) allein in der lateinischen Sprache getrieben, daß dabei die deutsche Sprache gänzlich mißkannt und vernachlässigt, und daß ihr Werth selbst von Männern einer bessern Art so wenig geahndet wurde, daß es uns jetzt unmöglich fallen dürfte, eben denselben geschmackvollen Dichter, Jakob Balde, diesen feinfühlenden Sänger, der von seinen Liedern sagte:

„Quod cano, flos est, vel amica virgo,
Vel nemus sacrum: riguique puris
Fontibus colles, et amans sororis
gratia nodum."

in seinem deutschen Vortrag und Ausdruck, und in deutschen Versen, wie die folgenden sind:

„O Castalis, du edler Safft
O edler Brunn auff Erden
Ausz dem wir angefüllt mit Kraft
Halb Götter können werden.
Ey wie so still, der wie ein Mühl
Zuvor bist umbher gstrudelt.
Wem wollst sein lieb, jetzt aller trüb,
Faul, müssig, matt, Und bsudelt."

„Mich dürst nit mehr, trinck wer da mag,
Dein Wasser macht eins Grimmen.
Ja gar am hellen liechten Tag,
Thun die Camel drinn schwimmen.
Es trincket dich das laidig Vieh,
Wer wolts ihm doch verzeyhen?
Diß schatt der Stimm, macht d'Vers so schlimm,
Daß einer mächt drein speyen."

zu erkennen, und ihn für einen und eben denselben Verfasser der lateinischen Gedichte zu halten, wegen welcher er von der unbefangenen und verständigen Nachwelt, und schon von seinen Zeitgenossen mit Recht geschätzt, und mit einer solchen Hochachtung

verehrt wurde, daß, nach seinem (den 9ten Aug. 1668 zu Neuburg an der Donau erfolgten) Hintritt nürnbergische Rathsherren um eine seiner Federn sich stritten, und durch das Loos entscheiden ließen, wem das Glück beschert seyn sollte, sich ihres Besitzes zu erfreuen.

Eine Menge Menschen aller Klassen und Geschlechter gab sich im siebenzehnten Jahrhundert, einzeln und in Rotten versammelt, mit dem Verbessern der Wissenschaften, der Religion und der Sitten unter den verschiedensten Einfällen ab, und die Erscheinung, daß solche Menschen nicht selten einen uns jetzt unbegreiflichen Anhang erhielten, ist der redendste Beweis von der Stimmung, und von den Begriffen der damaligen Zeitgenossen. Sogar Frauenzimmer erklärten sich für Prophetinnen, und erhielten Beifall. Eine solche war, um unter vielen andern, welche im siebenzehnten Jahrhundert rasend schwärmten, nur Eine zu nennen, die abentheuerliche (im J. 1680 verstorbene) Antoinetta Bourignon, eine Niederländerinn, welche alle ihre Zeitgenossen für verblendet, dagegen sich allein für erleuchtet und weise ausgab, und welche, unter vielen andern Verrücktheiten, ein Buch, le nouveau ciel et la nouvelle terre, (neuer Himmel und neue Erde) Amsterdam

1679 schrieb, worin sie ein schauderhaftes Beispiel gab, zu welchen Unsinnigkeiten ein in Unordnung gerathener und eingebildeter Kopf verfallen kann; aber der (falsche, oder auch ächte und gutgemeinte) Eifer, zu verbessern, schränkte sich nicht bloß auf einzelne Menschen ein. Wie einst zur Zeit des unbändigen, und zügellos wüthenden Faustrechts biedere und beherzte Männer (und zwar, um desto nachdrücklicher wirken zu können) insgeheim sich verbündeten, jedes schreiende Unrecht, das ungestraft, und am hellen Tage seines Frevels sich freute, rügen und bestrafen zu wollen; so vereinigten und verschloßen sich jetzt (was schon vorher von Zeit zu Zeit geschehen seyn mag), auch sogar heller und richtiger, als ihre Zeitgenossen denkende Männer in geheime Klubs und Massoneyen, mit dem wechselseitigen Vorsatz, den damaligen Zustand der Philosophie und Theologie zu verbessern, die Sittlichkeit durch weise und kluge Anstalten herzustellen, eine lebhafte Verehrung für das Gute und Schöne durch alle Klassen der Menschen zu verbreiten, und überhaupt eine neue Weltumstaltung zu bewirken. Eine der ersten solcher geheimen Gesellschaften, welche im 17. Jahrhundert entstanden, wurde von einem würtembergischen (im J. 1654 verstorbenen) Theologen, Joh. Valentin Andreä, veranlaßt,

von welchem (wie man dafür hielt) im Jahre 1614 unter dem Titel: „Allgemeine und Generalreformation der ganzen weiten Welt, benebenst der fama fraternitatis des löblichen Ordens des Rosenkreuzes" ein Buch erschien, in welchem alle weise Leute aufgemuntert wurden, sich unter einem heiligen Zeichen dem Kreuze, das mit dem Bild der Verschwiegenheit, mit Rosen nämlich, (daher Rosenkreuzer) umgeben seyn sollte, in eine der Welt unbekannte Gesellschaft zu verbinden, um alles, was unter den Menschen verderbt wäre, abzuthun, und in der ganzen Welt wahre Weisheit auszubreiten. Da in jenem Buch vorgegeben ward, daß eine geheime Gesellschaft dieser Rosenkreuzer schon wirklich vorhanden sey, da dadurch, wie leicht zu erachten, die Neugierde der Welt aufs höchste gespannt ward, so benutzten diese Gelegenheit, sich als Vielwissende betrachten zu lassen, bald eine Menge solcher Leute, welche nichts weniger, als zu einer geheimen Gesellschaft ächter Weisheit geeigenschaftet waren, und welche durch ihr belachenswürdiges Benehmen die anfangs gutgemeinte Sache verhaßt und lächerlich machten. Gleichwohl fand schon die Erdichtung, daß ein gewisser Christian Rosenkreuz, welcher 1388 in Deutschland geboren worden, dann als Pilgrim ins gelobte Land gereiset,

nach Arabien und Aegypten gekommen, und daselbst von den morgenländischen Weisen in den geheimsten Wissenschaften und Künsten unterrichtet worden seyn sollte, mehrere Leichtgläubige, als man in Rücksicht einer solchen Schwächlichkeit des Verstandes und der Beurtheilungskraft, als zu jenem Glauben gehörte, vermuthet werden sollte, und als vollends, ganz im stillen Vertrauen, nämlich (immer sub **Rosa**) von Betrogenen, und von losen Spöttern versichert wurde, daß es in dem geheimen Bund der Rosenkreuzer Leute gäbe, welche die unglaublichsten Geheimnisse der Natur, und (unter tausend andern Dingen) selbst den philosophischen Stein, und dazu einen Geist, oder Liquor, durch dessen Gebrauch sie ihr Leben auf viele hundert Jahre verlängern, ja sich die Unsterblichkeit verschaffen könnten, besäßen, welche die Metalle in den Gebirgen, und die reinsten Naturquellen auszukundschaften verstånden, welche wohl gar geheime Verständnisse mit Geistern der andern Welt unterhielten, und durch geheime Kraft alles, was lebte, beherrschten; so bestätigte sich wieder die uralte historische Thatsache, wie wenig es brauche, den Menschen eines und vieler sich unmittelbar folgender Zeitalter die Köpfe zu verrücken. Es entstanden an vielen Orten geheime rosenkreuzerische Gesellschaften, deren

Urheber und Anführer von unsichtbaren, aber alles genau bemerkenden, und von allem, was in den verborgensten Winkeln geredet und gethan würde, stets vollkommen unterrichteten Obern sprachen, welche dann auch diejenigen, die sich um die Aufnahme bewarben, unter mancherlei abgeschmackten, und zum Theil für nüchterne Leute beschämenden Ceremonien, unter denen, dem Vorgeben nach, bedeutungsvolle Bilder geheimer höchst wichtiger Wahrheiten verborgen seyn sollten, endlich in eine Gesellschaft gleichsinniger Mitbrüder führten, ihnen darin mit einem mystischen Prunk die alltäglichsten, moralischen oder wissenschaftlichen Dinge vorsagten, dabei immer von Stufen und Graden, mittelst welcher man mit dem Folgenden bekannt werden müßte und würde, sprachen, sich und ihre Mitgefährten die Wissenden nannten, den Neulingen aber vor allen Dingen, und im Anfange und am Ende einprägten, daß von den Grundsätzen, Kenntnissen und Künsten, mit welchen sie (nach dem Befund ihrer Empfänglichkeit) nach und nach bekannt gemacht werden würden, und daß überhaupt von allem dem, was von ihnen (zur Erweiterung und Verschönerung des geheimen salomonischen Tempels) beschlossen, gemauert, gezimmert, und für die Wissenschaften in symbolische Worte und Bilder einge=

hüllt werden würde, den Profanen und Laien nur so viel, als sie tragen könnten, eröffnet und mitgetheilt, die Hauptsache aber, es beträfe nun alchymistische Künste und Entdeckungen, oder was immer für Arcana, auf ewige Zeiten verheimlicht, und (nach der Weise der ehemaligen Aegyptier) nur von ihren Ordenspriestern sorgfältig aufbewahrt, und nur wieder allein diesen, von einem Menschenalter zum andern, insgeheim überliefert werden sollte.

Das Bild vom salomonischen Tempelbau, das Loosewort geheimer Gesellschaften, kam durch eine Schrift eines jener unsterblichen Männer, welche das siebenzehnte Jahrhundert zierten, in Umlauf. Wir müssen das Wesentlichste wenigstens von einigen dieser Männer, welche, wenn sie auch nicht alle in Deutschland geboren, doch für die Aufnahme besserer wissenschaftlicher Kenntnisse in Deutschland höchst wichtig wurden, kennen lernen. Diese Männer stiegen in der Dämmerung, welche von allen Seiten um sie her lag, mit einem ihnen eigenen Lichte empor, und sandten ohne Beispiel, und da, wo sie zuerst auftraten, ohne Beifall, mit einem unbesiegbaren Gefühl des Bessern, die ersten Strahlen einer schönern Morgenröthe aus, welche nach einigen Menschenaltern herab in die tiefen

Thäler sich senkten, und die Schlummernden weckten. Unter den ersten dieser Männer trat ein Engländer, Franz Baco (Baron von Verulam), auf, welchem die Leute, die sich zu seiner Zeit mit der Philosophie abgaben, und sich Philosophen nannten, wie Kinder am Verstand vorkamen. „Diese Philosophie (schrieb er), wenn ich offenherzig sagen soll, was ich von ihrem Nutzen halte, scheint mir eine lautere Kinderei und ganz mit dem Gepräge dessen, was man eigentlich kindisch nennt, bezeichnet zu seyn. Sie ist unerschöpflich an sinnlosen Worten, wenn es auf das Plaudern ankömmt, aber schwächlich und unreif, etwas Nützliches zu Stande zu bringen.“ Auch richtete sich dieser Mann, indem er seinen Zeitgenossen richtigere Begriffe beibringen wollte, mit einer weisen Herablassung ganz nach dem Geschmacke seiner Unmündigen, und indem er wohl wußte, daß sie wenig oder gar nicht auf ihn merken würden, wenn er im trocknen Ernst mit ihnen spräche, so brachte er ihnen die Arznei in einem Roman „die neue Atalantis“ bei, worin er ein Schiff an eine unbekannte Insel „Bensalem“ kommen ließ, deren König Salomona zur Beförderung der Erkenntnisse der Ursachen und Eigenschaften der natürlichen Dinge eine unvergleichliche Anstalt gestiftet hätte, „vermöge welcher in tie-

fen Höhlen oder auf hohen Thürmen verschiedene Naturbegebenheiten beobachtet, künstliche mineralische Brunnen und Bäder, und große Häuser, wo Luftbegebenheiten, als Wind, Regen, Donner nachgemacht, ferner botanische Gärten, viele Wälder und Land, in welchen eingeschlossene Thiere zur Beobachtung gehalten, endlich alle Arten von Häusern, worin alle natürliche und künstliche Dinge bereitet würden, vorhanden, auch Gelehrte in hinlänglicher Zahl angestellt wären, welche alle diese Sachen jeder in seinem Fache besorgten, theils Reisen thäten, theils Versuche machten, theils sie aufschrieben und sammelten, Resultate daraus zögen, und gemeinschaftlich überlegten, was davon bekannt zu werden verdiente." Dieser Einfall zog alle diejenigen Wirkungen nach sich, welche der große Mann beabsichtigt hatte. Es wurde nämlich große Mode, oder allgemeiner Zeitgeist, am salomonischen Hause zu bauen, doch so, daß ein Theil der Gelehrten, welche im Jahre 1646 in eine Gesellschaft (woraus 1660 die königliche Akademie zu London entstand) traten, im Angesicht und vor den Augen der Welt bauen, und dieser nichts verheimlichen, andere aber, welche sich ebenfalls im Jahre 1646 verbündeten, alles nur wie ein Geheimniß vornehmen, so unbekannt, wie die Einwohner der Insel Bensalem, blei-

ben, und allein sich einander in Bildern verständigen wollten. Diese Letztern, in deren mystischen und alchymistischen Schriften als eine Hauptlehre enthalten ist, „daß derjenige, welcher die weisen und bestimmten Regeln, wornach Gott seine Schöpfung geordnet, nämlich das Innere der Natur kennen lernte, Gott sich nähere, und so auch umgekehrt, daß derjenige, welcher Gott durch innige Vereinigung mit ihm sich nähere, Gewalt über die Natur erlange," ließen sich (nach dem bekannten Gesetz in London, daß jeder Bürger in einer gewissen Zunft oder Innung sich halten muß) der Maurerzunft einverleiben, wurden dem zu Folge Free= (gefreite, und der Rechte der Zunft theilhaftige) Maurer, und gaben, indem sie ihre Versammlungen auf der Zunftstube der Maurer hielten, auch sogar das Wappen derselben, ein Winkelmaß nämlich, mit einem winkelrecht geöffneten Zirkel, und drei Thürmen, als Gesellschaftswappe annahmen, der berühmten Benennung „Freimaurergesellschaft und Freimaurer," die erste Veranlassung, einer Gesellschaft, welche, nachdem sie in England, bald nach ihrer Entstehung, mit der Wiederherstellung der engländischen Könige insgeheim sich eingelassen, und mit dem Fortschritte der Zeit ihre ersten Mitglieder, und mit diesen zum Theil ihren

ersten Zweck verloren hatte, endlich sich wieder nach einer neuen Einrichtung umsah, sich dann durch ganz Europa verbreitete, aber auch das allen Anstalten und Erfindungen dieser Art gemeinschaftliche Schicksal erlebte, das Schicksal nämlich, in verschiedenen Ländern, unter verschiedenen Unternehmern oder Meistern, verschiedene Sekten oder sogenannte Logen mit verschiedenen, oft sehr sonderbaren Absichten und Verfassungen, und mit verschiedenen Benennungen entstehen zu sehen.

Was Baco von Verulam that, daß er durch die Verbreitung einer lebhaften und vernünftigen Neigung und Hochschätzung für die Naturgeschichte und Naturlehre die Vorstellungsart seiner Zeitgenossen zu dem wahren Begriff von den Eigenschaften und Pflichten der Gelehrsamkeit zu führen, dem Verstand zur gesunden Beurtheilungskraft zu verhelfen, und auf diesem Weg den verjährten Wust der scholastischen Philosophie aus den Schulen und Häusern zu entfernen sich vornahm, das that zu gleicher Zeit ein anderer Vordenker, welcher nicht nur einen unbeschreiblichen Reichthum gelehrter und nützlicher Kenntnisse, sondern auch, was bei weitem nicht jedem Gelehrten eigen ist, den durchdringendsten Geist, den Zusammenhang aller Wissenschaften, und den Werth und Zweck einer jeden zu erken-

nen, besaß, der Niederländer, Hugo Grotius, welcher durch seine Schriften über das Natur- und Völkerrecht, und über andere Zweige der Philosophie einen Lichtstrom verbreitete, durch dessen Schimmer zwar die schwächlichen Augen seiner Zeitgenossen geblendet, aber doch sich allmählig zu öffnen, und des Glanzes zu gewöhnen auch widerwillig gezwungen wurden. Ihm folgten im siebenzehnten Jahrhundert noch viele andere Männer der ersten Größe, Cartesius, Gassendus, Puffendorf, Leibniz, Christian Thomasius, Männer, von welchen ein einziger hinlänglich gewesen wäre, über alle Geister seines Zeitalters zu gebieten, wenn nicht, wie in allen Reichen der Natur, so auch im Reiche der Begriffe und Einsichten, die unabänderliche Ordnung festgesetzt wäre, daß nichts plötzlich durch einen Uebersprung geschehen, sondern daß alles sich aus kleinen Anfängen und Keimen entwickeln, und zur Zeitigung und Vollendung nur durch Grade und Stufen, nur durch allmählig gestärkte Kräfte sich bilden sollte. Was die eben genannten Männer sagten, fiel den Zeitgenossen zuerst als etwas Unerhörtes, worüber ihr frommer Eifer sich nicht genug ärgern und zürnen konnte, auf. Die einfachsten, geradesten, und begreiflichsten Wahrheiten wurden gerade am wenigsten begriffen, und als z. B.

Cartesius von der Logik, das ist, von den dem ganzen menschlichen Geschlecht zu allen Zeiten gemeinschaftlichen und unabänderlichen Grundwahrheiten der Philosophie (welche man zu seiner Zeit aus der Schrift und Theologie abzog, und nach welcher man hinwieder die Schrift und Theologie lehrte, und eben darum beide verunstaltete) ohne vielleicht zu wissen, daß er etwas besonderes aufstellte, wie nur im Vorbeigehen sagte, „daß es keine christliche Logik, noch einen andern ähnlichen Zweig der Philosophie gäbe, (so wenig als eine christliche Rechen- oder Meßkunst) daß Grundsätze, welche allein in das Vernunftgebiet gehören, aller Religion vorhergehen, und daß demnach die Lehren der Philosophie keineswegs den Dogmen der Theologie unterworfen seyn müßten, so fand man nicht Ausdrücke genug, um das Aergerliche, was man in dieser Behauptung gefunden haben wollte, zu bezeichnen; aber eine innere Bewegung besserer Köpfe, und (je öfter man sich den Muth nahm, das Wunder von Lehre zu betrachten, und sich ihr Schritt nach Schritt zu nähern) ein Streit und Kampf erhob sich dann doch, dessen Ausgang zwar von scharfsichtigen Leuten vorher gesehen, gleichwohl aber kaum noch vor der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts entschieden wurde.

Zu den sonderbaren Erscheinungen des siebenzehnten Jahrhunderts gehört vorzüglich diese, daß man sich zu einer Zeit, wo in nicht katholischen Ländern, von Zeit zu Zeit die wüthendsten Schwärmer aufstanden, welche, indem sie Glaubenssätze nach ihrem persönlichen Dünkel aufstellten, Anhänger oft zu tausenden um sich her versammelten, zu einer Zeit, da die ächten Lutheraner und Calvinisten mit der eifersüchtigsten Strenge und Sorgfalt über die Erhaltung ihrer Grundsätze wachten, thätigst angelegen seyn ließ, die in Deutschland herrschenden Religionen, durch deren Trennung die deutsche Nation unter sich entzweit, und die deutsche Stärke unkräftig geworden ist, wieder in Eine Religion und Kirche zu vereinigen, und in solcher Absicht und Hoffnung lebhafte Briefwechsel und vertrauliche Unterredungen zu veranlassen; was aber (wie man, wenn nicht ein gutmüthiger Eifer der uneingenommenen Ueberzeugung zuvor gekommen wäre, leicht hätte vorher sehen können) den gewünschten Erfolg sogar nicht nach sich zog, daß sich Deutschland schon Glück zu wünschen hatte, daß die Protestanten endlich einmal ihrem häßlichen Vorurtheile, dem gregorianischen Kalender bei aller Ueberzeugung, daß er der bessere, und dagegen der ihrige ein fehlerhafter sey, bloß darum, weil jener von einem

Pabst, Gregor **XIII.**, herkam, nicht anzunehmen, entsagten, und (vermöge eines den 13. Sept. 1699 gefaßten Entschlusses) nach dem Rathe des Astronoms Weigel festsetzten, dem verbesserten Calender im J. 1700, da man vom Monat Hornung eilf Tage weg ließ, sein Bürgerrecht zu geben. Aber auch in andern europäischen Ländern arbeiteten die größten Männer an jener Vereinigung. So gab sich selbst der erste französische Staatsminister, der Kardinal Richelieu alle erdenkliche Mühe, die Calvinisten oder Hugonothen in Frankreich zu gewinnen; so unterhielt der berühmte Bischof zu Meaux, Herr Benignus Bossuet, mit dem hanöverischen Consistorialdirektor, Herrn Molanus, eine vieljährige (nach seinem Tode gedruckte) Unterhandlung, und seine Schriften „**Exposition de la foi catholique**," ferner: „**Histoire des variations des Eglises protestantes**," berechtigten, da sie bei vielen Protestanten den verdienten Beifall fanden, auch zu vielen Hoffnungen; so gaben sich nicht weniger Hugo Grotius und Leibniz eine außerordentliche Mühe, etwas zu Stande zu bringen, und selbst der Kaiser und verschiedene deutsche Fürsten zeigten die ernstlichste Bereitwilligkeit, dem großen und unaussprechlich heilsamen Vorhaben einen glücklichen Fortgang zu verschaffen;

allein (was sich leicht mochte haben voraussehen lassen) am Ende hatten solche Bemühungen stets denselben Ausgang, welchen die ehemaligen Religionsgespräche hatten, und es blieb nichts übrig, als hierin dem Beispiele der ächten Freimaurergesellschaft zu folgen, welche sich (unter andern Absichten) auch die Absicht zum Grunde legte, „den bittern Haß, welchen die Verschiedenheit der Meinungen unter den Menschen unnöthiger Weise hervorbringt, zu mindern, den Unterschied, welchen die Verschiedenheit der Religion, des Standes, der Erkenntnisse, der Absichten, und selbst der Nationen verursachen, nie zur unversöhnlichen Spaltung ausarten zu lassen, sondern brüderliche Eintracht an ihre Stelle zu setzen, Menschen mit Menschen näher zu vereinigen, und Eintracht und Geselligkeit zu verbreiten."

Wenn bei dieser Lage und Beschaffenheit der Zeitumstände bei den Deutschen nicht alles den Weg gieng, den es hätte gehen können und sollen, wenn der gewaltige Ruf der ausserordentlichen Männer des siebenzehnten Jahrhunderts eine in der Wüste verhallende Stimme blieb, so blieb jener Ruf doch nicht ungehört; so giengen die Sachen doch so, daß man hoffen konnte, sie würden nach einer kurzen Zeit allenthalben ungleich besser gehen.

Die nördlichen Deutschen fühlten ein lebhaftes Bedürfniß, durch das Gedräng, in welchem die philosophischen und theologischen Meister hin und her wankten, sich durchzuwinden, und als vollends in Frankreich ein Edikt, vermöge dessen im Jahre 1598 König Heinrich IV. zu Nantes in Bretagne, den Reformirten oder Hugonothen die freie Religionsübung gestattet hatte, vom König Ludwig XIV. den 22. Oktober 1685 aufgehoben worden, und den Reformirten nichts übrig geblieben war, als zur Religion ihrer Väter zurück, oder aus dem Lande zu wandern, so erhielten jene nördlichen, zumal die brandenburgischen Provinzen eine Menge vorzüglicher Gelehrter und geschickter Fabrikanten, welche ihre nunmehr deutschen Landsleute mit den vortrefflichsten Werken der damaligen französischen Literatur bekannt machten, und sohin den ersten Samen des guten literarischen Geschmackes verbreiteten. Auch im südlichen Deutschland kamen unzählige Vorschläge und Anstalten, welche den Anbruch einer hellern Morgenröthe zu verkündigen schienen, zum Vorschein, und in Bayern z. B. hat schon der große Kurfürst Maximilian I. den gründlichen Wissenschaften, zumal der Geschichte, einen ungemeinen Vorschub dadurch gegeben, daß er alle Klöster seines Landes aufforderte,

ihm die Verzeichnisse der in ihren Archiven und Bibliotheken vorhandenen Handschriften einzusenden, und daß er Männer, wie Hundius, Gewold, Canisius, Sevart, Rader, Herwart, Gretserus, Retenbacher und andere veranlaßte, sich unsterbliche Lorbeern zu sammeln. Auch die Seminarien für Anfänger im Studiren, welche in ganz Bayern beinahe in allen Abteien errichtet wurden, waren an und für sich vortreffliche Anstalten zur Verbreitung der Gelehrsamkeit, zumal da sich diejenigen Klöster, welche nach öffentlichen Schulen (nach Salzburg und Freising) Lehrer zu schicken hatten, ernstlich angelegen seyn ließen, die damals geachtete Gelehrsamkeit zuerst unter sich selbst zu befördern, und aus solcher Absicht im Jahre 1684 ein Bündniß, oder eine Benediktinercongregation, und ein gemeinschaftliches Studium, wozu sich neunzehn Benediktinerklöster verstanden, und woraus nachher viele mit Grund berühmte Männer kamen, unter sich zu errichten; und was vollends den vielen Anstalten zur innern Landesbildung die Krone auffsetzte, war eine (in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts) vom ettalischen Abt Placidus in Ettal errichtete sogenannte Ritterakademie, oder Erziehungsanstalt für Adelige, in welcher, während einer wohlthätigen Entfernung von dem

bösartigen, und nicht ungewöhnlich unauslöschlich ansteckenden Geist städtischer Ueppigkeit, vom Jahre 1711 bis 1744, die adelige Jugend süddeutscher und anderer Länder ihre erste Bildung, und aus welcher der Staat und die Kirche berühmte Geschäftsmänner erhielten.

§. II.

Aber mit einem ungleich allgemeinern und durchgreifendern Eifer wurde nach dem dreißigjährigen Kriege von geistlichen und weltlichen Regierungen an der Wiederherstellung der sittlichen und bürgerlichen Zucht und Ehrbarkeit gemeinschaftlich gearbeitet; wie es dann auch wirklich die höchste Zeit war, dem wichtigsten aller Gegenstände wieder einmal im Ernste nachzuhelfen; denn wiewohl man sich leicht denken kann, daß während des langen Krieges vieles zerstört, unterlassen und ganz vergessen worden seyn müsse, so kann man sich kaum vorstellen, wie tief allenthalben der Zustand religiöser und sittlicher Einrichtungen in Unordnung gekommen und verfallen war. In den meisten deutschen Ländern, zumal in den südlichen, und vorzüglich in Bayern, wo ganze weitläufige Gegenden von Menschen

entblößt wurden, waren die Schul- und Christenlehren, und überhaupt aller Gottesdienst auf lange Zeit unterblieben. Die Geistlichen waren theils in den öfters zurückgekehrten Seuchen umgekommen, theils vom Feinde verjagt, oder aus Mangel am Unterhalt zum Fortwandern gezwungen worden. Viele Abteien, von welchen ein großer Theil mehr als Einmal ausgeplündert, und die Wohnungen s. a. zerstört worden waren, standen leer, und mit den Pfarren stand es nicht viel besser; wie dann z. B. der Bischof von Freising Veit Adam den 9. Nov. 1652 an die Regierung zu Landshut schrieb, „die von der Regierung gemachte Anzeige, daß viele Pfarrer keine Cooperatores mehr halten, möge allerdings wahr seyn; allein die Pfarrer wären so herabgekommen, daß sie kaum sich selbst, und zwar schlecht genug hinbringen, geschweigens einen Gesellpriester halten könnten. So wäre auch hoch zu besorgen, wann sich die Zeiten schon verbessern, man werde mit den nothwendigen Cooperatoren nit khünden vfkommen, wie dann an dergleichen Priestern, die ad curam animarum tauglich, schon ein ziemlicher Abgang.“ Dieser Abgang tauglicher Priester und Volkslehrer hatte, wie leicht zu erachten, für den Unterricht, mithin auch für die Sittlichkeit des Volkes sehr traurige Folgen; wie dann ein

an alle Beamte „München d. 3. Okt. 1678" erlassener kurfürstlicher Befehl sagte: „Daß in thails Bistumben vnseren Fürstenthumb vnd landen die Christen= und Kinderlehre so selten und nachläßig gehalten werden, daß nit nur die Kinder, sondern thails auch alte vnd erwachsne leut kaum das Vatter unser betten können, geschweigens erst die zum Seelenhail vnnd Seligkhüt nothwendige Glaubensartikul wissen vnd verstehen" u. s. w. Bei solchen Menschen fanden sich dann auch alle diejenigen Laster und groben Ausbrüche ein, welche die Gefährten einer verwilderten Gemüthsart zu seyn pflegen, und welche, wenn man ihnen nicht in Zeiten steuert, zu einer gänzlichen Auflösung aller gesellschaftlichen Bande führen müssen. Ganze zahlreiche Schaaren von Räubern durchzogen das Land, und verübten Grausamkeiten, in deren Vergleich die Verbrechen derjenigen, welche sich mit dem Stehlen des Viehes von der Waide begnügten, ungleich geringer, als es seyn kann, zu seyn schienen. Man scheute sich nicht einmal am hellen Tage, mit Werkzeugen zum Morden auf öffentlichen Straßen und Stegen einherzugehen, und wiederholte und geschärfte landesherrliche Verordnungen (den 3. Aug. und 18. Okt. 1649, den 17. Aug. 1650, 1653, 1658 u. s. w.) mußten das öffentliche Büch=

sentragen, den Gebrauch tremmelähnlicher Stecken und Knüttel, den Gebrauch langer Messer, das Tragen vermummender Kappen s. a. verbieten. Die Laster des Fluchens, Spielens, Vollsaufens, der Unzucht, waren auf einen ungeheuern Grad, bei dessen Anhalten kein Fürst weiter regieren, keine Regierung weiter bestehen kann, gestiegen. Dazu kamen noch alle diejenigen bürgerlichen Zerrüttungen, Unfuge und Mißbräuche, welche aus der höchsten Armuth, oder aus einem höchst traurigen Mangel von öffentlicher Aufsicht zu entstehen pflegen, z. B. die zügellosen sogenannten Raubereien, die Vermischung aller Gewerbe, wodurch nothwendig ein gräßliches Herabkommen aller Gewerbe, und eine lautere Gesindelei entstehen, und die Vermehrung heil- und ehrloser Familien auf das Aeußerste getrieben werden muß. Wie in Bayern, so stand es, mehr und weniger, im Süden und Norden. Wir wollen zuerst der Vorkehrungen und deren Folgen in den südlichen Ländern gedenken, und dann die Anstalten der nördlichen berühren.

Wider rohe Verbrecher, wider Räuber, Mordbrenner, Diebe, verfuhr man, wie man wider Wölfe und andere reissende Thiere, die damals in den Wäldern sich häufig einfanden, zu verfahren sich genöthigt sieht. Man suchte

sich ihrer zu bemächtigen, um sie auszurotten. Wo man daher hinsah, sah man Galgen, Räder, Schandsäulen; und man mag nun damals begriffen haben oder nicht, daß solche Mittel die Ausgearteten nicht bessern, sondern sie vielmehr in der Verwilderung verhärten; man wollte für den ersten Augenblick bloß alles Schädliche, zumal da man es für unheilbar gehalten haben mochte, wegräumen, und auf die noch Lebenden durch die Eindrücke physischer Marter und Qualen und durch Schrecken wirken. Aus diesem Geist sprachen und handelten andere Verordnungen, welche eben nicht geradezu zu den sogenannten malefizischen gehörten, und alles gieng dahin, eiternde Glieder, ohne viel zu untersuchen, ob sie nicht etwa noch erhalten, und zur Genesung gebracht werden könnten, wegzuschneiden, und den, der sich vergangen hatte, für sein Vergehen empfindlich zu züchtigen, oder ihn (was der Folge wegen noch schlimmer war) durch die Mackel der Unehrlichkeit aus allem Verband mit ehrlichen Leuten zu stoßen.

Auch der Geist der moralischen Anstalten und Mittel, wodurch man den rohen, nur für grob versinnlichte Begriffe und Vorstellungen empfänglichen Gemüthern beikommen, und heilsame Empfindungen erregen zu können hoffte, trug ganz die Farbe des eben beschriebenen,

von den weltlichen Regierungen festgesetzten Benehmens. Man wollte erschüttern, und von denjenigen, die von der Schönheit der Tugend nicht so viel fühlten, um ihr mit ihren bösen Begierlichkeiten ein Opfer zu bringen, einstweilen wenigstens die Flucht von dem Pfade des Lasters durch zurückschreckende Bilder erzwingen. Schilderungen gräßlicher und ewiger Qualen, welche den unbußfertigen Bösewicht nach diesem kurzen und flüchtigen Leben erwarteten, waren einer verhärteten Ausartung angemessener, und sogar auch willkommener, als fröhliche Bilder einer ewigen Seligkeit, und wenn die damaligen Bußprediger die Seelen roher, und mit allem Selbstdenken unbekannter Zuhörer, in einen Zustand von gänzlicher Zerknirschung, Reue und Hingebung versetzten, wenn sie den Augen alter gefühlloser Sünder Ströme von Thränen entlockten, so scheinen sie die Eigenschaften der Naturen, auf welche sie wirken, und derer sie sich bemächtigen wollten, recht gut berechnet zu haben. Alles, was damals öffentlich für das Volk erschien, es mochte von Schriftstellern oder Künstlern kommen, war auf eine auffallende Weise mit dem Gepräge der damaligen Zeitart bezeichnet. Die Grabschriften der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erinnerten an die süßen Worte der bayerischen

Maria Renata: „Wanderer, mir ist wohl!" nur selten noch, sondern sie sprachen von dem unbestechlichen und schrecklichen Richter, von den höchst ungewissen Schicksalen in einer andern Welt, und verbreiteten, anstatt einer heilenden Traurigkeit, Gefühle einer niederschlagenden, geistlähmenden Bangigkeit. Wenn Künstler, welche nach dem Beifall ihrer Besteller strebten, den leidenden Heiland vorstellten, so überhäuften sie seinen Körper von der Sohle bis zur Scheitel mit Blut und Wunden, und wenn sie die Schmerzen der Mutter des Heilandes ausdrücken wollten, so steckten sie dieser zärtlichen Mutter sieben Schwerter ins Herz. Je gräßlicher ein Bild war, desto größer war der Zulauf; desto zuversichtlicher war das Vertrauen zu demselben, und gewöhnlich desto zahlreicher waren die Wunder und Gutthaten, welche bei dem Bilde gewirkt wurden. Viele solche Bilder (Gemälde oder Bildsäulen) hatten zu gewissen Zeiten Zeichen einer höhern Gegenwart und Belebung von sich gegeben, hatten geweint, oder die Augen gewendet, nicht nur nach der Sage und Versicherung des gemeinen Volkes, sondern nach den Zeugnissen solcher Männer, bei welchen man nichts thun kann, als schweigend sich dem Nachdenken überlassen. Als im Jahre 1680 eine in der Stiftskirche zu Neu=

burg an der Donau aufgestellte marianische Statue, nach der Versicherung der ganzen Stadt, die Augen bewegte, stellten über diese Erscheinung, als über eine mit eigenen Augen gesehene Thatsache, der Herzog zu Neuburg (und nachmaliger Kurfürst in der Pfalz) Philipp Wilhelm, dann der Fürstbischof von Paßau, Sebastian, öffentliche Instrumente aus *). Jener bezeugte, daß er sich mit seiner Gemahlinn, seinen Kindern, und einem zahlreichen Hofgefolg nach der Kirche begeben, und kaum zu beten angefangen habe, „als das von Holz geschnitzte Bild und Gesicht seine Augen so deutlich, so oft und so lang bewegt habe, daß über die Wirklichkeit dieser Thatsache keinem Zuschauer auch nur der geringste Zweifel übrig bleiben konnte; denn bald wandte es seine Augen nach uns, bald senkte es sie abwärts, bald richtete es sie, als wollte es zu Gott bitten, in die Höhe, dann gerade vor sich, oder auf die Seite. Jedermann sah das, wie ich, und die Zerknirschung der Anwesenden war unbeschreiblich ꝛc." Der Bischof sagte, daß ihn der Ruf von dieser

---

*) Hierarchia augustana etc. autore P. Corbiniano Khamm etc. Augustae 1712. p. 129. 131.

wundervollen Augenwendung bewogen habe, persönlich nach Neuburg zu reisen, er sey aber ganz unbekannt, und nur in Begleitung zweier Herren, eines seiner Beamten, des Johann Georg von Grienthal, und seines Kammerers, Joh. Gruenbruch dahin, und den ersten Dec. 1680 um halbe 7 Uhr früh in die Kirche gekommen. „Der Kämmerer war zuerst bei dem Bilde, und fieng sogleich, mit allen Zeichen von Bestürzung und Erstaunen, Jesus Maria! zu schreien an. Ich eilte mit dem Grienthal und dem Meßner (denn sonst war Niemand in der Kirche) hinzu, und indem wir sogleich unsere Augen auf das Bild hefteten, voll Begierde, die Wahrheit der Sache zu erforschen, so fanden wir in der That, so erfuhren wir durch die unbestreitbarste Wahrnehmung unserer Augen, daß das pünktlichst der Wahrheit gemäß sey, was über die Augenwendung dieser jungfräulichen Statue der allgemeine und gleichförmige Ruf, und das Zeugniß des Volkes der Welt berichtet hat. Wir sahen nämlich, und überzeugten uns durch die eigene persönliche Erfahrung unserer Augen unwiderlegbar und klar, und mit uns überzeugten sich auf eben dieselbe Weise alle Einzelne, welche mit uns damals in der Kirche waren, mit ihren Selbstaugen, daß die Augen der Statue, nicht anders, als wenn sie

lebte und belebt würde, so erhoben wurden, daß der Augenpunkt oder Stern ganz oben in der höchsten Spitze zu stehen gekommen, und daß nur noch das Weiße im Auge zu sehen war. Wir wurden beim Anblick dieser wundervollen Ereigniß vor heiligem Schauder ganz außer uns gesetzt ꝛc.“ Solche Augenwendungen ereigneten sich damals auch in andern Ländern und Kirchen, wie dann die (den 21. Jänner im Jahre 1690 vorgegangene, ebenfalls durch Augenzeugen bekräftigte) Augenwendung des hölzernen Maria-Bildes in der herzoglichen Spitalkirche zu München bekannt genug ist. Solche und ähnliche Wundervorfälle, welche sich damals im katholischen Deutschland überall an verschiedenen Stätten ereigneten, waren zu einer Zeit höchst willkommen, da man sich auf das Sorgfältigste hütete, dem rechtgläubigen Volke gegen irgend eine erbauliche Erzählung oder fromme Geschichte, wenn auch gleich der Glaube an dieselbe ganz und gar nicht zum Wesentlichen der Religion gehörig war, einen Verdacht, oder eine streng prüfende Untersuchung zu veranlassen, durch welche zu weitern Untersuchungen, wenn gleich auch nur einzelne Fußsteige hätten gebahnt werden können.

Der während des dreißigjährigen Krieges erfolgte Mangel an Seelsorgern, und an den

Mitteln, sie zu erhalten, wurde für manchen Fürsten ein dringender Beweggrund, Klöster für die Mendikanten, welche vom freiwilligen Almosen lebten, zu errichten, oder zu vermehren, wie dann in Bayern nach dem Wunsche und der Mitwirkung Maximilians I. die Franciscaner, Kapuziner u. a. fast bei allen beträchtlichen Städten und Flecken sich ansiedelten. Da diese Geistlichen überall, wo die Bequemlichkeit oder Unwissenheit der Pfarrer sie begünstigte, das Predigtamt übernahmen, und in der Folge fortsetzten; da sie ferner in ihren eigenen Kirchen predigten, so konnte es nicht wohl fehlen, daß sie ihren Zuhörern den Geist klösterlicher Frömmigkeit, und einen mächtigen Hang zu Andachten und Nebendingen einflößten, bei welchen man oft seltener und weniger, als sichs ziemte, an den Vorzug und an die Aussprüche der Hauptsache sich erinnert haben mochte. Die Errichtung neuer gebotener Feiertage wurde in Bayern noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts sehr angelegentlich abgelehnt, wie dann von Maximilian I. im Jahre 1620 an den Bischof Veit Adam von Freising, welcher das Fest des heiligen Corbinians gefeiert wissen wollte, erinnert wurde, „daß der Feiertag in vnseren Landten ohne das viel seynd, und den gemainen Handwerchs- vnnd Pauersmann, wegen Ihrer täg-

lichen Nahrung, zumalen auch ihres müssig-gehenden Gesindels halber vnnd dadurch ab-nehmender Arbeith vnd Vnterhaltes zu schwer fallen würde, wann der Feirtag noch mehr eingeführt werden sollten" u. s. w. Diese Er-klärung wurde noch den 30. Okt. 1660 vom Kurfürsten Ferdinand Maria an den Bischof (und gebornen Herzog aus Bayern) Albrecht Sigmund, wiederholt; allein gleichwie von die-sem Bischof schon einige Jahre vorher, näm-lich, vermöge eines Decrets den 2ten März 1654 in Betreff des heiligen Josephs verord-net worden ist, daß „solches Fest, so wie es in andern Bißthümern geschehe, fürderthin auch im Bißthum Freising feyerlich gehalten und celebrirt werden sollte," so wurden im J. 1698 die Festtage der Heiligen Corbinian und Benno (und noch 1703 für den salzburgischen Kirchensprengel die Feste Maria Heimsuchung und Opferung) für gebotene Feiertage erklärt. Wo man im Lande hinsah, erblickte man Ka-pellen, Kreuze, Bildsäulen, s. a., und das ganze Land war (wie ehemals das Land der in diesem Stück sehr philosophisch gearteten Griechen) ein lauterer Tempelhain, in welchem, zur Zeit der Blüthen und Rosen, Schaaren frommer Pilgrime unter wallenden Fahnen und rührenden Gesängen lustwandelten, und ihrer Andacht sich und ihres Lebens sich (wo

ein grober Mißbrauch entfernt blieb) freuten. Das uralte Wallfahrten wurde eine allgemeine (und auch in mehreren Rücksichten, als man zu wissen versteht, wichtige) fromme Volkslust, und bei Gemeinen und Vornehmen herkömmlich; wie dann selbst die bayerischen Prinzen für ihren Fleiß und gutes Verhalten von ihren durchlauchtigsten Eltern damit belohnt wurden, daß sie (wie in den ihren Hofmeistern ertheilten Aufträgen vorkömmt) ihnen erlaubten, nach Thalkirchen, oder Ramerstorf bei München, oder etwa gar nach dem heiligen Berg, oder nach Tuntenhausen, oder Altötting zu wallfahrten. Die eigentliche Beschaffenheit des damaligen Frömmigkeitsgeistes kann nicht bestimmter, als aus den Schriften, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und von Jedermann begierig beigeschafft wurden, beurtheilt werden. Das allgemeinste, sogar in den niedrigsten Hütten, wo man lesen konnte, einheimisch und vaterländisch gewordene Hausbuch war das Leben und Leiden Christi, nebst der Legende der Heiligen, vom Kapuziner Kochem, welchem ein unabsehbares Heer von Legenden und Predigten, worunter sogar Lustigmacher waren (ein solcher war unter Kaiser Leopold I. der Hofprediger zu Wien P. Abraham), dann eine eben so große Menge von verschiedenen Gebetbüchern folgte, wel=

che nicht selten von einem sehr verfänglichen Inhalt (dahin gehörten die frommen Nonnen u. a. zugeschriebenen und im ganzen Ernste vorgebrachten geheimen Offenbarungen und Verheissungen Christi und der heiligen Maria) und fast immer mit doppelten und sehr sonderbaren Aufschriften versehen waren.

Von solchen kommen in dem zu München 1674 bei Joh. Jäcklin, kurfürstl. dann freisingisch = und regensburgischen Buchdrucker herausgekommenen Catalogus universalis vor: „Katholisch Speyßkämmerlein der andächtigen, Gottliebenden Seel, darin viel schöne Gebett und nothwendige vnderweisungen begriffen seynd, sambt dem kleinen Catechismo. München." — „Trutz Nachtigall, oder geistlich poetisch Lustwäldlein." — „Sieben Härlein Samsons, damit Gott, und seine Heilige zu binden." — „Himmlisches Rosengärtlein, von (mit) schönen, trostreichen Gebettlein vnnd Bluemen versehen. München." — „Geistliches Vergiß mein nit in 18. vnd 32. München." — „Himmlisches Vyolengärtlein, mit schönen trostreichen Gebettlein, und Bluemen versehen. Mit lateinischen Buchstaben, München." — „Himmlisches Palm Gärtlein, zur beständigen Andacht, und geistl. Uebungen, nit allein mit Tagzeiten, litaneyen, Gebett, Betrachtungen rc. sondern auch mit heylsamber auß Göttlichem

Wort vnd H. H. Vättern gezogenen Vnderweisungen vnd lehrstucken reichlich besegnet, fruchtbarlich gegründet, annemlich gezieret." — „Spaziergärtlein der christglaubigen Seelen, darinnen schöne Betrachtung vnnd Gebett: Auß etlichen alten vnnd newen büchern zusammengezogen, allen glaubigen Seelen zu Trost, als man findet in dem Buech Dialogorum S. Gregorii: Auch in S. Patricii Fegfewr, vnd Tuntali: dergleichen in der (den) Offenbarungen der heiligen Mechtildis, vnnd Brigittä, vnd anderer vielen, die dise Peyn beschrieben." — „Geistliches Balsambüchslein, angefüllt mit Jesu Blut, Maria Milch, und St. Joseph Schweiß. Allen Einfältigen, welche nach der Christlichen Vollkommenheit begehren zuschreitten, zu sonderbarem Nuz vnd Trost auffgesetzt." — „Geistliche Winterrosen, voll andächtiger Gebett, auff alle Ständ gerichtet, und mit schöne Kupferstücken geziert. München." — Himmlischer Petschafft=Ring, mit welchem der Seraphische Wundermann St. Antonius von Padua, von der allerheiligsten Dreifaltigkeit an seinem Herzen, Armb, vnd Mund bezeichnet, seinen himmlischen auff Erden außweiset. München." rc. rc.

Einen ganz eigenen Weg zur Befestigung des frommen Wandels giengen die Jesuiten,

indem sie außer den allen Ständen gemeinschaftlichen Predigten noch besondere Versammlungen (Congregationen) für einzelne besondere Stände einführten, in welchen die besonderen Pflichten dieser Stände abgehandelt, und in welchen den Anwesenden nach jedem Monate gedruckte kurze Leben der Heiligen (sie wurden daher Monatheilige genannt) nebst einigen Sittensprüchen ausgetheilt wurden. Eine andere Anstalt waren ihre gewöhnlich drei Tage im Jahre anhaltenden Geistesversammlungen oder Uebungen (Exercitia spiritualia), in welchen sie dem von den Geschäften der Welt zerstreuten, von dem großen Beispiele der breiten Straße hingerissenen und sich selbst entführten Menschen eine kurze Entfernung vom Gedünst und Getümmel, und jenes, was schon die Weisesten des Alterthums rühmten und riethen, das quandoque secedere et in se ipsum descendere, empfahlen und verschafften; ihm dann auch in einer ruhigen Abgeschiedenheit seine eigentliche Gestalt, deren er im Geräusch niemals gewahr werden konnte, schilderten, ihm den ernsthaften Zweck dieses flüchtigen, überall unbefriedigenden, und keineswegs an diese Erde gehefteten Lebens, in lebhafter Gestalt zeigten, das Laster in seinem Wesen und seinen Folgen schilderten, und die Tugend priesen. Vortreffliche Anstalten,

wenn die Behandlung der Sache vortrefflich ist!

Sollte die Behandlung auch nicht durchgehends jenen Grad von Vollkommenheit, der nichts mehr zu wünschen übrig läßt, erreicht haben, so war es gleichwohl schlechterdings unmöglich, daß sie nicht dennoch ihren Zweck in einem hohen Grade erreicht haben sollte; denn (was nicht geläugnet werden kann) unter Vornehmen und Niedern kannte man damals einen lebendigen Glauben an Gott und Unsterblichkeit, eine unaustilgbare Achtung für Religion, Gottesfurcht und Tugend, eine unbeschränkte Ehrfurcht und Liebe für den Fürsten und das Vaterland; und wenn bei Einzelnen rohe Ausschweifungen und Laster angetroffen wurden, so wurden sie nicht am hellen Tage begangen. Und wenn auch gleich manchmal die Frömmigkeit auf Mißverständnisse verfiel, und der Geist der Mystik sein Wesen trieb, so war dieses Uebermaß weniger nachtheilig, als das Entgegengesetzte, bei welchem alles, was Glaube und Zuversicht, und lebendiger Trieb heißt, dahin stirbt, und leer die Schöpfung, und kalt und leer das verödete Herz bleibt.

Jener beschauliche oder mystische Geist erreichte in manchen Klöstern, zumal in den Nonnenklöstern, im siebenzehnten Jahrhun-

dert wieder einen Grad von Seltsamkeit, der bei vielen Einzelnen bis zu einer gräßlichen Geistesverrücktheit gieng. Wir meinen hier nicht jene von vielen Jahrhunderten her oft sonderbar genug gemachte Auslegung dessen, was man „diese Welt verlassen, dieser Welt absterben" zu nennen für gut fand; wiewohl auch schon hier eine übertriebene oder mißverstandene Auslegung solche Wirkungen und Folgen nach sich zog, deren man sich nicht ohne Wehmuth erinnern kann. Als z. B. der Herzog Albert **IV.** im J. 1508 zu München mit Tod abgieng, hatte er drei noch unmündige Söhne, und drei Töchter hinterlassen, bei deren zartem Alter und Unbehilflichkeit wohl Niemand, dem gesunde Sinne nicht fehlten, auf den Gedanken kommen konnte, daß die Mutter und Herzoginn (sie hieß Kunegundis, und war eine Tochter Kaiser Friedrichs **III.**) nicht die Pflege ihrer Kinder, und die Mitregentschaft des verwaisten Landes übernehmen würde; aber die fromme Herzoginn nahm die Worte „wer seine Söhne und Töchter lieber, dann mich hat, der ist meiner nicht werth," nach ihrem buchstäblichen Sinn, und als sie in ihrem Trauerwagen von der Kirche nach Hof fuhr, stieg sie ganz unerwartet bei dem Kloster der Bittrichernonnen, wo die Obere sie schon erwartet hatte, ab, und

indem sie ihrem Oberhofmeister, der vor Erstaunen außer sich stand, sagte: „Wir haben bisher zum Theil nur der schnöden Welt gedient. Wir wollen von nun an alleinig nur Gott dienen;“ schloß sie die Pforte hinter sich zu. Vergeblich stellten ihr die Minister, vergeblich die Landstände, dann die vornehmsten Personen des Adels, in zahlreichen Abordnungen, ihre Pflichten, und die vielen Nachtheile, welche aus ihrem Entschluß (den sie ja doch einst, wenn sie je darauf beharren wollte, ausführen könnte) erfolgen dürften, mit beweglicher Eintracht vor; vergeblich warfen sich selbst ihre Kinder, die man ihr zuführte, mit flehenden Händen zu ihren Füßen; sie wies die Abordnungen, und streifte ihre weinenden Kinder von sich, mit einer Miene, in welcher keine Spur von dem Schmerzen einer Mutter, sondern der belohnende Triumph und Jubel über die Besiegung alles dessen, was ihr in der Welt lieb gewesen seyn sollte, zu sehen war. Die Ehrfurcht für alles, was man überhaupt an den Klöstern und Klosterleuten bemerkte, war so groß, daß sich die vornehmsten Personen (solche waren z. B. der Herzog Sigmund zu München, der Bischof zu Regensburg ꝛc. und Kardinal Franz Wilhelm) für äußerst glücklich, und so zu sagen, bei ihrer Ankunft in der Ewigkeit für geborgen

hielten, sich in irgend einem Klosterhabit (jene wählten den Rock der Franciscaner) begraben zu lassen. Der Eifer, sich der Ansteckung der Welt zu entziehen, und (während daß man allen Pflichten gegen seine Mitmenschen entsagte) mit seiner Person dem Himmel ein Opfer zu bringen, war so eilig und zugreifend, daß man nicht das geringste Bedenken trug, Kinder mit 15 Jahren, und in Nonnenklöstern wohl noch früher, sohin in einem Alter, da man weder sich, noch die Welt kennt, die unauflöslich bindenden Ordensgelübde ablegen zu lassen, und daß man in einigen Klöstern (in der Absicht, seine Flucht vor der Welt diese Welt recht nachdrücklich fühlen zu lassen) nicht nur dem Umgang mit seinen Mitmenschen, sondern sogar dem Anblick seiner Eltern, seiner Brüder und Schwestern sich auf ewig entzog, und mit ihnen nur durch Mauern und wohl verriegelte Thüren sprach. Die natürlichste Folge von einer Einsamkeit dieser Art war jetzt wieder eben dieselbe, welche sie vor Jahrhunderten, und welche sie in solchem Falle von jeher gewesen, daß sich die Einbildungskraft, welche stets beschäftigt seyn will, aus einem traurigen Mangel an wirklichen Gegenständen und Beschäftigungen Bilder der Mystik schuf, und in Gefühlen herumschwebte, welche aus keiner Wirk-

lichkeit kamen, und zu keiner Wirklichkeit führten. Wo eine Einsame, und von aller Welt Abgeschiedene in diesen sonderbaren, wiewohl ganz begreiflichen Zustand verfallen war, da durfte man weiter keine Aeußerung, keine Eröffnung, was in ihr vorgehe, kein Benehmen, so ungereimt und seltsam es auch seyn mochte, befremdend finden. Schwerlich war (wie schon in den frühesten Zeiten, so auch in dem Zeitraum, von welchem jetzt die Rede ist) ein Nonnenkloster, in welchem (was auch einem solchen Kloster zu einem besondern Ruf verhalf) nicht eine und die andere Nonne versichert haben sollte, daß sie eines vertraulichen Umgangs mit Christo, mit Maria und den Heiligen gewürdigt werde, daß sie bei ihrer unendlichen Liebe auch unbeschreibliche süße Versicherungen von Gegenliebe erhalte, und daß sie beim Anblick der Schönheit, in welcher sie die himmlischen Gestalten erblickte, in ein Meer von Liebe versenkt und ganz außer sich gesetzt werde. Wie dieser Zustand, von dessen Beschaffenheit öde und kalte Herzen keine Vorstellung haben können, für die Person, welche ihn fühlte, zu verzehrend war, als daß er mit einer ruhigen Seelenfassung hätte vereinbart seyn können, so war er nicht selten auch für die Richtigkeit des Verstandes äußerst gefährlich, und führte zu höchst selt-

samen Reden und Thaten, wovon die Erwähnung einer einzigen hinlänglich seyn kann, um den Leser mit dem Mitleiden und der Bestürzung, ohne welche sie kein Mensch mit gesundem Sinn lesen kann, zu erfüllen. Ein zu München im Jahre 1701 (nach dem damaligen Zeitgeist, mit Erlaubniß des Ordinariats von Freising, und des Provinzialen der bayerischen Franciscanerprovinz gedrucktes Buch) „der Gnaden- und Tugendreiche Anger“ welchem Buch aber der Herausgeber, P. Barnabas Kirchhueber, eine Protestation, „daß seiner Beschreibung etlicher wunderbarer Sachen, Offenbarungen, Erscheinungen ꝛc. nicht mehr, als menschlicher Glaube beigemessen werden soll,“ anhieng, erwähnet S. 58 u. s. w. einer Nonne, Clara Hortulana, (einer Gräfinn von Embach) welche, ungeachtet beständiger himmlischer Erscheinungen, von dem Teufel, der sie sogar mit Schlägen mißhandelte, sehr viel zu leiden gehabt, endlich aber ihr Leben auf folgende Weise geendiget hat: „Dieweilen Clara Hortulana vil Jahr in ihrem Herzen verborgen getragen ein inbrünstige Martyr-Begierd, und wegen der Liebe Gottes ihr Blut zu vergießen, wie sie dann vmb dises auch vil Jahr Gott inbrünstig gebetten, ist sie endlich erhöret worden auf diese sehr wunderliche vnd vnverhoffte Weyß vnd Manier:

als Hortulana einsmahls nach der Collation auf den oberen Chor gangen, allda ihr Gebett zu verrichten, hat der Teuffel sie abermahlen sehr häfftig angefochten, vnd nachdem er von ihr ist überwunden worden, vnd er diser einen Straich an das Hirn gegeben, vnd mit disem ein Brandt-Mahln, so sie bis in Todt behalten, eingetruckt, ist Hortulana (wie einer Gottseligen Persohn geoffenbahret ware) ihrem H. Schutzengel übergeben worden, sie zu martyrn, indem er sie von dem obern Chor im Angesicht 3. Schwestern, in den untern Chor an ein Buldt geworfen, daß sie an dem Schlaff eine große Wunden bekommen, aus welcher sie ihr Blut aus Liebe gegen Gott, wie sie verlangt, alles vergossen, also zwar, daß das Wasser hernach geflossen, mit welchen sie ihr heiliges Leben beschlossen, vnd ihr Seel, wie gemeldter Person geoffenbaret wurde, gleich von den Englen Gottes in die ewige Freud ist getragen worden, den 14. Oktober in dem Jahre 1689 ihres Alters 27 Jahr. Ueber welchen Zuefall (setzt der Herausgeber hinzu) sich nit zu verwunderen, weilen dergleichen Fähl der gütige Gott auß seinen vnergründlichen Urtheilen schon öffters geschickt." ꝛc. Schon die aus einem höchst traurigen Mißverständniß abgeleitete und verbreitete Meinung, daß körperliche Schmerzen und

Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gebrechen, wenn man sich solche auch vorsätzlich, auch ohne alle dringende Veranlassung, ohne allen sonstigen Zweck und Erfolg, zuzöge, ja wenn man sich bei denselben einen unvermeidlichen Nachtheil für die Gesundheit zuzöge, schon bloß als Leiden und Schmerzen Gott gefällig und ein angenehmes Schauspiel, mithin im höchsten Grad verdienstlich seyen, führte zu unzähligen Mißdeutungen und seltsamen Ereignissen; aber zu der Zeit, da solche Sachen öffentlich und im ganzen Ernste erzählt, und in Schutz genommen worden, fiel es Niemanden ein, die Wirklichkeit derselben zu bezweifeln, und derjenige müßte ein über die Menschen seiner Tage weit hervorragender Geist gewesen seyn, der damals im Verborgenen gewünscht haben sollte, daß die Regierungen des traurigen Zustandes, in welchem der menschliche Verstand krank darnieder lag, sich weislich erbarmen, und daß sie sich die gar kleine Mühe geben möchten, eine Verordnung von einigen Zeilen zu bewirken, vermöge welcher die ewigen Gelübde in zeitliche verändert, und jegliche Personen in Klöstern angewiesen werden möchten, nicht bloß, und schlechterdings für Niemand, als allein für ihre Personen, sondern auch als nützliche Glieder ihres vaterländischen Staatskörpers, für andere zu leben, und nach dem göttlichen Ge-

bot, ihren Nächsten, wie sich selbst, nicht mit frommen Worten bloß, sondern selbst in der That und mit Werken zu lieben.

Man muß übrigens nur nicht meinen, daß solche Verirrungen des Verstandes und der Begriffe, wie die eben erwähnten waren, allein in Klöstern, oder im katholischen Süddeutschland allein zu Hause gewesen seyen; sie kamen vielmehr, wo ihnen nicht gleich in dem ersten Augenblick ihres Keimens ein Einhalt geschah, zu allen Zeiten, und in allen Ländern Europas zum Vorschein. In Spanien z. B. that sich schon in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eine Gesellschaft hervor, deren Mitglieder unter anderm lehrten, „daß sie sich, mittels ihres Seelengebetes, und ihrer Vereinigung mit Gott in einem solchen Stand der Vollkommenheit befänden, daß sie weder guter Werke, noch der Sacramente bedürften, ja daß sie Dinge, welche bei andern Leuten die größten Schandthaten wären, ohne Sünde begehen könnten. Sie nannten sich Illuminirte, oder Illuminaten, und machten, wiewohl sie von dem spanischen Ketzergerichte, oder der Inquisition beinahe ganz ausgerottet worden, gleichwohl noch im 17ten Jahrhundert ein neues und großes Aufsehen, indem sie lehrten, „daß die Menschen mit Gott dergestalt vereinigt werden

müßten, daß alle ihre Handlungen vergöttert würden, und daß, wenn sie zu solcher Vereinigung gelangt, sie dann Gott allein in sich wirken lassen müßten, ohne selbst einige Handlung zu verrichten; ferner, daß Gott nichts liebe, als sich selbst, und daß man, wenn man ihre Lehre annehme, des geistlichen Standes entbehren könne." In England that sich im Jahre 1647 ein (in der Grafschaft Leicester 1624 geb. und 1691 verstorbener) Schustergesell, Georg Fox, hervor, einen Unsinn zu lehren, der unter allen ähnlichen Schwärmereien der plumpeste und schädlichste, der gerade nämlich dahin gerichtet war, alle Kenntnisse und Wissenschaften, und überhaupt alle Verrichtungen des Verstandes und der Beurtheilungskraft verächtlich zu machen, und als den Grund, und als die Richtschnur aller menschlichen Urtheile, Ueberzeugungen und Handlungen allein die Einbildungskraft und die Empfindungen aufzustellen. Diesen Empfindungen überließ sich der von Natur aus hypochondrische und heftige Georg dergestalt, daß er, wenn er zu sprechen anfieng, am ganzen Leibe zitterte und schäumte. Da dieß seine Mitschwärmer nachahmten, so wurden sie in England von to quake, Quäcker, in Frankreich trembleurs, Zitterer genannt. Wenn sie zusammen kamen, so blieben sie zuerst still

sitzen. Wurde nun einer von seiner Empfindung, von seinem innern Lichte, welches sie Christum nannten, mächtig ergriffen, so daß er zu zittern, und sich mit Heftigkeit zu geberden anfieng, so fieng er, was der nächste beste thun konnte, zu plaudern an, und plauderte (auch auf den öffentlichen Straßen) ganz unvorbereitet und ohne allen Zusammenhang, was ihm seine erhitzte Einbildungskraft eingab. Trug sichs aber zu, daß von dem erforderlichen Zustand der Entzückungen Niemand ergriffen werden wollte, so giengen die Anwesenden still, wie sie gekommen waren, auseinander. Jeder konnte die Bibel erklären, wie es ihm seine Empfindung eingab; nur mußte er alles nach dem Zweck der Brüder einrichten, welcher, wie versichert wurde, kein geringerer war, als die erste Lauterkeit des Christenthums wieder herzustellen, und unter den Brüdern lauter wechselseitige Liebe und Eintracht, Gleichheit, Enthaltsamkeit, dann eine unerbittlich strenge Sittlichkeit und Sittsamkeit ohne alle Ceremonien herzustellen. Sie zogen niemals und vor Niemanden ihren Hut, sprachen wenig, und das Wenige kalt und ernsthaft, verwarfen den Soldatendienst, den Eidschwur, und schienen, wenigstens in ihrem äußerlichen Betragen, keiner Obrigkeit zu achten. Da gerade zu derselben Zeit die Sitten

in England äußerst verderbt, und da unter den ersten Quackern Leute waren, welche an Rechtschaffenheit, Worthaltung, Mäßigkeit, und andern gesellschaftlichen Tugenden, ihre Zeitgenossen weit übertrafen, und die sich diesen, als durchaus biedere und zuverlässige Leute darstellten, so haben sich nicht bloß Leute von der niedrigsten Klasse, sondern viele gutgesinnte, aber kurzsichtige und verblendete Personen, ja in der Folge manche gelehrte und verdiente Männer für Quacker erklärt, und durch ihren Beitritt der Sekte erst recht ein verführendes Ansehen gegeben, und eine unglaubliche Verbreitung verschafft, so, daß sich in verschiedenen Ländern des westlichen Europa, zumal in Holland, eine große Anzahl Quacker zeigte, und daß im Jahre 1682 ein sehr berühmt gewordener Mann, Wilhelm Penn, (Sohn des engländischen Ritters Penn) viele tausend nach Nordamerika führte, in der Absicht, daselbst in einer weitläufigen Insel, welcher er den Namen Pensylvanien (Penns Wildniß) gegeben, und welche ihm König Karl II. aus Dankbarkeit mit gewissen Bedingnissen überlassen hatte, einen ganzen Staat von Quackern zu errichten; wie er dann zu solchem Ende eine Stadt der Bruderliebe, nämlich Philadelphia erbaut, und der Bevölkerung und der Kultur des überaus fruchtbaren Landes, dann

einem ausgebreiteten Handel die thätigste Belebung verschafft hat.

Aber schon lange vor dem engländischen Fox hat sich, und zwar in Deutschland, ein anderer Schustergesell und Phantasiemann, nämlich der (1575 zu Alt-Seidenberg, einem Flecken bei Görlitz in der Oberlausitz geb. und im Nov. 1624 in der Stadt Görlitz verstorbene) Jakob Böhm, durch mystische Anschauungen und gehabte Erscheinungen, und durch verbreitete heillose Grundsätze einen Ruf erworben, welcher (zum kläglichen Beweis, wie äußerst empfänglich die vornehmen und gemeinen Volksklassen auch zu den häßlichsten Kopfkrankheiten seyen) um so verderblicher war, als jene Grundsätze (Böhm hatte vieles, zumal in theosophischen Büchern gelesen, aber nichts zu beurtheilen verstanden) den urältesten Sauerteig magischer, astrologischer, kabbalistischer, und alchymischer Fabeleien morgenländischer und altgriechischer Philosophen, in den geschmackwidrigsten, für gesunde Mägen eckelhaftesten Brühen wieder auftischten, nämlich „daß Gott von Ewigkeit her mit einer feinen Ur-Materie bekleidet gewesen sey, welche mit ihm nur Ein Wesen ausmachte, und aus welchem Wesen er alle Dinge entwickelt hätte, so, daß alle Dinge in der Welt, Theile eines göttlichen Wesens wären, folglich eine daher

rührende geheime und verborgene Kraft hätten; daß die menschlichen Seelen nichts anders, als ein Theil jener feinen Materie, und daß demnach alle Seelen der Menschen in ihrem Mittelpunkt, oder dem göttlichen Wesen zusammen nur Eine Seele ausmachten, in welcher man das ursprüngliche, untrügliche, innere Licht, den göttlichen Christus, durch Anschauungen (der erhitzten und schwärmenden Einbildungskraft) zu erwecken und zu beleben, dagegen aber die irdische Seele (denn außer der göttlichen Seele gaben Böhm und seine Vorgänger dem Menschen noch eine Seele, eine irdische, welche in der prüfenden Vernunft und Beurtheilungskraft bestände, und die Begierden und Leidenschaften erzeuge) auf alle Weise zu unterdrücken suchen, und zu solchem Ende des Gebets, dann einer beharrlichen strengen Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Beschaulichkeit sich befleißen müsse, damit die göttliche Seele von der Herrschaft sowohl der irdischen Seele, als der Materie befreit, und zu einem lautern Christus oder innerem Licht werde; welches Licht dann nicht nur sich selbst, sondern auch das mit ihr verwandte, göttliche Wesen in der ganzen Natur auf das deutlichste wahrnähme." Vermöge solcher aberwitziger Einbildungen wurde der durch eine unverdaute Leserei verunglückte Jakob Böhm

sogleich auf seiner ersten Wanderschaft, nachdem er inständigst und anhaltendst gebetet (und seine Enbildungskraft endlich gehörig entflammt) hatte, nach seiner Versicherung, „dem Geist nach in den heiligen Sabbath der Seele versetzt, und mit einem göttlichen Licht umfangen, in welchem er 7 Tage lang stand.“ Ein anderes Mal wurde er durch den Glanz eines gescheuerten, zinnernen Gefäßes in einen Zustand versetzt, worin er „auf der Stelle zu dem innersten Grunde, oder Centro, der geheimen Natur eingeführt wurde.“ Man kann sich nunmehr das Uebrige, was dieser Schustergesell und würdige Vorgänger des Fox in seinen vielen Schreibereien behauptet, und was er sonst unternommen haben möge, leicht, aber zu gleicher Zeit gewiß nicht eine andere Erscheinung vorstellen, diese nämlich, daß es Leute, die man nicht für verrückt hätte halten sollen, gab, welche in den idealistischen Luftgestalten des Jakob ein Ding, „Philosophie genannt“ fanden, und welche Leute den Jakob als einen „Gottesmann“ bewunderten, ihn „einen göttlichen Propheten, den Philosophen aller Philosophen alter und neuer Zeiten, und um unserm Vaterland einen recht großen Vorzug, wie sie wähnten, zu geben, ihn schlechtweg den Philosophen der Deutschen nannten.“ Doch Deutsche waren es nicht al-

lein, welche von dem böhmischen inneren Lichte ergriffen wurden; es gab in Italien und Frankreich, in England und den nordischen Reichen eine Menge sogenannter Denker und Literaturmänner, welche den schriftlichen Nachlaß des deutschen Philosophen bewunderten, ihn in ihre Sprachen übersetzten, und so ihren Landsleuten den köstlichen Schatz in mehreren Auflagen mittheilten. An die so betitelten Philosophen, welche auch, weil sie die ganze Schöpfung für einen bloßen Ausfluß der göttlichen Natur erklärten, den Namen Pantheisten erhielten, schloßen sich genau die im 16. und 17ten Jahrhundert zum Vorschein gekommene, und durch ihren Anhang berühmt gewordenen Wiederaufwärmer der uralten Schwärmerei des tausendjährigen Reiches, oder des Chiliasmus (vom griechischen Worte Chilias, eine Zahl von tausend Jahren) mit dem von ihnen beabsichteten, ausgebreitesten Erfolg an, indem sie (vermöge mißverstandener astronomischer Beobachtungen und phantastischer Auslegungen) behaupteten, daß das große Jahr des Ewigen, das ist, das Daseyn oder die Dauer aller vom Ausflusse des göttlichen Wesens entstandenen Dinge einen Zeitraum von 24,000 Jahren dergestalt in sich enthalte, daß dieser allgemeine Zeitraum wieder in vier Zeiträume, jeder zu 6000 Jahre, getheilt

werden müsse; da dann in den ersten 6000 Jahren die allmählige Entwicklung aller Dinge aus dem Wesen Gottes vor sich gegangen, im zweiten Zeitraume aber, worin wir uns befänden, nach dem (schon eingetroffenen) Ablauf von 5000 Jahren, das eintausendjährige Reich, da Christus in Person 1000 Jahre auf dieser Welt mit seinen Auserwählten regieren würde, zu erwarten sey; wonach eine Zerstörung, und nach dieser eine neue Wiederauflebung der Welt sich ergeben, nach dem Ablaufe des göttlichen Jahres, oder der 24000 Jahre aber, der Ewige seine Ausflüsse wieder in sich zurückziehen, und mithin ein gänzliches Zusammenschmelzen aller erschaffenen oder ausgeflossenen Dinge erfolgen würde. Die Lehrer und Anhänger dieser und vieler anderer, auf ähnliche Dinge hinzielender, Behauptungen, nachdem ihnen ein ungesunder Körper, und eine zerrüttete Einbildungskraft ihren Verstand zerrüttet hatte, sprachen auch stets von höhern Eingebungen, Offenbarungen und Erscheinungen, deren sie gewürdigt worden wären, hatten übrigens einen herzlichen Eckel vor allen irdischen Arbeiten und Angelegenheiten, und schwärmten, wenn sie einmal recht ergriffen worden, ganz verloren für ihren Nebenmenschen, in Träumen ihrer süßen Beschaulichkeit; wenn sie anders nicht vom Be-

trug der Sinnen, bis zu einem noch unseligern Grad hintergangen, und in ein Labyrinth gräßlicher Ausschweifungen hingerissen wurden. Doch genug von solchen Schwärmern und Verrückten, von denen in Norddeutschland von Zeit zu Zeit einer dem andern die Hände geboten, und bis auf den Joh. Paul Philipp Rosenfeldt, der noch erst im Jahre 1782 von der preußischen Regierung zurecht gewiesen wurde, seinen Anhang gefunden hat.

§. III.

Die Folgen des dreißigjährigen Krieges für den bürgerlichen und politischen Zustand von Deutschland waren nicht weniger bedeutend. Der Wohlstand der kleinern, und der Reichthum der größern deutschen Städte hatte seine Quellen verloren. Die auswärtigen europäischen Höfe, welche einst ihre Waaren, Moden und Künstler von Deutschland erhielten, hatten einsehen gelernt, daß sie die Vortheile und Gewinnste, welche sie durch so viele Jahrhunderte den deutschen Handelsleuten hatten zufließen lassen, selbst genießen könnten, und hatten die deutsche Hansa endlich zurückgewiesen, so, daß von dieser, ehemals so hoch

berühmten, Hansa nur noch ein Schattenbild zum Andenken, bei den Städten Bremen, Hamburg und Lübeck, übrig geblieben. Zudem nahm jetzt das, was man vor Zeiten den deutschen Handel nannte, einen gerade umgekehrten Weg. So wie nämlich die in Deutschland verarbeiteten Natur- und Kunsterzeugnisse hinausströmten, und die deutschen Städte mit Geld und Stolz erfüllten, so giengen jetzt bei der neuen Ordnung der Dinge die neuen in Gang gekommenen Waaren, als Kaffee, Thee, Zucker, Materialistenwaaren, Seidenwaaren, selbst schon Tücher herein nach Deutschland, und die mit jedem Jahr sich vermehrenden, ungeheuern Geldsummen wurden jetzt in entfernte Königreiche, und nach andern Welttheilen geschickt, so wie sie in den vorgegangenen Jahrhunderten nach Deutschland gezogen wurden; was, nachdem es einige Jahre anhielt, einigen deutschen Höfen, vor allen dem Hofe zu Wien und zu München, zu Berlin u. a. welche die großen Summen berechneten, die alljährlich für ostindische Specereien aus ihren Ländern von Nationen gezogen wurden, von denen nichts dafür abgenommen wurde, dergestalt auffallend und bedenklich vorkam, daß sie (nach dem Vorschlage eines holländischen Admirals, Gyssel), und zumal nach den wortreichen Planen des (zu München im J.

1669 in Sold und Dienst gestandenen berüchtigten Allverbesserers der Chymie, der Medicin, des Schul- und Erziehungswesens, selbst der Staatsregierungen) Joh. Joachim Bechers, lebhafte Neigungen und Vorsätze äußerten, nicht nur eine eigene, deutsche ostindische Compagnie, wo dann die Specereien, nach alter Art, über Aleppo und Venedig gezogen werden sollten, sondern auch eine amerikanische oder westindische zu errichten, ja (damit man nämlich gleich recht wüßte, woran man wäre) vollends Länder in Amerika zu kaufen, (Bayern stand wirklich in Unterhandlung über eine sechzig Meilen lange Küste in Guiana) und vermittels abzuschickender Colonien ein Neudeutschland daselbst zu gründen; was, leicht begreiflicher Weise, das ewige, unzählige Male zurückgekommene, den fieberhaften Träumen eines unmündigen Zeitgeistes eigene Schicksal hatte, von der Menge bewundert, von dem stillen Weisen bemitleidet, und von der großen Verbesserinn, der Zeit, zernichtet, und folgenden Geschlechtern ein Beispiel der Warnung zu werden. — Der Glanz, und die alte hohe Ehre der Bürger in den deutschen Städten erhielt jetzt, in mancher andern Rücksicht, tödtliche und unheilbare Wunden. Die ältern Bürger waren anfangs fast durchgehends edle, von dem Land nach den Städten

gezogene Ritter, und sie blieben theils selbst (für ihre Personen turnierfähige) Landwehren, theils hielten sie Söldner, indem sie die städtische Polizeiaufsicht, und für die Reisenden das Geleit besorgten. Diese Beschaffenheit und Verfassung, welche jenen Bürgern ein Ansehen, von dem man sich jetzt schlechterdings keinen Begriff machen kann, verschaffte, und sie bei ihren Einrichtungen und Freiheiten schützte, fieng jetzt an, schnell zu sinken. Viele tausend Geschlechter waren, während der Zeiten des Faustrechts und durch verschiedene andere ungünstige Ereignisse, um ihre Güter, und um ihr Vermögen unwiederbringlich gekommen, und genöthigt worden, sich aus Noth und Mangel in die Klasse handthierender Arbeiter und Gewerbsleute herabzuflüchten; und dann war auch das städtische Militär- und Geleitswesen ganz unnützlich geworden, indem die Art der Waffen verändert, und eine ganz neue Ordnung im Kriegswesen, wobei allein der Landesfürst ein Militär brauchte und halten konnte, in Gang gebracht worden war; daher man dann auch schon zu derselben Zeit häufige Klagen über Beeinträchtigungen bürgerlicher Freiheiten und Zunftgewerbe liest, indem sich solche Herren und Fürsten, welche nunmehr eine feierliche Erklärung ihrer Selbstständigkeit, und zugleich die äußerliche Ueber-

macht für sich hatten, kein Bedenken machten, bürgerliche Gewerbe, welche bisher als Eigenthum der bürgerlichen Nahrung allein den Städten vorbehalten gewesen, auch auf ihren größern oder kleinern Gütern zu errichten. Die hergebrachten, und vermittelst schriftlicher Urkunden für ewige Zeiten bewilligten Freiheiten deutscher Landstädte wurden jetzt für Gnaden, welche willkührlich widerrufen werden könnten, erklärt, und als solche behandelt.

Was die im westphälischen Frieden erklärte Landeshoheit der deutschen Fürsten und Stände betraf, so ist schon erinnert worden, daß die Aufstellung dieser Landeshoheit gar nichts Neues, sondern daß sie schon unter Kaiser Heinrich IV. eingeleitet, von Kaiser Friedrich II. feierlich zugesagt, und dann von Zeit zu Zeit erweitert und ausgezeitigt worden sey; aber das Neue und Wichtigste bestand hauptsächlich darin, daß jene Unabhängigkeit noch weiter mit dem Recht, Bündnisse mit Auswärtigen zu schließen, Kriege für sich zu führen, und Frieden zu machen, vermehret, und dann, daß sie von auswärtigen Höfen, deren Hauptstärke, und deren Absicht darin bestand, die Macht und Kraft von Deutschland zu theilen, und mithin zu schwächen, feierlich verbürgt worden war; was um so sonderbarer schien, als dieß von den deutschen Ständen

zu einer Zeit nachgesucht und erwirkt wurde, zu welcher die Beispiele von der Schweiz und den vereinigten Niederlanden, als die sich allein durch ihre einmüthige Zusammenhaltung gerettet haben, im frischen Andenken seyn mußten. Die neue Selbstständigkeit der deutschen Stände stellte auch wieder ein neues Faustrecht auf; denn wiewohl das Reichskammergericht, und der Reichshofrath, wozu nachher auch noch der ewige Reichstag zu Regensburg kam, noch die gesetzlichen Stellen, von welchen die Irrungen der Reichsstände unter sich friedlich hätten beigelegt werden sollen, verblieben waren, so kam es jetzt doch stets darauf an, ob streitende Partheien, zumal solche, welche sich, in Verbindung mit Andern, stark genug fühlten, ihre Forderungen mit dem Schwert in der Faust erobern zu können, geneigt seyn würden, sich an einen richterlichen Ausspruch, wobei sie stets erst zu erwarten hatten, ob er sich für sie günstig erklären würde, zu halten.

Andere Folgen der sogenannten Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und Stände sind bekannt genug, und haben sich sogleich geäußert. Der ganze Ton, und die Verfassung großer und kleiner Höfe, ihr Ceremoniel, ihre Wirthschaft, die Art ihrer Feste und Belustigungen u. s. w., alles veränderte sich,

und stieg ins Große; und was ehemals eine Ausnahme war, wurde jetzt die Ordnung. Eine brennende Eifersucht auf Vorzug und Rang trieb jetzt die Höfe in einer peinlichen Unruhe herum, und jeder Schritt, der einen dritten zu irgend einer Auszeichnung führen konnte, erregte Kummer und Schmerzen. Wenn die kurfürstlichen Höfe den königlichen an Hoheit und Würde gleich gehalten werden wollten, so war dieß nun eben nichts Neues; aber wenn die fürstlichen am Rang sich den kurfürstlichen, wenn dann auch die reichsgräflichen jenen sich nähern und gleichstellen wollten, so war dieß nur desto sonderbarer. Nichts wurde daher mit einer feierlichern Ernsthaftigkeit behandelt, als das Ceremoniel und die Festsetzung einer Uebereinkunft, oder eines Gesetzes über unzählige, im Grunde ganz und gar außerwesentliche Dinge (z. B. wie viele Schritte man dem Abgeordneten eines Hofes entgegen gehen, ob man ihn auf der Treppe, oder erst an der Thürschwelle erwarten, ob man ihm die rechte Hand, und wenn eine Thüre kam, den Vorgang lassen, ob man den Kopf bedecken, oder den Hut bloß lupfen sollte, ob man stehen oder sitzen, und im letztern Falle, ob man auf einem Sessel mit Lehnen oder ohne Lehnen, ob man auf rothen oder grünen Sesseln sitzen, ob diese auf

Teppichen, oder nur auf den Fußboden gestellt seyn sollten; ferner ob bei festlichen Tafeln die Gesundheiten eines Hofes vor einem andern, und mit welchen Titeln sie getrunken werden sollten u. s. w.) wurden, unter dem wechselweisen Vorwande, daß man sichs nicht vergeben könnte noch wollte, eine unerschöpfliche Veranlassung von ernsthaften Uneinigkeiten, von heftigen Beschwerden, von gewöhnlichen, unverantwortlichen Verzögerungen und Hindernissen der wichtigsten Geschäfte, und daher ein höchst verwickelter Gegenstand, wobei die sogenannten Publicisten und diplomatischen Meister die Größe und Stärke ihrer Gelehrsamkeit zu zeigen sich beeiferten, dicke Bände von Druckschriften in die Welt schickten, und diese damit in ein dumpfes Erstaunen setzten.

Viele solcher Herren, deren Väter noch bei Mannsgedenken nicht mehr Dienerschaft, als sie brauchten, unterhielten, nicht mehr Speisen, als sie verzehren konnten, auf ihre Tafel setzen ließen, führten jetzt, mit der größern sogenannten Etiquette, auch eine ungleich prächtigere Hofhaltung mit vielen Oberhofämtern, mit Kammerherren anstatt Kammerjunker, und mit einer Menge anderer, ihren (darum nicht weniger hochgeachteten) Voråltern ganz unbekannten Hofbedienungen, und

mit kostbaren bloß zum eingebildeten Staat dienlichen Ueppigkeiten ein, ohne (im unglücklichen Blödsinn und Taumel) auch nur einmal zu Gemüth zu führen, daß die Einführung einer mißverstandenen Pracht, und einer geldraubenden Großthuerei gerade dahin führe, jene selbstständige Größe, und jenes fürstliche Ansehen, nach welchem sie so äußerst eifersüchtig trachteten, herabzusetzen, und den Hof, der das Unglück hatte, neumodische Einbildungen für Bedürfnisse zu halten, früher oder später in einer traurigen Blöße als einen bedauernswürdigen Gegenstand von einer tiefen Unbehilflichkeit und Ohnmacht darzustellen. Wo ein neuer, ungewöhnlicher Aufwand eine jährliche Summe von Ausgaben, welche die gewöhnliche Summe von Einnahmen weit überschritt, zur Folge hatte, da entstand unvermeidlich die weitere Folge, daß man in die Nothwendigkeit versetzt wurde, den Nationen mehrere und größere Abgaben zuzumuthen; wie dann auch hier von allen Statistikern bemerkt wird, daß seit der Hintansetzung der ehemaligen Mäßigkeit und Ordnung, die sogenannten Kammerverbesserungen entstanden, daß Abgaben auf Getränke (Umgeld), dann auf Eßwaaren, als Fleisch und Salz, (Viehumgeld, Aufschlag, Accis) als ständig eingeführt, daß zu diesen Abgaben (zumal in den Ländern,

wo man die damaligen Regenten beredete, sich anstatt Landesfürsten, geradezu Landesherren zu nennen, und Land und Leute wie ein Privateigenthum zu betrachten) nach und nach noch viele andere hinzugefügt, ja daß Steuern, welche ehemals in der höchsten Landesnoth, unter dem feierlichen Versprechen, sie nicht zu wiederholen, erhoben worden waren, als beharrlich festgesetzt, und bei jedem neuen Vorfall verdoppelt wurden; was alles um so bälder eintraf, als die Erfinder von Rechtsgründen, welche eine neue Anlage rechtfertigen sollten, und als überhaupt die Verbesserung des sogenannten höchsten Aerarii, dann Projektanten und so betitelte Plusmacher den Beifall und die Gnade ihrer Herren vorzüglich erhielten, und bei unwirthschaftlichen Höfen vor allen andern Staatsdienern belohnt und geschätzt wurden. Da die Noth über die Unvorsichtigen, welche sich ihr Preis geben, eine unerbittlich strenge Herrschaft ausübt, so machte der Druck einer Noth nicht selten das Gefühl und Gewissen dergestalt stumpf, daß man es weder für ein Unrecht, noch für eine Selbstbeschimpfung hielt, Stimmen und Unterthanen, wie eine Waare, für Geld feil zu bieten, und ausländischen Höfen Dienste von tiefer Knechtschaft zu leisten. Daß daher ausländische Höfe nicht mit Achtung für die Selbst=

ständigkeit und die Sitten deutscher Höfe erfüllt werden konnten, ist leicht zu erachten, und die zahlreichen, zumal die von Franzosen geschriebenen Denkschriften sind mit Schilderungen damaliger Höfe angefüllt, welche, (da sie zwar nichts weniger, als schmeichelnd, aber darum nicht weniger zurechtweisend sind) wenigstens wie im Vorbeigehen, einiger Erinnerungen an sie nicht ganz unwürdig seyn dürften. Der Marschall Gramont, welcher im Jahre 1657 vom Minister und Kardinal Mazarini zur Kaiserwahl nach Frankfurt gesandt wurde, erzählte in seinen (zu Amsterdam 1717 gedruckten) Denkschriften oder Memoires, daß er die ihm aufgetragene Gesandtschaft, unter anderm, auch aus dem Grund abzulehnen gesucht habe, weil er wüßte, „daß man sich bei den Deutschen, als welche er, während seiner vieljährigen Kriegsdienste unter ihnen, genau habe kennen gelernt, nicht beliebt machen könnte, als wenn man sich gefallen lasse, ihre ewigen Schmausereien, Feste und Verschwendungen mit zu machen, was nicht nur seine Gesundheit, sondern auch sein Vermögen zu Grunde richten würde." Da Gramont sich mit der Absicht seiner Sendung, welche darin bestand, daß er die Kurfürsten dahin bringen sollte, bei der Kaiserwahl das Erzhaus Oesterreich zu umgehen, an die deutschen Herren

machte, erzählt er, daß er vorerst mit dem Kurfürsten von der Pfalz, Karl Ludwig, einen Vertrag geschlossen, worin dieser Herr gegen eine Summe von einigen tausend Thalern ein schriftliches, und von ihm unterzeichnetes Versprechen ausgestellt habe, daß er in allen Vorfällen, welche auf dem Reichstage zu Frankfurt vorkommen sollten, alles das thun wollte, was die französischen Gesandten im Namen ihres Königs verlangen würden; und dieß ohne Rücksicht auf die goldene Bulle, setzt Gramont hinzu, welche ausdrücklich enthält, daß ein Kurfürst, welcher seine Wahlstimme, in was immer für einer Rücksicht verkaufen würde, vom kurfürstlichen Collegio ausgeschlossen seyn sollte. Vom damaligen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der durchaus französisch gestimmt war, erzählt Gramont, „daß er sich regelmäßig zu Mittagszeit zur Tafel setze, und dabei bis sechs Uhr Abends verweile; der Speistisch sey lang, und mit dreißig Gedecken besetzt; er trinke aus seinem Glas niemals mehr, als drei kleine Nüpfchen; er trinke aber vorerst die Gesundheit aller Gäste; dann aber nehme er auch Abwesende vor, deren Zahl sich wenigstens stets bis auf vierzig belaufe, dergestalt, daß, wenn man alle, wenn gleich in sehr mäßigen Theilchen, getrunkene Gesund-

heiten zusammen nehme, sich ergebe, daß er niemals von der Tafel aufstehe, ohne wenigstens sechs Kannen Wein getrunken zu haben, und zwar, ohne auch nur im Geringsten aus seiner Ordnung, oder gelassenen Fassung zu kommen, oder den Schein seiner angenommenen, und dem Charakter seiner erzbischöflichen Würde zukommlichen Sittsamkeit etwas zu vergeben." Vom damaligen Kurfürsten von Trier, Philipp Christoph von Sötern, versicherte er, „daß er niemals bei diesem Herrn speisen wollen, indem man bei ihm stets unmäßig trinken müßte, welches auch die einzige Sache wäre, worin er sich auszeichnete; derselbe sey auch ein vortrefflicher Weinkenner, und nehme davon so viel zu sich, daß alle diejenigen, welche mit ihm tränken, gestehen müßten, es sey äußerst schwer, ihm Stand zu halten." Von dem damaligen sächsischen Kurfürsten, Johann Georg, heißt es, „daß sein ganzer Vorzug darin bestanden habe, unmäßig trinken zu können, welche seltene Eigenschaft er von seinem Vater ererbt hätte." Gramont erzählt ferner, daß er vom Grafen Egon von Fürstenberg zu einer Tafel geladen worden, welche von Mittag bis neun Uhr Abends angehalten, und während welcher man wohl zwei bis dreitausend Gesundheiten getrunken habe. „Ueberhaupt (setzt dieser fran=

zösische Gesandte hinzu) giebt es kein besseres Mittel, durch das man die Deutschen leichter gewinnen, und sich offenherziger mit ihnen verständigen kann, als eine gute Mahlzeit, wobei sie der Wein aufgeräumt macht. Bei solchen Anlässen trinken diejenigen, welche am längsten und stärksten trinken, Bruderschaften, und werden gegen einander wohlwollend und vertraulich, wie Brüder." Wenn solche Sachen, welche dieser französische Gesandte in seine Denkschrift nicht aufgenommen haben würde, wenn er sie nicht als wichtige und redende Belege der damaligen Eigenschaften deutscher Fürsten angesehen hätte, nicht geeignet waren, über jene Eigenschaften ein vortheilhaftes Licht zu verbreiten, oder von den Personen, an welchen sie bemerkt wurden, einen großen Begriff zu erwecken, und Handlungen von tiefer Einsicht und entscheidender Kraft zu erwarten, so war dieß die damalige Nachahmungssucht noch ungleich weniger. Nur noch wenige Fürsten blieben bei der ererbten Weise ihrer Voraltern, sondern (was mit dem ächten Fürstenstolz, und mit der wahren selbstständigen Größe nicht vereinbar ist) es wurde allgemeiner Ton, im Hausceremoniel, in Gebäuden, in der Kleidung, in Möbeln, in Belustigungen nichts für anständig, für gut, schön und prächtig zu halten,

was nicht am Hofe Ludwigs XIV. erfunden, und in der französischen Hauptstadt große Mode geworden war. Man baute Lustschlösser nach dem Plane von Versailles, hielt Parforcejagden, nahm französische Köche in Sold, fand seine Kleidung altväterisch und albern, trug seinen Rock nur nach französischem Zuschnitt, und that, mit einem Worte, mit blinder Demuth alles nach, was man andere vorthun sah; ja in welches Ansehen sich die Herrschaft der Nachahmung zu setzen wußte, davon gab es wohl kein seltsameres Beispiel, als daß man sich entschließen konnte, seinen Kopf mit ungeheuern Gebäuden todter Haare zu vermummen, und sogenannte Alongeperücken, welche beinahe den ganzen Rücken bedeckten, als Zeichen von fürstlicher Majestät zur Schau zu tragen. Sogar seine deutsche Muttersprache fieng man an zu verachten, und es wurde von den sogenannten Leuten von guter Erziehung, auch wenn es ihr Lebensberuf keineswegs erforderte, herrschender Ton, französisch zu sprechen. Auch der Umstand, daß unter König Ludwig XIV. die französische Literatur vortrefflich blühte, und die schönsten Schriften, zumal gerade solche, welche vorzüglich zur Ergötzung gelesen werden, lieferte, indessen daß in Deutschland kaum noch ein erträgliches Buch von Geschmack und rei-

ner Sprache erschien, trug nicht wenig bei, von Frankreichs Eigenschaften und Vorzügen eine große Meinung zu verbreiten, und den Verstand und Witz der Deutschen in einen tiefen Schatten zu setzen.

§. IV.

Da Kaiser Leopold I., von dessen Lebensgeschichte hier das Wesentliche vorkommen soll, auf der Bühne der Zeit nicht allein und vereinzelnt, sondern in einer unmittelbaren Verbindung mit andern gleichzeitigen Staaten und Monarchen, welche daher nicht weniger als Hauptpersonen zu betrachten sind, auftrat, so kann es nicht außer der Sache seyn, die vorzüglichsten Staaten und Herren, als nämlich Spanien, England, Holland, Schweden, Rußland, Frankreich im Wesentlichen kennen zu lernen, um dann desto bestimmter ermessen zu können, wessen sich Kaiser Leopold I. in Hinsicht auf andere zu versehen, und wie er sich in seiner Lage zu benehmen gehabt haben möchte.

Im Voraus wollen wir, wiewohl nur im Vorbeigehen, einer sonderbaren Uebereinkunft jener Staaten, welche für sie ein Grund zu sonderbaren Unternehmungen wurde, erwäh-

nen; der stillschweigenden Uebereinkunft nämlich, daß keinem Monarchen gestattet werden solle, eine solche Zahl und Größe von Ländern (gesetzt auch, daß einer dazu auf die rechtmäßigste Art, als z. B. durch Erbschaft gelangen würde) in sich zu vereinigen, wodurch er in eine Uebermacht, und mithin in den Stand gesetzt würde, andern minder mächtigen Fürsten nach seiner Willkür Gesetze vorzuschreiben, oder sie vollends zu unterdrücken. Wiewohl nun dieses sogenannte System des europäischen Gleichgewichtes etwas voraussetzte, was die hohe Ehre der Höfe unmöglich verherrlichen konnte, indem eine große Verletzung der sittlichen Gesetze dazu gehört, sich der Rechte oder Länder eines minder Mächtigen auf eine unzulässige Art zu bemächtigen; wiewohl es ferner ein offenbarer, durch die Erfahrung dafür bestätigter Trugschluß war, zu behaupten, daß in Europa der Krieg aufhören müsse, wenn zum Kriegführen keine Uebermacht reizen könnte; wiewohl endlich das vermeinte Gleichgewicht auch bei einem, wirklich gleichgetheilten Umfang von Ländern durch den Eintritt verschlimmerter und schwächlicher Regierungen gestört wird; so kam dieses System gleichwohl nicht selten an die Stelle rechtlicher Gründe, wenn es einem Großen darum zu thun war, seinen Krieg wider einen Dritten, ohne Rechtsgründe zu rechtfertigen.

Spanien war, zur Zeit des Kaisers Leopold, zwar noch ein höchst bedeutendes, aber lange nicht mehr das erste Reich in Europa, das es unter Karl V., (Erzherzog von Oesterreich, und Kaiser in Deutschland) welcher Spanien von seinem Vater Philipp geerbt hatte, war. Die Stärke dieses Reichs hatte ihre Kraft verloren. Schon der Sohn und unmittelbare Nachfolger des eben genannten Karls, König Philipp II. benahm sich sehr unbesonnen und albern, indem er sich einfallen ließ, einen unzeitigen kleinlichen Hochmuth zu zeigen, und deutsche Fürsten mit bedecktem Haupte zu sprechen, was diese Herren so verdroß, daß sie den hochtrabenden Spanier ganz beseitigten; er hatte überdieß die Schwachheit, ländersüchtig zu seyn, heirathete in der Absicht, England zu bekommen, die Königinn Maria von England, warb, nachdem die Königinn Maria im J. 1558 gestorben war, um ihre Nachfolgerinn, die Königinn Elisabeth, und begieng, da diese Königinn sein Gesuch höflich abgewiesen hatte, die Thorheit, England nach einiger Zeit mit einer Flotte zu überziehen, welche sich den eiteln Namen „die Unüberwindliche" beilegen ließ; allein im J. 1588 wurde diese Flotte, und mit ihr fast auf immer die spanische Seemacht ganz zu Grunde gerichtet. Im J. 1580 ward ihm

zwar, nach dem Abgange des männlichen Stammes der königlichen Familie in Portugal diese Krone zu Theil; allein dafür verlor er die vereinigten Niederlande, deren Einwohner er durch höchst unkluge Maßregeln dahin brachte, daß sie mit vereinigter Macht das unerträgliche Joch seiner Härte und Einbildung von sich schleuderten. Die Einbildung von seiner Hoheit und Majestät war so groß, daß sie ins Lächerliche und Abgeschmackte verfiel. Er lachte niemals, wollte das Ansehen haben, als wenn er von nichts in der Welt gerührt würde, sah immer zurückschreckend und feindselig aus, in der Meinung, ernsthaft auszusehen, sprach nur einsylbig, und ließ, wenn er, was selten geschah, sichtbar seyn wollte, die Großen seines Reiches mit einem Gepränge und mit Forderungen von Unterthänigkeit vor sich, welche ihn bei denselben unmöglich in Achtung setzen konnten. Er fand sich unaufhörlich und bei jedem Menschen in Verlegenheit, sich etwas zu vergeben, und machte sich daher bei Jedermann lächerlich und verächtlich. Auch ist durch ihn das spanische Wesen erst recht spanisch, nämlich jeder Schritt zur Ceremonie geworden. Vor allen Dingen hatte sein Verfolgungsgeist gegen seine und anderer Herren Unterthanen, welche in Glaubenssachen anders dachten, wie er, keine Gren-

zen, und er verwendete auf die Kriege, mit welchen er die Gewissensfreiheit derselben unterdrücken wollte, Summen, welche zuletzt seine Kassen, so unermeßlich reich sie waren, erschöpften, und das öffentliche Zutrauen dergestalt untergruben, daß sich sein Sohn und Nachfolger Philipp III. um so weniger erholen konnte, als er pünktlichst den Beispielen seines Vaters folgte, beständige Kriege führte, dann im J. 1610 durch die Vertreibung der Mauren oder Araber aus Spanien, aus dem Grunde, weil sie der muhamedanischen Religion ergeben waren, sein Reich wenigstens um eine Million fleißiger und wohlhabender Unterthanen, welche ihm in allen Dingen, nur nicht in der Verfolgung ihrer Religion, die schuldige Ergebenheit bezeigten, ärmer machte, und dabei noch die stets zu Grunde richtende Schwächlichkeit hatte, die wichtigsten Staatsgeschäfte seinen Günstlingen zu überlassen. Auch sein Sohn, König Philipp IV., wiewohl ein kluger Herr, konnte bei seinen Kriegen den Zustand seines Reiches nicht verbessern. Er hinterließ bei seinem Hintritte 1665 einen einzigen Sohn, Karl II., den letzten Sprossen seiner Linie, welcher, wiewohl er die ungetheilte spanische Monarchie, (Spanien allein bestand ehedem aus vierzehn Königreichen) dann in Italien das Königreich Neapel, das

Herzogthum Mailand u. a., dann Sicilien, Sardinien u. a., ferner die spanischen Niederlande, die Grafschaft Artois, dann in Flandern Gent, Brügge, Ostende, u. a., in der Grafschaft Hennegau Mons oder Bergen u. a., ferner das Herzogthum Luxemburg, dann verschiedene Ländereien in den Herzogthümern Limburg und Geldern, dann im Herzogthume Brabant Brüssel, Löwen, Antwerpen, Mecheln u. a., ferner die canarischen Inseln in Afrika, weiter die in Asien auf dem indianischen Meere zwischen China und den moluckischen liegenden, unter König Philipp II. von den Spaniern zuerst behaupteten, und daher sogenannten philippinischen Inseln, (Ostindien) endlich in Amerika Neu-Spanien, Neu-Mexico u. a., ganz Terra Firma, Peru, Chili, Tucoman, Chica, de la Plata u. a. besaß; wiewohl er allein aus Indien jährlich bei hundert Millionen nach Spanien zog, dennoch dieses Reich in einer unbeschreiblichen Zerrüttung und Schwäche, und in einem Zustand von einer dergestalt schlechten Wirthschaft, daß die unermeßlichen Einkünfte zur Bestreitung der Ausgaben nicht mehr hinreichten, und was vollends das Schlimmste war, solche Unterthanen nach sich ließ, welche, weil sie ihr Geld seit langer Zeit aus andern Welttheilen ohne eigene Anstrengung und Arbeit erhalten

hatten, aller Anstrengung und Arbeit entwöhnt worden waren.

England hatte seit einigen Menschenaltern viele und gewaltige Schicksale erfahren, und gleichwohl durch die Vermehrung seiner Macht sich eine vorzügliche Bedeutung zu geben gewußt. Der im Jahre 1547 verstorbene König Heinrich VIII. hatte aus der Ursache, weil Pabst Clemens VII. die Trennung von seiner Gemahlinn und die neue Heirath mit Anna Bolenia nicht billigte, von allem Verband mit dem päbstlichen Stuhle sich getrennt, und den Grund zur Glaubensveränderung in England gelegt; dann von den Einkünften der von ihm aufgehobenen Klöster nach seinem Sinne neue Bisthümer und Lehrstühle angelegt, zu gleicher Zeit aber viele wesentliche Lehren der katholischen Religion beibehalten, und diejenigen, welche mit ihm nicht gleich dachten, auf das grausamste verfolgt; wie dann die Zahl derjenigen, welche auf diese Weise sterben mußten (worunter auch 1535 der wegen seiner Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit berühmte Großkanzler, Thomas Morus, war) auf 70,000 gerechnet wurde. Dieser Heinrich, der nach und nach sechs Gemahlinnen hatte, von denen er zwei verstieß, und zwei zum Schwert verurtheilte, ließ das Reich nicht im ruhigsten Zustande zurück; und

unter den nachgefolgten Regierungen, nämlich a) seines Sohnes Eduard VI. († 1553) und b) seiner ersten Tochter Maria, (jener beförderte die protestantische, diese, welche die Katharina von Arragonien zur Mutter hatte, und (wie bei Spanien vorkam) vom spanischen König Philipp II. geehlichet wurde, mit allem erdenklichen Eifer die katholische Religion) wurde das Ansehen desselben eben nicht sonderlich vermehrt; aber desto nachdrücklicher und glücklicher geschah dieß (nach dem 1558 erfolgten Hintritt der Maria) von der Königinn Elisabeth, (zweiten Tochter König Heinrichs VIII. und der Anna Bolenia) indem sie nicht nur das Glück hatte, im Jahre 1588 die sogenannte unüberwindliche spanische Flotte von ihrem Vizeadmiral, Franz Dracke, (welcher, im Vorbeigehen gesagt, 1586 die Kartoffeln aus Amerika nach England brachte und 1596 starb) beinahe ganz zernichtet, sondern auch durch die Thätigkeit ihrer Unterthanen den engländischen Seehandel dergestalt blühen zu sehen, daß eigentlich unter ihr der Grund zur nachherigen Ueberlegenheit jenes Handels, so wie der Kriegs = Seemacht gelegt ward. Der Handel der Engländer fieng bereits an, sich durch den ganzen Erdkreis, nach Ostindien, Persien, Rußland, die asiatische Türkei, nach Nordamerika, wo sie die erste Pflanzstadt Vir=

ginien errichteten, zu erstrecken, und die Regierung der Elisabeth gewann, ungeachtet ihrer persönlichen Flecken, (sie verfolgte, indem sie als Protestantinn erzogen wurde, die Katholiken auf das härteste, ließ 1586 der Königinn von Schottland, Maria, ihrer nächsten Anverwandtinn, dann vielen andern Personen, die gar wohl hätten bei Leben bleiben dürfen, die Köpfe abschlagen) in ganz Europa ein entschiedenes Ansehen, welches nach ihrem (im Jahre 1603 erfolgten Hintritt) ihr nächster Anverwandter und Erbe, nämlich der damalige König in Schottland, Jakob, dieses Namens in England der erste (Sohn des Heinrich Stuart Darnley, und der eben genannten Maria) welcher den nunmehr unter ihm vereinigten Königreichen, England und Schottland, den gemeinschaftlichen Namen Großbritannien gab, durch sein eigenmächtiges Verfahren mit seinen Unterthanen, und durch seine unüberlegten Handlungen mit auswärtigen Höfen wieder sehr verdunkelte, noch mehr aber nach seinem (1625 erfolgten) Hintritt dessen Sohn, Karl I., bei einem recht guten Herzen, durch ein charakterloses, herrisches und unkluges Benehmen zerrüttete; was ihm auch die Abneigung und endliche Erbitterung seiner Unterthanen, wider welche er sogar zu Feld zu ziehen sich genöthigt fand, dergestalt zu-

zog, daß ihn die Schotten 1647 den Engländern, bei denen er sich eben so verhaßt gemacht hatte, auslieferten; worauf er verschiedenemale sehr mißhandelt, und (den 30. Jän. 1649) auf öffentlicher Straße vor dem königlichen Pallast Withehall enthauptet, die Regierung des Reiches aber von dem General Cromwell (Olivier), einem Manne mit eben so großer Geisteskraft, als Verschmitztheit, der sich den Namen Protector beilegte, ergriffen, und bis zu seinem (1658 erfolgten) Hintritt mit dem größten Nachdruck behauptet ward. Von den Kindern des Königs Karl I. haben Karl II. und Jakob II. ganz besondere Rollen gespielt. Ihre Regierungen füllten den Zeitraum, in welchem Kaiser Leopold I. unser Hauptheld ist, aus. Karl II., den die Parlemente wieder als König erkannten, regierte vom Jahre 1660 bis 1685; war ein unternehmender Soldat, aber ein unbesonnener Kopf, und ein Knecht der niedrigsten Ausschweifungen, welche sich seiner ganzen Einbildungskraft bemächtigt, und ihn aller festen Ueberlegung unfähig gemacht haben. Dieser Karl II. war es, der an seinem und andern Höfen, wo man für scheußliche Seelenkrankheiten empfänglich war, den großen Ton, Maitressen zu halten (er selbst hatte deren nicht weniger, als sieben öffentlich dafür erklärte)

angab, und der jene Art von Liederlichkeit, welche die Verweichlichung und Zerrüttung des Geistes, die Unwirthschaftlichkeit, und eine Menge anderer, gerade der allerschlimmsten Seelenkrankheiten vorzüglich zur Folge hat, durch sein Beispiel so gemein, und gleichsam etiquettmäßig machte, daß, (wie Saint Evremont sagte) „das Verbrechen den Namen süßer Verirrungen, und das weichliche Laster den Namen zärtlicher Vergnügen erhielten,“ und vermöge dieses stillschweigenden Einverständnisses eine allgemeine Verbreitung gewannen. Da die, wiewohl höchst beträchtlichen, Einkünfte jenes Königs nicht hinreichten, die ungeheuern Verschwendungen, mit welchen er seine ungebändigten Ausschweifungen, und die Werkzeuge und Beförderer derselben unterhalten mußte, zu bestreiten, so nahm ihn der damalige französische Hof in Anspruch, indem er die Gelegenheit benutzte, für eine angenehme Summe Geldes, um welche Karl II. sich gewinnen ließ, Vortheile von einem höhern Range zu erobern; was im Verfolg dieser Geschichte sich zeigen wird. König Jakob II. (Bruder und Nachfolger Karls II.) hatte im Jahre 1673 die katholische Religion angenommen, und nachdem er König geworden, die freie Ausübung dieser Religion begünstigt; hatte, da er an die gegentheiligen Verfassun=

gen und Rechte der Nation erinnert wurde, behauptet, daß Rechte solcher Art mit dem allerhöchsten Ansehen der königlichen Gewalt nicht wohl vereinbar wären, und er hatte demnach auf seinen Erklärungen und Verfügungen beharrt. Dieß hatte zur Folge, daß ihn die Nation für einen bürgerlich todten Mann ansah, und zu denjenigen Maßregeln schritt, zu welchen sie in dem Fall, daß der bürgerlich gestorbene König auch körperlich gestorben wäre, würde haben schreiten müssen. König Jakob **II.** hatte zwei Töchter Maria und Anna, von welchen er die erste im J. 1677 an Wilhelm **III.**, Prinzen von Oranien, und Statthalter der vereinigten Niederlande, (Sohn Wilhelms **II.**, und Maria, Tochter König Karls **I.**) vermählt hatte. Da nun jene eben genannte Maria, im Falle des Hintrittes ihres Vaters, die Erbtochter war, so trug die Nation ihr im Jahre 1688, und (weil sie sich durchaus weigerte, allein zu regieren) auch ihrem Gemahl, Wilhelm **III.**, die Regierung an, und setzten beiden, nachdem Jakob **II.** sich (nach Frankreich, wo er zu St. Germain 1701 starb) entfernt hatte, die Krone des großbritannischen Reiches auf. Da die Nation, nachdem ihre protestantische Religion, und ihre Verfassung nunmehr gesichert war, wieder Ruhe bekam, so bekam sie wieder eine

neue Thätigkeit, und ein neues gebietendes Ansehen. Das Benehmen der Königinn Maria, welche 1695 zum Leidwesen der ganzen Nation an den Blattern starb, so wie die Regierung Wilhelms III., welcher 1702 ohne Kinder mit Tod abgieng, entsprach ganz den Erwartungen der Nation, welche nunmehr die zweite Tochter König Jakobs II., die Anna, zur Königinn erklärte. Diese großgeartete Königinn, von welcher im Verfolg das Geeignete vorkommen wird, starb im Jahre 1714; und da sie unbeerbt starb, folgte ihr, als nächster Anverwandter (protestantischer Religion), Georg I., ältester Sohn des Ernest August, (ersten Kurfürsten von Hannover oder Braunschweig-Lüneburg) und der Sophia, Tochter jener Elisabeth, welche die Gemahlinn des Kurfürsten von der Rheinpfalz Friedrichs V. war. Großbritanniens Macht stieg jetzt aufs höchste, und spielte in Rücksicht des Seehandels sowohl, als der Seemacht, die Meisterinn in allen vier Welttheilen.

Großbritannien befand sich, wie das Verzeichniß der Schriftsteller zeigen wird, während dieses Zeitraumes auch im wissenschaftlichen Fache auf der klassischen Bahn. Sogar Prinzessinnen lernten lateinisch und griechisch, und schrieben in diesen Sprachen; ja Personen vom allerhöchsten Range beider Ge-

schlechter, Könige und Königinnen, suchten eine große Ehre darin, Aufsätze drucken zu lassen. Man hat von Heinrich VIII., Eduard VI., von den Königinnen Maria und Elisabeth, von Jakob I., Karl I., Jakob II. u. a. von jener Ehrsucht Beweise, welche übrigens zwar nicht die Zahl klassischer Schriften vermehret, aber die Ermunterung und Erscheinung solcher Schriften von Andern veranlaßt haben.

Auch das vereinigte Niederland, oder wie man es (wegen der mächtigsten und reichsten Provinz derselben) überhaupt nennt, Holland, behauptete in diesem Zeitraume ein höchst bedeutendes Ansehen. Den Grund dazu legte ein Graf von Nassau, Wilhelm I., welchem sein Anverwandter Renatus im Jahre 1544 das (in der Provenze gelegene) Fürstenthum Orange, oder Oranien hinterlassen, und welcher die Vereinigung der niederländischen Provinzen, denen auch ihre Unabhängigkeit im westphälischen Frieden auf immer bestätigt, und verbürgt wurde, ganz vortrefflich geleitet hatte, dann Wilhelm III., der im Jahre 1688 auch zum König von England erhoben, und von den Seinigen mit dem Namen: „der Große," beehrt worden ist. Holland benützte seine Lage zum Großhandel vortrefflich. Dieser Handel verschaffte ihm einen unbeschreiblichen Geldreichthum, und dieser Reichthum,

welchem alles in der Welt, selbst der Dienst des Menschen, als Waare, zu Gebot steht, verhalf ihm zu einer gebieterischen Seemacht, und vermöge dieser zu den einträglichsten Eroberungen in allen Welttheilen. Auch die Landmacht von Holland wurde, da die Gewohnheit, oft ohne Ursache und Vaterland, bloß des Soldes wegen, im Kriege zu dienen, allgemein herrschend blieb, groß und furchtbar. Holland wurde für Europa der allgemeine Sammelplatz der Waaren, welche aus allen Theilen der Welt über entfernte Meere herbeigeführt, und wodurch unter allen Nationen und Völkern des Erdkreises ein wechselseitiger Verkehr gegründet und befestigt wurde, der, wenn er gleich von dieser Seite oder in dieser Ausdehnung von dem Schöpfer, welcher auf dieser Erde jedem in seinem Lande vorlegte, was er braucht, nicht beabsichtiget worden seyn dürfte, das beste Mittel, die Menschen aller Welttheile in wechselweise Bekanntschaft und Verbindung zu setzen, geworden ist.

In unserm Zeitraume machte Schweden noch einige Zeit ein geräuschvolles Ansehen. Dieses Reich, in welchem sich zuerst Gustav Wasa im J. 1527 durch die Einführung der damaligen Glaubensreformation, das ist, durch die Einziehung der reichen Besitzungen und Kirchenschätze der katholischen Geistlichkeit (wel-

che Einziehung überall ein Hauptgrund der Reformation war) in den Stand setzte, einen ansehnlichen Kriegsstand zu unterhalten, hat sich, vorzüglich durch die vom Gustav Adolph eingeführte, und im dreißigjährigen Kriege mit einem hinreissenden Glück angewandte Kriegszucht, und dann durch eine hellschimmernde Literatur- und Kunstliebhaberei seiner Tochter, der Königinn Christina, (sie wetteiferte mit dem französischen Hofe um den Ruhm, welchen die Unterstützung der Gelehrsamkeit verschafft, zog auswärtige Gelehrte mit großen Kosten nach Schweden, und gab ihnen, wie z. B. dem Grotius, Cartesius, Salmasius, Js. Voßius, Naudäus, Nic. Heinsius, Conringius, Böclerus, Freinsheimius u. a., ansehnliche Pensionen, sammelte ein, damals berühmtes, Medaillen-Kabinet, und stellte darüber berühmte Männer als Aufseher, legte sich ferner, nach der damaligen Sucht, auf die Alchymisterei, zeigte aber auch in unnöthigen Dingen solche Freigebigkeiten, welche die Kassen erschöpften, und sogar ansehnliche Schulden nach sich zogen) ein außerordentliches Gewicht und Ansehen, wiewohl gleichsam nur auf einige Augenblicke, verschafft. Die Nachfolger dieser Königinn, welche 1654 ihren Thron und ihre Nation verließ, waren wilde, und zum Theil, wie Karl XII., tolle Krieger;

wie dann durch die recht romantischen Züge des Letztern Schweden um die ansehnlichsten Provinzen gebracht, (es verlor Liefland und Ingermannland an Rußland, Bremen und Verden an Hannover ꝛc.) dann ganz entvölkert und erarmet, und in einen Zustand von der äußersten Entkräftung versetzt worden ist.

Wie in einer Stadt, vermöge eines unaufhörlichen Wechsels der unbeständigen Dinge, von gemeinen und armen Geschlechtern einige hinauf zum Wohlstand und Ansehen steigen, andere entgegen, nachdem sie eine kurze Zeit genossen und glänzten, wieder herabkommen, so spielt sich diese Geschichte ohne Unterlaß in ganzen Welttheilen mit den Fürstenhäusern, mit den Nationen und Staaten. Indem jetzt Schweden nach einer lauten und heftigen Plauderei zu verstummen begann, was auch damals mit dem in zu viele einzelne Stücke getrennten Italien, was ferner mit Dänemark, das durch Kriege mit Schweden sich wehe that, was mit Polen (das unter dem König Sigmund aus dem schwedischen Hause, Liefland an Schweden, bald darauf einen Theil der Ukraine mit den Kosacken an Rußland, und durch die Einführung der Königswahlen, und durch eine, ganz zweckwidrige Uebermacht der Großen, seine Einigkeit und Stärke verlor) der Fall war, stiegen

Preußen und Rußland hellschimmernd empor. Jenes machte 1665 Kurfürst Friedrich Wilhelm, genannt der Große, von Brandenburg, von den Polen ganz unabhängig, und sein Sohn Friedrich setzte zu Königsberg im Jahre 1701 vollends sich die Krone auf, und er und seine Nachfolger verherrlichten mit neuen Ländern das Reich.

Rußland, eines der ausgedehntesten Reiche der Welt, gewann durch den gewaltigen Geist Peter I., während weniger Jahre, in welchen dieser Monarch handeln konnte, (Peter starb schon im 53sten Jahre seines Lebens 1725) eine ganz neue Gestalt, und die russische See- und Landmacht, der Handel, die Gelehrsamkeit, und eine lebhafte Neigung für dieselbe, und die ermunterndsten Anstalten für alle Zweige der Staatsgeschäfte, deren Vortrefflichkeit er auf seinen zweimaligen Reisen 1697 und 1716 kennen gelernet, und welche er in seiner (1703 im finnischen Meerbusen erbauten) Residenzstadt St. Petersburg gegründet hatte, verkündigten durch die erstaunende Welt die Verherrlichung eines Reiches, das alle Anlagen besitzt, um einigen hundert Millionen Menschen den eigentlichen Zweck ihres Lebens, einen dauerhaften Frieden nämlich, und die davon abhängende Glückseligkeit zu versichern.

Doch bei weitem das allerwichtigste und erste Reich in unserm Zeitraume war Frankreich. Da dieses Reich eigentlich der Hebel der europäischen Staatsmaschine, und das Muster, dessen Eigenschaften die meisten deutschen Höfe, wiewohl gar oft nur gerade auf der schlimmen Seite, demüthig nachahmten, geworden; da aus der Quelle jener Grundsätze und Lehren, jener Absichten und Bestrebungen, welche bald nach dem dreißigjährigen Kriege, unter König Ludwig XIV., und unmittelbar nach ihm, gegründet, welche zwar von scharfsinnigen Männern geahnet, aber nicht deutlich bemerkt, oft auch bemerkt, aber nicht beherzigt wurden, nicht nur der Umsturz von Frankreich, sondern die allgemeine Umwälzung fast aller Reiche in Europa geflossen ist, so kann uns wohl nichts angelegeners seyn, als gründlich unterrichtet zu werden, durch welchen Zusammenfluß von Anlässen und Wirkungen eine in der ganzen Weltgeschichte höchst sonderbare Erscheinung sich gebildet, dann sich gestärket und verbreitet, dann mit den ihr natürlichen Wirkungen sich geäußert, am Ende aber (gleich einem plötzlich entzündeten Gährungsstoff, der den lange gesammelten Unrath gewaltsam von sich wirft) zum Entsetzen der häufig noch immer begrifflosen Welt, sich schrecklich entwickelt hat.

Ludwig XIV. (Enkel König Heinrichs IV. † 1610, Sohn Ludwigs XIII., † 1643) wurde den 5. Sept. 1638 mit außerordentlichen geistigen und körperlichen Eigenschaften und Vorzügen auf die Welt gesetzt. Der wohlgestaltete, durch ritterliche Uebungen frühzeitig ausgebildete und gestärkte Körperbau, verbunden mit einer natürlichen Leichtigkeit und Anmuth in seiner Haltung und Bewegung, im festen und stolzen Gange und Anstand, die in seinem Aug und Mund sich ausdrückende, Ehrfurcht gebietende Hoheit, gemildert durch eine Vertrauen einflößende, über sein ganzes Gesicht gegossene Milde und Huld, mit einem Worte etwas Außerordentliches, Edles und Hohes, das sich in seinem ganzen Wesen ankündigte, würde (wie Herr Dúclos in seiner Denkschrift versichert) unter einer Million Menschen ihn ausgezeichnet, allein auf ihn den Blick der Menschen gezogen haben. So herrlich waren nicht minder seine geistigen Anlagen. Er hatte eine lebhafte Neigung für alles Große und Gute, für alles Wahre und Edle, für alles Wissenswürdige und Schöne, und dabei ein heißes Verlangen und Bedürfniß mit Männern von Verstand, Einsicht und Geschmack umzugehen, ihnen seine Urtheile mitzutheilen, und ihre Meinungen zu hören. Er besaß einen seltenen Scharfsinn,

verwickelte Dinge zu beleuchten, und eine ausnehmend richtige Beurtheilungskraft, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden, vereinigt mit dem festesten Sinn, allein das Wahre zu wollen. Wo eine Entscheidung, ohne die Dazwischenkunft und Einlispelung eines Dritten, allein von ihm kam, da kam zuverlässig etwas Gesundes, etwas Gutgedachtes und Gutes zum Vorschein; er wollte auch überall selbst entscheiden; allein er entschied nicht; er wollte schlechterdings ohne fremde Eingebung und Leitung regieren, oder vielmehr herrschen, und bildete sich auch wirklich ein, daß er herrsche; allein er wurde beherrscht, und konnte niemals wieder den Eindrücken seiner ersten Erziehung entgehen, vermöge welcher man ihn zu einer unbedingten Ergebung und zu einem unumschränkten Zutrauen für Männer von entschiedener Kraft und Einsicht, wie seine ersten Erzieher, und die Minister seiner Jugend waren, gewöhnt, und (indem man ihm außer dem, was zum Prunk, zur Artigkeit und Galanterie eines großen Hofes gehörte, wenig Gründliches, und das Wenige nur oberflächlich beibringen, und seinen Geist in einer traurigen Beschränktheit ließ) auf alle Weise dafür gesorgt hatte, daß nie eine Zeit kommen möchte, wo er nicht Ursache haben sollte, den Einsichten und Kenntnissen anderer mehr, als

den seinigen zuzutrauen, und vermöge seiner Gutmüthigkeit jenen Andern, und immer nur den Vorschriften jener Andern Folge zu leisten. Da demnach die Geschichte und Beschaffenheit der Regierung König Ludwigs XIV. nicht bloß allein von ihm, sondern hauptsächlich von denjenigen Personen, welche im Grunde die Regierung vorstellten und behandelten, hergeleitet werden kann, so kann es uns nicht anders, als erwünscht seyn, die vorzüglichsten jener Personen, von welchen die Staatsmaschine gelenkt, und durch welche Glück und Unglück über Frankreich und Europa verbreitet wurde, in ihren Hauptzügen kennen zu lernen.

Der berühmte Kardinal Richelieu war bei weitem einer der größten jener Minister, der schon unter dem Vater Ludwigs XIV. die Regierung beherrschte, und alles vermocht hatte. Dieser, allen Hofleuten seiner Zeit weit überlegene Kopf war ganz und gar von der Absicht durchdrungen, Frankreich zum mächtigsten aller europäischen Reiche, und seinen König zum größten aller Monarchen zu machen. Dazu ergriff er, oder schuf er sich, mit einer alle Hindernisse mit sich fortreissenden Kühnheit, die für seinen Zweck geeigneten Mittel, und triumphirte, des Sieges gewiß, ehe er gesiegt hatte. Und indem er seinem ihm mit

der unumschränktesten Folgsamkeit ergebenen Könige ohne Unterlaß einprägte, daß jede denkende Regierung, für die Gegenwart und Zukunft, einen wohlüberlegten, bestimmten Zweck, dem sie unaufhörlich nachtrachten, den sie niemals aus den Augen verlieren sollte, sich festsetzen müßte, stellte er als Haussystem den Grundsatz auf, daß der französische Staat und dessen Monarch nur durch drei Mittel über alles sich erheben, und in der Höhe sich erhalten könnte, welche Mittel darin beständen,

1) daß man im Königreich keine Mittelmacht, oder Mitregentschaft von Fürsten und Ständen, welche irgend eine Einrede zu machen im Stande wären, bestehen lassen;

2) daß man (zur Befestigung der Einheit und des Zusammenstimmens im Denken, Wollen und Wirken) nur Eine, die katholische, Religion dulden, und

3) daß man im Ausland dasjenige Haus (damals das Erzhaus Oesterreich), welches durch seine Macht sich zu einer Uebermacht verhelfen, und den Unternehmungen des französischen Reiches hinderlich seyn könnte, bei allen Gelegenheiten zu entkräften suchen müsse.

Zur Folge dieser Grundsätze unterdrückte er die Großen in Frankreich, setzte er den Calvi-

nisten oder Hugonothen, wo er konnte, Schranken, nahm er im Jahre 1629 den König von Schweden, Gustav Adolph, in Sold, und unterstützte wider Oesterreich die protestantischen Fürsten in Deutschland, mit der stillschweigenden Bedingniß, sie für den französischen Hof zu nützlichen Werkzeugen zu machen. Da er ein zu ächter Menschenkenner war, um nicht zu wissen, was das Aeußere auf die Menge vermöge, so umgab er den Hof seines Herrn mit einem Pomp und Glanz, welcher für denselben eine gleichsam zerknirschende Ehrfurcht für die Majestät eines Königs einflößen mußte. Selbst das Unermeßliche der Ausgaben, welche auf die ungewöhnlichsten Erscheinungen prachtvoller und festlicher Dinge verwendet werden mußten, schienen dazu gemacht zu seyn, einen großen Begriff von der Würde eines Königs der Franzosen zu verbreiten. Damit endlich diese Franzosen auch an Einsicht und Geschmack, an Scharfsinn und Geschicklichkeiten aller Art über alle andere Nationen eine über alle Geschäfte und Zufälle gebietende Ueberlegenheit erhalten möchten, nahm er die Wissenschaften und Künste mit einer Großmuth und Freigebigkeit in seinen Schutz, bei welcher die größte Hochachtung für sie, und für Männer, welche sich in denselben auszeichneten, nothwendig allge=

mein werden mußte. Mit einem Worte, Richelieu war ganz der Mann dazu, wenn es darauf ankam, alles aufzufinden, alles zu benutzen und auszuführen, was dazu geeignet war, einem Reich, wie das französische, Erweiterung und Ansehen, und dem König desselben einen weitstrahlenden Glanz zu verschaffen; wie dann auch Peter I. von Rußland, welchen gleiche Wünsche und Bestrebungen herumtrieben, bei seiner Anwesenheit in Paris im J. 1717 nicht umhin konnte, die Bildsäule dieses Ministers zu umarmen, und auszurufen: „Ich wollte die Hälfte meines Reiches dafür geben, um einen Mann zu bekommen, der mir so gut, wie du, rathen könnte, wie ich mich bei der andern Hälfte benehmen sollte;" aber Richelieu erblickte von seinen Entwürfen und Anstalten nur noch die Morgenröthe, und trat ab von der Bühne dieses Lebens im J. 1642.

Ihm folgte als regierender Minister Julius Mazarin, ebenfalls ein Kardinal und talentreicher Kopf, der ganz von den Grundsätzen seines Vorfahrers beseelt, und nicht weniger rastlos bemüht war, das, was dieser angelegt hatte, zu befestigen und zu vollenden. Als er auf die gelehrte Bildung des jungen Königs einen nähern Einfluß bekam, fand er diese schon zu sehr vernachläßigt, um noch vom

Grund aus etwas Aechtes aufrichten zu können. Ludwig XIV. war, nach dem Hintritte seines Vaters 1643, unter die Vormundschaft seiner Mutter Anna von Oesterreich gekommen, welche eine dergestalt eifersüchtige Neigung zum Regieren hatte, daß sie den Sohn von allem, was ihm eine Lust zu ernsthaften Geschäften, und eine frühe Kenntniß derselben hätte verschaffen können, sorgfältig entfernte, und daß sie ihr vormundschaftliches Amt länger, als gut war, zu behaupten trachtete. Dazu kam noch, daß der junge Herr bei den damaligen gräßlichen Zerrüttungen und Kriegen, welche durch eine fortgesetzte Unterdrückung der Großen des Reiches veranlaßt worden waren, diejenigen Jahre, in welchen die ersten Eindrücke hartnäckig sich festsetzen, und das Eigenthümliche des künftigen Charakters bilden, auf Reisen, in Lagern, und bei Gefechten zuzubringen genöthigt, und mithin mit einer entschiedenen Vorliebe zum Krieg beseelt worden war; so daß alles, was Mazarin noch thun konnte, darin bestand, daß er jede Gelegenheit benützte, seinem Herrn hohe, seiner erhabenen Bestimmung würdige Gesinnungen einzuflößen, ihn mit dem Wesentlichen dessen, wornach ein französischer König in Rücksicht seines Reiches sowohl, als der auswärtigen europäischen Reiche trachten müßte,

bekannt zu machen, und was die erforderliche Geistesbildung betraf, ihm für den Werth gelehrter Kenntnisse wenigstens eine bleibende Achtung, oder doch für den Ruhm, welchen der Schutz der Gelehrsamkeit, dann endlich auch für die Vergnügungen, welche von einigen Zweigen der Künste und Wissenschaften unzertrennlich sind, einen Geschmack beizubringen. Ludwig XIV. erwiederte auch, was Mazarin zu verdienen sich bestrebte, in vollem Maaße; und gleichwie dieser keinen andern Sinn hatte, als dem König ergeben, und seinem Ruhme und seiner Größe nützlich zu seyn, so erwiederte jener den Diensteifer des Kardinals mit dem unbedingtesten Zutrauen, so, daß er seinen Verlust (Mazarin starb im Jahre 1661) für unersetzlich hielt, und daß er sogleich feierlich erklärte, die Reichsangelegenheiten, ohne ferneren Einfluß eines sogenannten Primierministers, jetzt selbst übernehmen, jetzt unmittelbar selbst regieren, zwar die Vorträge, Erinnerungen und Meinungen seiner Staatsräthe hören, aber keineswegs ihre Stimmenmehrheit gelten lassen, sondern selbst jederzeit das Beste wählen und darüber entscheiden zu wollen. Es kam demnach lediglich alles darauf an, wem es jetzt wieder vor andern glücken sollte, diejenigen Grundsätze, welche mit der Denk- und Sinnesart des jun-

gen Königs am nächsten übereinstimmten, zu äußern, und solchen durch die geeignete Art des Vortrags ein entscheidendes Gewicht zu geben.

Ludwig XIV. war damals 23 Jahre alt, voll der besten Absichten, und des eifrigsten Willens, allein für sein Volk zu leben, aber auch im hohen Grade angesteckt von den Keimen solcher Vorstellungsarten und Begierden, welche zu den schlimmsten Verirrungen, zur Eitelkeit, zu sinnlichen Ausschweifungen, zu Verschwendungen, und deren unabsehbaren Folgen führen. Mazarin, der unmöglich jede schädliche Luft, welche den entzündbaren Geist des Königs anzuwehen drohte, entfernen konnte, sah denselben auf der Scheidewand stehen, und bat den jungen Ludwig, da er von ihm, vor seinem Abschied aus der Welt, einen Besuch erhielt, um die letzte Gnade, ihm zum Rathgeber einen braven Mann vorschlagen zu dürfen. Mazarin nannte den Colbert, und man nannte nachher, und nennt noch immer diesen Colbert, wenn man ein Muster eines eben so verstandvollen, als geraden, und durchaus edelmüthigen Ministers nennen will.

Colbert (Joh. Bapt.) fand einen schweren Stand. Der König übertrug ihm die Verbesserung der Finanzen, oder Staatseinkünfte,

welche durch die Nachsicht seines Vorfahrers vermittelst der verkehrtesten Grundsätze, und zugrunderichtendsten Ausgaben in eine gänzliche Zerrüttung und Erschöpfung gekommen waren. Jener Vorfahrer, Nikolaus Fouquet, hatte bei vielen guten Eigenschaften (er war ein eben so geschickter, als besonnener Kopf) die Schwächlichkeit, durch eine, in ihren Folgen stets verderbliche, Nachgiebigkeit gegen diejenigen Hofleute, welche unaufhörlich auf neue Ergötzlichkeiten des Hofes, und auf geldraubende Unternehmungen dachten, den vorübergehenden, und am Ende immer undankbaren Beifall jener Höflinge einer strengen Beobachtung der mit seinem Amt verbundenen Pflichten vorzuziehen, und dabei zu vergessen, daß er sich nur zu bald in drückende Verlegenheiten, zu den in Gang gebrachten Verschwendungen Geld zu schaffen, versetzen, und daß er sich diejenigen ungnädigen Begegnungen, welchen er durch seine mißverstandene Gefälligkeit zu entgehen suchte, erst recht, und zwar unversöhnlich, zuziehen müßte. Als Fouquet die Summen, welche man ohne Unterlaß von ihm forderte, nicht mehr aufbringen konnte, wurde im Jahre 1661 in Verhaft genommen, und aus diesem, ungeachtet er keiner Veruntreuung beschuldigt werden konnte, unter dem Vorwand, daß ihm die Schwä-

chen der Staatseinkünfte zu genau bekannt wären, bis zu seinem (1680 erfolgten) Hintritt nicht wieder entlassen. Da Colbert wußte, daß der König von Niemand beherrscht seyn, sondern selbst und allein regieren wolle, so übernahm er die Oberaufsicht über die Staatseinkünfte nur mit der Bedingung, daß unmittelbar der König sie leiten und ordnen sollte; aber von diesem Augenblicke war es allein Colbert, der regierte, der aber auch alle seine Seelenkräfte anstrengte, um die Aufnahme des Reichs, und den wahren Ruhm des Königs zu befördern. Nachdem er vor allen Dingen die Verhältnisse der Einnahmen und Ausgaben hergestellt, die üppigen und unzeitigen Dinge entfernt, und die Kräfte des Staates kennen gelernt hatte, begann er, gleich einem Wesen erhabenerer Art, sein neuschaffendes Werk; er machte die vortrefflichsten Anstalten zur Belebung des Ackerbaues, zur Erweiterung des Handels, zur Befestigung des Unternehmungsgeistes, des Muthes und der Sicherheit der mechanischen Künstler und der Handwerker, für deren Bestes er die unvergleichliche Verordnung, welche der wegen seines Verstandes und richtiger Beurtheilungskraft verewigte König Heinrich IV., nach dem einhelligen Rathe aller Prinzen seines Geblütes, der Glieder seines Staatsrathes, der an-

gesehensten Personen und vornehmsten Beamten des Reiches, nach dem allgemeinen Wunsche des Volkes in allen Theilen des Reiches, als ein ewiges Reichsgrundgesetz (welches aber nachher zu einer andern Zeit ein einseitiger, von verführerischen Trugschlüssen irregeführter Zeitgeist für ein seltsames, tyrannisches, der menschlichen Freiheit, und selbst den guten Sitten zuwiderlaufendes Gesetz, das, um allgemein verabscheut zu werden, nichts brauchte, als allgemein bekannt zu werden, erklärt, und jene Verordnung zu vernichten gesucht) festgesetzt hatte, unter dem lautesten Jubel der französischen Nation wiederholte, die Verordnung nämlich, daß alle diejenigen, welche einen Handel, Gewerbe und Handwerke treiben wollten, in Zünfte, Innungen und geschworne Meisterschaften, als wodurch allein den Wirkungen der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vorgebeugt, und der Wetteifer, die ächte Vortrefflichkeit in allen Zweigen mechanischer Arbeiten und Gewerbe erhalten, und der Wohlstand und die Munterkeit der Bürger herbeigeführt und gesichert werden könnte, vertheilt werden, und in solcher Abtheilung ewig verbleiben sollten. Colbert gab dem Großhandel die größte Ausdehnung, schuf die ostindische und westindische Handlungsgesellschaft, unternahm in Lanquedoc die Herstellung

eines Kanals, durch welchen das mittelländische mit dem aquitanischen Meere vereiniget wurde, und verschaffte dem französischen Seewesen ein bedeutendes Ansehen, indem sich (was jetzt unglaublich scheinen dürfte) selbst der damalige König von England, Karl II., der die Marine vollkommen verstand, dazu brauchen ließ, für den französischen Hof mit eigener Hand ganz vortreffliche Vorschläge und Bemerkungen, wie das französische Seewesen verbessert werden sollte und könnte, zu schreiben. Colbert sorgte nicht weniger auf das thätigste für den Nachwuchs verständiger und in allen Fächern wissenschaftlicher und bürgerlicher Kenntnisse wohl unterrichteter Leute, wie er dann nicht nur die unter Ludwig XIII. vom Kardinal Richelieu 1635 veranlaßte sogenannte französische Akademie der Wissenschaften großmüthigst unterstützt, dann die ebenfalls unter jenem König gegründete Akademie der Maler und Bildhauer vermittels der Ausweisung ständiger Gehalte neu belebet, sondern noch überdieß im Jahre 1663 eine Akademie der Inschriften (des Inscriptions), deren Zweck seyn sollte, die griechischen und römischen Alterthümer, oder die Alterthümer überhaupt aufzusuchen und zu erklären, dann zu neuen Werken der literarischen Kunst, als zu Gedächtnißmünzen u. dgl. passende In-

schriften zu liefern, dann im J. 1666 eine Akademie der in das Gebiet der Physik und Mathes gehörigen Fächer, ferner im J. 1667 eine Akademie der Baukunst gestiftet, und alle Quellen, woraus rühmliche Unternehmungen, nützliche Anstalten, schöne und dauerhafte Gefühle für alles Große und Edle kommen, geöffnet hat. Für alles, was einer verhältnißmäßigen Verwendung des Geldes würdig seyn konnte, fand Colbert Geld; indem er den ewig wahren (aber darum nicht weniger häufig mißkannten, verachteten oder vernachläßigten) Grundsatz aufgestellt und befolgt hatte, den schönen Grundsatz nämlich, „die Höfe und Regierungen müßten suchen, es dahin zu bringen, daß sie wenig auszugeben, und daß mithin die Unterthanen wenig zu zahlen brauchten;“ ferner den ebenfalls überaus weisen und unerläßlichen Grundsatz, „baares Geld, welches ein Hof, ohne seinem anständigen Glanz Abbruch zu thun, durch eine kluge und beharrliche Wirthschaft leicht sich sammeln könnte, sey die einzig wahre Kraft, Größe und Stütze der fürstlichen Höfe; indem dem baaren Geld alles unterthänig und möglich sey.“ An allen Höfen von Europa hatte Colbert Freunde, die für die Sache seines Königs wachten, Gelehrte, die für ihn schrieben, Augen, die für ihn sahen und beobachteten. Al-

les, die Wissenschaften, die Künste, der Ackerbau, die Handwerke, und der Handel blühten, und Frankreich wäre das Eden von Europa geworden, wenn Colbert die Eigenschaft gehabt hätte, über alle Einstreuungen Herr und Gebieter, und nicht sterblich zu seyn. Jene Eigenschaften hatte er nicht, und darum konnte auch sein Werk nicht unzerstörbar seyn. Dieses Werk glich einer rein und hellaufgehenden Frühlingssonne, welche mit ihren Strahlen Dünste und Gewitterwolken um sich herzieht, die sie verdunkeln und Unheil verbreiten. Colbert hatte es, in der ersten Zeit seiner Ministerschaft, gemäß seiner eben erwähnten Grundsätze, dahin gebracht, daß dem Volke manche Auflage erlassen wurde, und das Volk pries ihn; aber da er in der Folge (wie wir gleich vernehmen werden) genöthigt wurde, mehr, als Eine neue Auflage zu erfinden, verwünschte es ihn, und man mußte bei seinem den 6ten Sept. 1683 erfolgten Hintritt die Vorsicht gebrauchen, seine Leiche bei der Nacht mit einer starken Bedeckung zu Grabe zu bringen.

Der König hatte einen jungen Menschen kennen gelernt, dessen Talente ihm von so seltener Art zu seyn dünkten, daß ihm war, als wenn er endlich den Mann gefunden hätte, den er immer gesucht hätte, den Mann, von dem er glaubte, daß diejenigen Eigenschaften

in ihm verborgen lägen, welche, wo sie handeln, alles, was sie wollen, vollenden. Dieser Mann war der Sohn seines Staatssekretärs und nachmaligen Großkanzlers, und hieß Franz Michael Tellier, auch Marquis de Louvois. So wie es nun ein höchst trauriges, wiewohl sehr häufiges Versehen ist, daß man die Vortrefflichkeit der Art, mit der man etwas thun sieht, mit der Vortrefflichkeit der Sache vermenget, und daß man der Beschaffenheit von dieser, wie sie auch seyn mag, sogleich darum schon Beifall giebt, und sich für sie erklärt, weil man veranlaßt, und gleichsam genöthigt ist, jene zu bewundern und hochzuschätzen; so hatte zwar auch Ludwig XIV. allerdings recht gesehen, wenn er an dem Louvois einen ganz außerordentlichen Kopf sah; aber er hatte dabei das Unglück, bloß den vortrefflichen, seinem Fache mächtigen Chemiker, unter dessen Händen sich alles, was sie berührten, auf eine wunderbare Weise verwandelte, zu sehen, ohne sich um die Natur und Wirkung dessen, was er sah, zu bekümmern. Da unter andern Untugenden, welche dem König Ludwig XIV. zusetzten, die Eitelkeit keine seiner geringsten war, so bildete er sich mächtig viel darauf ein, wenn er seinen Vertrauten eröffnete, daß er sich vorgenommen habe, an dem jungen Louvois sich selbst, ganz

nach seinem Plan und Wunsch, seinen zukünftigen Minister zu bilden. Louvois übertraf auch an Behendigkeit des Witzes, an reifen Urtheilen, an geschwinden und richtigen Behandlungen der Geschäfte die Erwartung des Königs, so groß diese war, bei weitem; er bemächtigte sich gleichsam in einem Augenblicke aller der Gegenstände, auf welche der König ihm hinwinkte; bemächtigte sich aber auch, nachdem er die schwächlichen Seiten, wo ihm beizukommen wäre, bald entdeckt hatte, vor allen Dingen des Königs selbst, der sich (wiewohl stets in der Einbildung, daß er alles aus sich selbst thue) nichts mehr zu thun getraute, was Louvois nicht vorher gebilligt hatte. Ludwig XIV. hatte dem Jüngling das Staatssekretariat in Kriegssachen überlassen, und die Kriegssachen erhielten in kurzer Zeit eine ganz veränderte Gestalt. Die eingewurzelten Unordnungen und Blößen und Mängel verschwanden, und der militärische Geist, auf welchen ein Befehlshaber soll rechnen können, verbreitete sich durch alle Korps der Armee. Vortrefflich bestellte Militärschulen lieferten brauchbare Soldaten, und ein prächtiges Gebäude, (hotel des Invalides) das Louvois errichten ließ, versprach des Mannes zu pflegen, den der Dienst geschwächt haben würde. Aber, was nun die Hauptsache war, so war

Louvois nicht bloß der Meister, in vollem Ueberflusse die Bedürfnisse jeder Art herbeizuschaffen, welche einen glücklichen Ausgang der Kriege zur Folge haben; sondern er war auch der Meister, nach dem Bedürfniß und dem Trieb seiner leidenschaftlichen Absichten, Kriege zu veranlassen; wozu ihn sowohl die Begierde, seine Geschicklichkeit zu zeigen, als die Eifersucht auf den wackern Colbert, trieb, von dem es ihm vorkam, daß er bei dem König mehr gelte, als er. Um nun diesem Minister, der immer von der nothwendigen Hinterlegung ergiebiger Geldsummen in den königlichen Schatz auf alle Fälle der Zukunft gesprochen, und wirklich beträchtliche Summen hinterlegt hatte, solche Summen wieder abzunehmen, um ihn in Verlegenheiten, Geld herzuschaffen, und in die unvermeidliche Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu neuen Auflagen nehmen zu müssen, zu versetzen, wodurch derselbe, wie sich leicht vorhersehen ließ, nicht nur aus der Gunst des Königs gehoben, sondern auch bei dem Volk, das den Grund neuer Auflagen nicht kannte, verhaßt werden mußte, verleitete er (wie ihn dann dessen der allgemeine laute Ruf beschuldigte) den übel berathenen König nicht nur zu unnöthigen Kriegen, welche ungeheure Geldmassen verschlangen, sondern auch zu einem unermeßlichen Aufwande auf unnöthige Ge=

bäude, und auf tausend andere höchst entbehrliche und üppige Dinge, wobei dem Colbert, als Finanzminister, oblag, die Summen herbeizuschaffen; aber dieser entsetzliche Unfug überschritt vollends alle Grenzen, als nach dem Hintritte des Colbert Louvois auch das Bauwesen übernahm, wobei indessen ein unerheblicher Vorfall (dessen **Duclos**, um zu zeigen, wie aus kleinen Dingen die allerwichtigsten hervorzugehen pflegen, in seinen Denkschriften erwähnet) die Veranlassung wurde, daß von nun an der Krieg, oder was man für Eins hielt, Eroberungen der Hauptzeitvertreib des Königs werden und bleiben sollten. Ludwig **XIV.** hatte unter anderm den Einfall gehabt, die bisher in der Stadt Paris gestandene Residenz der Könige von Frankreich, genannt **le Louvre**, wiewohl er einige Zeit seine Baulust an ihrer Verschönerung genossen, und dazu die geschicktesten Baumeister aus ganz Europa hatte beschreiben lassen, nach einer ihm angenehmern, vier Meilen von Paris entlegenen Gegend zu verlegen, und daselbst eine neue Residenz, Versailles, zu bauen, womit im Jahre 1661 der Anfang gemacht, aber, wie leicht zu erachten, unaufhörlich wieder ein neuer Einfall und Vorschlag zu weiteren Gebäuden ausgeführt wurde; so mußte im Jahre 1688 auf der Stelle, so wie nämlich der

Einfall sich einstellte, mitten im Winter, ungefähr 1500 Schritte von Versailles, ein kleines Lusthaus, welches Trianon genannt, und dessen äußere Seite mit Porcellain vertäfelt wurde, hergestellt werden. Da nun der König, der sich sehr oft das Vergnügen machte, den schnellen Fortgang des Gebäudes zu betrachten, eines Tages ein Mißverhältniß eines Fensters mit andern Fenstern zu bemerken glaubte, und aus Ungeduld, indem ihm Louvois, welchem er seine Bemerkung mittheilte, widersprach, auf der Stelle eine Abmessung forderte, und da sichs zeigte, daß er (der König) recht gesehen habe, dem Louvois über sein Schiefsehen, in Gegenwart aller Bauleute, sehr nachdrückliche Vorwürfe machte, entrüstete sich darüber dieser gedemüthigte Aman in einem so hohen Grade, daß er, ganz außer sich, nach seiner Wohnung rannte, und schäumend von Wuth seinen Vertrauten zurief: „Ich bin verloren, wenn ich nicht eine fesselnde Beschäftigung für einen Menschen erfinde, welchem die nichtsbedeutendsten Armseligkeiten den Verstand verrücken. Der Krieg allein kann ihn von seiner Bausucht abziehen.“ Neue Kriege begannen demnach, welche immer wieder andere Kriege zur Folge hatten, und welche zuletzt, damit das Eroberte erhalten werden könnte, die Einführung der

stehenden Armeen unentbehrlich machten. Je verwickelter und gräßlicher die Ereignisse wurden, desto unentbehrlicher wurde Louvois, der das wohl voraus sah, seinem König, und dieser mußte, da bei dem Louvois Länder und Menschen in keinen Betracht kamen, oft zu Grausamkeiten schweigen, welche die Menschheit entehrten; doch das Gefühl dieser Menschheit konnte in dem Herzen Ludwigs XIV. zwar betäubt aber nicht ausgerottet werden. Im Jahre 1689 machte Louvois, nachdem er die Städte Worms und Speier hatte abbrennen lassen, dem König den Vortrag, daß auch die Stadt Trier abgebrannt werden müßte, worüber sich der König dergestalt entsetzte, daß er hastig nach einer Feuerzange griff, um auf den Louvois zu schlagen, und daß er ihm bei Haftung seines Lebens befahl, Trier zu schonen. Dieß geschah in Gegenwart der zweiten Gemahlinn des Königs, der Marquise von Maintenon, welche diese Gelegenheit nicht unbenützt ließ, dem König vorzustellen, daß Unmenschlichkeiten, mit welchen Louvois zu Werk gieng, vor Gott und der Welt unmöglich gebilligt werden könnten. Louvois glaubte auch bald zu bemerken, daß der König seine Entfernung beschlossen habe, welche unfehlbar erfolgt seyn würde, wenn ihm nicht sein Hintritt (Louvois starb den 16. Juli 1691) den

Schmerzen eines Unfalls erspart hätte, welchen mit Gleichmuth und Stärke zu ertragen, sein von dem unbändigsten Stolz hochgetriebener Geist viel zu klein gewesen seyn dürfte.

Maintenon, Francisca, (sie hieß eigentlich Aubigne, und wurde von der Herrschaft Maintenon, welche sie von der ihr (als Gouvernantinn der königl. außerehelichen Kinder) bewilligten Pension gekauft, und der König zu einem Marquisat erhoben hatte, die Marquise von Maintenon genannt) diese Maintenon, Wittwe des Dichters Scarron, besaß das Zutrauen des Königs, welcher sie erst, da er sie noch niemals gesehen hatte, durchaus nicht sehen wollte, und welcher, nachdem er sie einmal gesehen und gesprochen hatte, ihre Gesellschaft durchaus nicht mehr entbehren konnte, in einem solchen Grade, daß er, nach dem (den 30. Juli 1683 erfolgten) Hintritt seiner Gemahlinn Anna von Oesterreich, sie, welche damals 47 Jahre zählte (er selbst zählte das 41ste) nicht nur förmlich ehelichte *), sondern

*) Die Einsegnung, sagt Duclos p. 186, „se fit dans une chapelle des cabinets, par archeveque de Paris Harley, en presence de Louvois, de Montchevreuil et de Bontems, premier valet de chambre, qui servit la messe, dite par le pere la chaise."

gleichsam die Regierung mit ihr theilte, indem sogar die Versammlungen des Staatsrathes auf ihrem Zimmer und in ihrem Beiseyn gehalten, und ohne ihr Vorwissen und Gutheißen vom König keine Beschlüsse genehmigt, keine Anstellungen unterschrieben wurden.

Die Frau von Maintenon war eine sehr eifrige Katholikinn, eine Freundinn der Zucht und Ehrbarkeit, der häuslichen Ruhe, und stillen Zufriedenheit; und welche verstandvolle, kluge, edeldenkende, bescheidene und zartfühlende Frau, welche Meisterinn, sich in die heickelsten Lagen zu fügen, und die sonderbarsten Menschen jeder Art zu regieren, sie gewesen seyn müsse, erhellet schon unwidersprechlich daraus, daß es allein ihr gelang, den flüchtigen, veränderlichen, auf seine Herrschaft und Freiheit höchst eifersüchtigen, vom Ueberdruß der Uebersättigung an allen Ergötzlichkeiten dieser Welt geplagten und mißmuthigen König unabänderlich in eben derselben Stimmung, Achtung und Ergebenheit für sich nicht nur zu erhalten, sondern sie mit jedem Jahre inniger, und bis zu dem (den 1. Sept. 1715 erfolgten) Lebensende des Königs zu vermehren, als der noch beim letzten Abschied von ihr sie versicherte, daß bei dem Schmerzen, den er darüber empfände, sie hier nicht mehr sehen zu können, dieser sein tröstender Ge=

danke wäre, daß er sie in der folgenden Welt bald wieder sehen würde. Die Erscheinung der Maintenon an seinem Hofe war ein zweiter Zeitraum seines Lebens, war der Anfang eines neuen Geistes seiner Regierung, wo er immer nur, was groß und rühmlich war, zu thun, und das Verkehrte wieder empor zu heben strebte; wo er (wiewohl freilich für manche Dinge zu spät) das Glück hatte, aus der ihm beigebrachten Betäubung zu sich zu kommen, indem er bei seinem Hintritte seinen Nachfolger, den Dauphin, Ludwig XV. bat, „ja nicht seinem schlimmen Beispiele zu folgen, ja nicht den eingebildeten Kriegsruhm, wodurch Völker schrecklich mißhandelt würden, hoch zu schätzen, sondern vielmehr die Ruhe und das Wohl seiner Unterthanen zu suchen, und vor allen Dingen stets Gott vor Augen zu haben."

Wenn man nun die Beschaffenheiten und Absichten der eben berührten vorzüglichern Hauptpersonen, an welche unzählige Untergeordnete, als blindergebene Werkzeuge, sich anschmiegten, und besondere Höfe um jene Hauptpersonen bildeten, betrachtet, so kann man sich von selbst erklären, wie das, was aus dieser Zusammensetzung, und der wechselweisen Bestrebung, ihrer besondern Fähigkeiten, Absichten, Geistes- und Herzensstimmungen,

hervorgieng, wie es gerade so, wie es kam, hervorgehen mußte, und wie, bei ihrer geistigen und äußern Uebermacht, und bei ihrem, den Zeitgeist beherrschenden, Einfluß und Gewicht, ihr Beispiel als Muster und großer Ton aufgestellt, dann auch als Muster und großer Ton bei andern Nationen, welche damals schon so sehr sich selbst zu mißkennen angefangen hatten, daß sie nichts selbst thun und erfinden, sondern alles nur nachthun wollten, eingeführt werden konnte.

In Hinsicht auf die Wissenschaften und Künste, welche die Eigenschaft haben, und mithin auch den Zweck haben sollten, den Verstand zu unterrichten, die Empfindungen und Begierden zu reinigen, und die Liebe zur reinsten Sittlichkeit zu befördern, nennt man das Zeitalter Ludwigs XIV. mit vollem Recht das Zeitalter Augusts, welches das klassische oder das goldene genannt wird. Die vortrefflichsten Schriftsteller aller Art, zumal die Freunde der sogenannten schönen, vorzüglich auf die Bildung des Geistes und Herzens wirkenden, Literatur strebten mit einer wunderbaren Uebereinstimmung, in der ausgebildetsten Sprache vollendete Werk des Geschmackes zu liefern, und in der Vereinigung mit den geistreichsten Künstlern, eine allgemeine Begeisterung für das Schöne und Große zu

wecken, und durch alle menschlichen Angelegenheiten Verschönerungen und Versüßungen des Lebens zu verbreiten. Moliere, la Fontaine, Fontenelle, Racine, die beiden Corneille, Regnard, Rollin, Dacier u. a. (an deren Andenken Ruhm und Verdienste im Fortlauf dieser Geschichte ein kurzes Verzeichniß erinnern wird) bildeten einen allgemeinen Wetteifer, etwas Schönes mit einem schönen Ausdruck zu sagen, und sogar die Schriften einiger, damals blühenden, geistreichen Frauenzimmer, z. B. der Sevigne, deren Briefe man so lange, als die französische Sprache dauert, mit Wohlgefallen lesen wird, der Deshoulieres, der Lambert, der Maintenon u. a. beweisen, welcher Geist damals in feineren Seelen gewehet, und welcher feinsinnige Ton zu bemerken und zu empfinden unter Leuten von Stand und Erziehung geherrscht habe. Wie einst in Athen zur Zeit des Perikles, so bildete sich unter Ludwig dem XIV. in Paris die feinste Lebensweise; und gleichwie in jener Stadt der ächte Styl des Umganges in dem Umgange und den Gesellschaften rechtlicher Frauen (und wohl auch üppiger, wie Aspasia und Lais waren) erlernt, auch dadurch selbst der Jugend eine heilsame Furcht, sich nichts Linkes oder Verwerfliches, das sie unwürdig gemacht haben würde, daselbst zu erscheinen,

zu Schulden kommen zu lassen, eingeflößt wurde, so versammelten sich nicht weniger in Paris bei den ersten Frauen (auch bei solchen, wie die Ninon von Lenclos war) die ausgewähltesten Personen beider Geschlechter, ohne alle Rücksicht auf den Stand und die Glücksgüter, Minister, Generäle, Gelehrte, Künstler, sogenannte schöne Geister, welche sich bewußt waren, auf Verstand und Witz, und auf einen persönlichen Vorzug Anspruch machen zu können; mit einem Wort, das Feinste und Gebildetste dessen, was man schöne Welt nennt, versammelte sich, und Paris wurde damals die Schule der Artigkeit, des Wohlstandes, und der zartsinnigsten Lebensart. Paris wurde das Muster von Europa; und Väter, welche Gelegenheit hatten, den Unterschied der Dinge zu bemerken, schickten (freilich oft mehr mit Gutmüthigkeit, als mit Verstand) ihre Söhne dahin, um sie das, was sie oft selbst nicht recht zu nennen wußten, alles Vortreffliche nämlich, das man als ein Eigenthum der Pariser rühmte, lernen zu lassen.

Da es unter Ludwig **XIV.** große Mode wurde, überall Verstand, Witz, Einsicht, Schnelligkeit im Entwerfen, Kraft im Ausführen, Unerschrockenheit in Gefahren, Geschmack im Glück zu zeigen, und sich durch

irgend einen Vorzug die Aufmerksamkeit des Hofes zu erwerben, so konnte es nicht fehlen, daß sich an diesem Hofe, und überall, wo es Geschäfte gab, ein Zusammenfluß von geschickten, thätigen und wetteifernden Leuten bildete, welchen Ludwig XIV. (wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung) den glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen, überhaupt aber den Ruhm, mit welchem alles, was von ihm kam, in ganz Europa verherrlicht wurde, zuzuschreiben hatte. Schriftsteller und Künstler, Geschichtschreiber, Journalisten, Schauspieler und dergleichen, welche der König stets großmüthig (verschwenderisch nicht selten) belohnte, welchen er sogar in fremde, weitentlegene Reiche jährliche Gehalte schickte*), eifer-

*) „Der mittelmäßigste Fürst, sagt Dúclos, welcher unter Schriftsteller verschiedener Nationen, jährlich etwa acht bis zehntausend Gulden vertheilen würde, kann versichert seyn, daß er als ein Fürst von der ersten Größe gerühmt werden wird. Diese Trompeten des Rufes kosten nicht viel. Ich hatte die Neugierde, aus den Papieren des Colbert die Summen der Gehalte herauszuziehen, welche Ludwig XIV. an französische und auswärtige Gelehrte hatte bezahlen lassen, und ich fand, daß das Ganze nicht mehr betrug, als etwa 70,000 Livres, wovon 52,300 Livres an französische, und 14,000 an auswärtige Gelehrte bezahlt wurden. Nicht Einer von solchen Schriftstellern, welche man durch

ten in ihren Werken und Vorstellungen unaufhörlich, und gleichsam in die Wette, die geringste seiner Handlungen zu loben, nicht bloß zu loben, sondern über alles, was die Welt jemals gesehen haben sollte, zu erheben, und selbst ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Clermont-Tonnerre, hatte sogar den Einfall, einen akademischen Preis für eine ewige, jährliche Lobrede zu stiften, in welcher die unsterblichen Tugenden Ludwigs XIV. als ein nie zu erschöpfender Stoff am besten gerühmt werden würden. Die Vorreden und Zueignungen in Büchern, die Vorgesänge in den Schauspielen waren voll von den übertriebensten Lobsprüchen und von den niedrigsten Schmeicheleien, welche der Monarch gewöhnt wurde, sich ohne Erröthen ins Angesicht vorsprechen zu lassen. Die blasende Fama war überall, wo er hinsah, zu sehen, und man machte es ihm auf alle Weise schwer, und gleichsam unmöglich, zu sich selbst zu kommen; indem der beschämende Unfug so weit fortgeschritten war, daß es für einen

---

einen jährlichen Gehalt in Bestallung nimmt, wird anstehen, auch einen kleinen Prinzen Ludwig XIV., den sie den Großen nannten, an die Seite zu stellen.

Verstoß wider alle Klugheit und gute Lebensart gehalten wurde, Verfügungen, Anstellungen und Anstalten, welche unmittelbar vom König kamen, oder mit seinem Vorwissen unter seinem Namen erschienen, nicht zu loben und zu preisen, gesetzt auch, daß es einem Mann mit Kopf nicht möglich war, sie zu billigen. Wie die Werke der Feder, so die Werke des Meißels und Pinsels, und diese letztere, welchen die Pflicht obliegt, große Bilder von der Würde des Menschen zu erwecken, seine Einbildungskraft zu veredeln, und vorzügliche Handlungen und Begebenheiten zu verewigen, schienen (in vieler Rücksicht) bloß darauf hinzuarbeiten, ausgearteten Begierden und Vergnügungen, welche zur Ausartung führen, zu dienen, und die losen Streiche und Laster der heidnischen Göttergeschichte, und was dahin gehört, waren die gewöhnlichen Gegenstände, welche nicht selten auf die schlüpferigste, oft auf eine offenbar unzulässige Art, aber freilich mit einem großen Aufwand von Kunstfertigkeit der öffentlichen Schau in Pallästen und Kunstsälen, auf häuslichen Geräthschaften, und sogar auf Kutschen, so allgemein überliefert wurden, daß man mit vollem Grund und Recht sagen kann, daß in mancher berühmten Bildergallerie oft unter hundert Gemälden, welche darin zur Bewunde-

rung und Verherrlichung der Kunsttalente aufgestellt sind, in Rücksicht des ersten wesentlichen Stückes der Malerei, in Rücksicht des zur Vorstellung gewählten Gegenstandes nämlich, oft kaum zehn zu einer würdigen und nützlichen Ausstellung geeignet, und daß manche Künstler, je mehr sie als Zeichner, als Erfinder, Zusammensetzer und Farbengeber zu großen Ansprüchen auf unsere Achtung berechtigt seyn mögen, desto mehr mit innigem Bedauern des Kunstfreundes in die Klasse schlimmer Kunstmißbraucher zu setzen sind. Auch waren es diese und ähnliche Erscheinungen des ansteckenden Wahns, und der abspannenden Ueppigkeit, welche die Welt mit unbeschreiblichen Uebeln aller Art erfüllten. Sie betäubten die Regenten, daß sie anstatt der Bedrückungen, anstatt der Armuth und des Elends, des lauten Mißvergnügens und Wehklagens des Volkes, lauter Wohlstand, Ueberfluß und Glückseligkeit zu sehen, lauter Dank und Jubel des Volkes zu hören glaubten, und sie verbreiteten über die allerwichtigsten Dinge die unrichtigsten und pestartigsten Begriffe; indem sie das Glück der Eroberungssucht, auch wenn diese ohne Recht und Fug zufuhr, rechtfertigten und priesen; indem sie Ausschweifungen und Verbrechen der Großen milderten, entschuldigten und verschönerten, und am Ende

die scheußliche Mode in Gang brachten, Liederlichkeiten und Verirrungen, durch welche die mächtigsten Fürsten zu Grunde gerichtet, und blühende Staaten zerstört werden, als liebenswürdige Galanterien vorzuführen, und derselben gleichsam, als gewöhnlicher, zum großen Staatmachen gehöriger, Hofbedürfnisse zu erwähnen *). So wie die Sachen damals sich einleiteten und bildeten, gewann es das Ansehen, als legte sich alles darauf, eine gewisse Umwälzung aller bestehenden Dinge vorzubereiten, auch zu dem Ende die Regenten, un-

---

*) Schon im Jahre 1710 fiel am damaligen französischen Hof das Maitressenhalten, welches ja doch seiner Natur nach eine unabsehbare Kette von verderbenden Folgen, deren eine der andern die Hand bietet, nach sich zieht, so wenig mehr auf, daß in dem bekannten Buch „die durchläuchtige Welt ꝛc.“ die Maitressen König Ludwigs XIV. mit ihren Kindern, als wären sie zur Anzeige im Hofstaat geeignet, ausführlich angezeigt, (Seite 108) und daß sogar vom Dauphin angeführt wurde: „des Dauphins Maitresse ist Louise de Caumont ꝛc. — dem Vorgeben nach soll der Dauphin Madame d'Avancour, und Mademoiselle de Chapelle vor andern ästimiren. Auch soll der Duc de Bourgogne eine Concubine haben ꝛc.“ Seite 107. 108. Wie sollte sich die alle Ordnung zerstörende Debauche nicht auch herab verbreitet, und alles verschlimmert haben?

ter verschiedenen Titeln und Vorwänden, in einem tiefen Mangel wahrer, gelehrter und bürgerlicher Kenntnisse, in einer tiefen Geistesarmuth, bei welcher sie ewig unmündig bleiben mußten, recht geflissentlich zu erhalten, und sie in allem dem, was Achtung und Ergebenheit einflößt, tief unter allem Verhältniß mit ihren Unterthanen zu versetzen, sie dann stillschweigend der Regierung zu überheben, und ihnen allein Hoffeste, üppige Tafeln, üppige Bauereien, üppige Schauspiele und Bälle, üppige Kunstliebhabereien, Maitressen, Jagden, chemische Spielereien, und tausend ähnliche Zerstreuungen und Kleineleien zu überlassen; worin schon gleich der vergötterte Ludwig XIV. mehr, als Eine recht häßliche Blöße gab. „Sie glauben, schrieb (1691) die vortreffliche Sevigne, der König werde sich mit der Eroberung von Mons und Nitza nicht begnügen, sondern auch noch Namur wegnehmen wollen. Sie irren sich. Se. Majestät sind jetzt mit ganz andern Dingen beschäftigt, die sie mehr Zeit und Mühe kosten, als alle bisherigen Eroberungen. Es handelt sich um nichts Geringers, als um einen vollständigen Sieg über die Hauben a la Fontange (einer Bandschleife auf dem Kopfputze, welchen die Mad. de Fontange erfunden hatte). Sie sehen jetzt keinen Haaraufsatz mehr, der den

Wolken trotzt, keine Helme, keine Kasquen, keine Falten, keine Stickereien an den Halstüchern. Unsere Prinzessinnen sind um dreiviertel kleiner, als ehemals. Man trägt wieder seine eigenen Haare, wie vor zehn Jahren. Diese Umwälzung der Dinge macht zu Versailles so vielen Lärm, und so viele Verwirrungen, die keine Schilderung erreichen könnte. Die ganze Welt spricht davon, und jeder will diese Materie bis auf den Grund erschöpfen. Wie ich höre, so hat der Herr von Langlee sogar einen eigenen Traktat über diesen Gegenstand geschrieben, den er nächstens den Provinzen mittheilen wird *)." Wer

---

*) Auch die Feldzüge, welche der vergötterte König in dem Jahre 1691 und den folgenden unternahm, waren für ihn, anstatt eine ernsthafte Kriegssache zu seyn, ein lauteres Schauspiel. „Da einige Zeit her alles (im Krieg wider die Niederländer u. a.) so gut gieng (schrieb ein Augenzeuge in la guerre d'Espagne etc. ou Memoires du Marquis D — T. I. p. 107. ad ann. 1691), so stellte sich bei dem König der Geschmack am Krieg wieder ein, und der schon betagte Herr wollte wieder einen Feldzug mitmachen. Gleichwie es nun sehr unklug gewesen seyn würde, die Person des Königs ohne alle Nothwendigkeit irgend einer Gefahr auszusetzen, so machte der Herzog von Luxemburg zu dem bevorstehenden Feldzug einen Plan, vermöge dessen die

am Hofe Ludwigs XIV., den alle Journale und Zeitungen, alle Theater, Dichter und

---

Damen des Hofes der Reihe nach an den Gefahren und Vergnügen der Generale Theil nehmen konnten. — Nachdem alles in Bereitschaft war, reiste der König zuerst ab, und stellte sich an die Spitze der Armee, welche aus 30,000 Mann zu Pferd, und 70,000 zu Fuß bestand, womit man die Stadt Mons zu erobern vorhatte. Die Stadt wurde dann auch ordentlich eingeschlossen, und wurde unverzüglich zur Belagerung geschritten; aber während daß die Feuerwerker nach der Stadt schoßen, und die Soldaten die Laufgräben eröffneten, hielten die Generale in ihren Zelten Bälle mit den Hofdamen, welche den Armeen nachgefolgt waren. Der König schien sich ordentlich wieder zu verjüngen; und er plauderte mit den Damen, wie der jüngste General u. s. w. Vor dem Feldzug 1693 (ib. p. 136) beförderte der König sieben Generale zu französischen Marschällen, und — bei der Eröffnung des Feldzuges erklärte er, daß auch die Hofdamen mitziehen, und wie das letztemal Zeugen seiner Siege seyn sollten. Als er daher im Mai von Versailles abreiste, folgten ihm alle Heldinnen des Hofes nach, und stellten sich zu Gemblours ein, wo die Musterung der 100,000 Mann starken Armee vor sich gieng. Diese Musterung war mit unzähligen Galanterien und Liebsgeschichten begleitet. Die Damen zeichneten sich, eine um die andere, durch artige Liebschaften mit den Generalen aus, und der König nahm nicht weniger seinen Theil daran. Man liebte, man wurde geliebt, und alles gieng vortrefflich; aber die Liebe war es nicht al-

Künstler den Großen nannten, etwas gelten wollte, mußte zu seinem Vergnügen, zu seinen Festen, zu seinem Lob und Ruhm etwas beitragen wollen und können. Jemehr Jemand das Können und Wollen in seiner Gewalt hatte, desto schneller und größer machte er sein Glück; desto ausgebreiteter flog durch alle Provinzen sein Ruf, daß er ein ausgezeichneter Kopf sey. Das Glück, sich in den Ruf eines Genies, oder der reputation d'esprit, gesetzt zu sehen, wurde, da es angefangen hatte, allein zu Ehren und Würden zu führen, mit der brennendsten Hitze gesucht, und führte zu den verderblichsten Folgen. Sie griff die Gehirne der Großen und Kleinen an,

lein, welche den Geist des Königs beschäftigte. Er hatte große Plane gefaßt, welche aber der König von England durch eine meisterhafte Stellung in Verlegenheit setzte. Dieser Prinz hatte sich auf dem Berge St. Andre so vortheilhaft gelagert, daß man ihn, ohne ihm eine Schlacht abzugewinnen, nicht davon vertreiben konnte; doch der König, der kein Liebhaber war, seine hohe Person bei ungewissen Unternehmungen einer Gefahr auszusetzen, beschloß weislich, seinen Weg wieder nach Versailles zu nehmen, und das Kommando der Armee dem Marschall von Luxemburg zu überlassen, was man hernach bei Hof scherzweise „den Triumph der Weisheit" nannte."

und versetzte sie in einen erbarmungswürdigen Zustand, in welchem man anfieng, den schreibenden Mann dem handelnden Mann, Genie dem Verstand, Witz der Ueberlegung, die Gabe, zu unterhalten und die Einbildungskraft zu kitzeln, dem gründlichen, brauchbaren, fleißigen Arbeiter vorzuziehen, diesen einen alltäglichen Kopf zu nennen und zu vernachlässigen, jenen als einen überirdischen zu preisen, und ihn am Hofe in allen Gesellschaften mit Auszeichnungen und Belohnungen zu überhäufen. Man kann sich keine bessere Begriffe, wie ansteckend jene unselige Sucht gewüthet, und wie erbärmlich sie die Köpfe zerrüttet habe, machen, als wenn man hört, daß selbst Männer vom höchsten Rang nach dem Phantom, ein Genie und eine Seltenheit von Kopf zu seyn, gestrebt, und daß sogar der Kardinal und erste Minister Richelieu Theaterstücke, mit welchen er sich aber den Genietitel keineswegs gewann, schrieb, und in seinem Namen schreiben ließ, und daß sich selbst Ludwig XIV. öfters verlauten ließ, qu'il craignoit les esprit, indem sich nun einmal der (gesunden Köpfen unbegreifliche) Wahn seines Geistes bemächtigt hatte, der Wahn, daß es lediglich von der Buchdruckerschwärze, nämlich von gedruckten Schreibereien abhänge, wofür Jemand bei seinen Zeitgenossen und bei der

Nachwelt gehalten werden sollte. Diese Schwächlichkeit des großen Regenten, an gedruckten (gewöhnlich über alles Maß übertriebenen, armseligen) Lobpreisungen Brod und Geld suchender Schreiber ein Wohlgefallen zu äußern, steckte auch die Großen des Hofes an. Jedermann bestrebte sich, auf irgend einem Blatt, welches dann bei Hof und in den großen Gesellschaften herumgelesen wurde, gelobt, Jedermann fürchtete sich, getadelt zu werden, und war untröstlich, wenn er getadelt wurde. Diese Sucht der kopflosesten Kinderei steckte zuletzt selbst und am heftigsten die Schriftsteller an, indem sie von der Einbildung befallen wurden, daß sie wirklich das Gewicht, und das richterliche Ansehen über den guten und schlimmen Ruf, welches Ansehen man ihnen auch wirklich einräumte, besäßen. Der Fortgang dieser Geschichte wird die Folgen davon zeigen.

Oesterreich. Von allen diesen Dingen fand sich damals am wienerischen Hofe gerade das Gegentheil. Hier sah man nichts, als was fromm, auferbaulich, löblich, wohlanständig, und was überhaupt und gerade dazu geeignet war, zur lebendigen Hochschätzung der Religion, zur Gottesfurcht, zur Beherrschung der Sinnlichkeit, und zu einer strengen Unsträflichkeit des Lebens zu führen, und in den Herzen der Unterthanen die Tugenden der

Wahrhaftigkeit, der Geradheit, der Worthaltung, welche Tugenden an den alten Deutschen so sehr gerühmt werden, zu ermuntern, oder sie, wo sie zu schlummern angefangen haben mochten, zu erwecken. Man war auch bei der damaligen altdeutschen Erziehung durchdrungen von dem Glauben an die Religion, in deren Rücksicht sich damals zu Wien noch Niemand träumen ließ, daß einst tolle Leute erscheinen würden, welche auf den Einfall kommen könnten, sie für einen, des Volkes wegen erfundenen, Zaum zu halten, und für sie den Fürsten und das Volk gleichgültig zu machen. Von allem, was am Hof und in der Stadt, und (durch die gewöhnliche Nachahmung der Hauptstadt) auf dem Lande, Erbauliches eingeführt, oder erhalten wurde, war schon in der früheſten Jugend, und blieb immer beharrlich der Erzherzog und Kaiser Leopold I., der erste Verbreiter und Beispielgeber. Die Eindrücke seiner ersten Bildung (er wurde, da man nicht vermuthen konnte, daß sein Bruder, der römische König Ferdinand IV. so bald mit Tod abgehen würde, mit größter Sorgfalt für den geistlichen Stand erzogen) begleiteten ihn unauslöschlich, und bildeten das Eigenthümliche seiner geistigen Eigenschaften bestimmt und frühzeitig aus, so, daß Jedermann wußte, mit wem er zu thun, und was

er von seinem Herrn zu erwarten habe. Wo der Monarch erschien, mußte der höchste Anstand herrschen, und Jedermann in einem ehrfurchtsvollen, wenn gleich auch (was er gar gerne sah) in einem vertrauungsvollen Benehmen sich zeigen, und ein Fluch oder Schwur, oder ein leichtfertiger, oder gar zweideutiger Scherz würde keine Nachsicht gefunden haben. Er hielt auch eine strenge Aufsicht über die Leute an seinem Hofe und in seiner Bedienung, und stellte diejenigen, von welchen er gehört hatte, daß sie ein unwirthschaftliches oder gar unordentliches Leben führten, persönlich zur Rede. Nie war übrigens ein Mensch wohlwollender, wohlthätiger und versöhnlicher, als es Leopold I. war. Er trug beständig einige Goldstücke bei sich, und seine Augen glänzten vor Freuden, wenn er Jemanden fand, welchem er eine Gegenfreude damit machen konnte. Es war auch hier der Fall, wo er diejenigen, welche ihm über seine Freigebigkeit Erinnerungen machen zu müssen glaubten, auf der Stelle mit einer Empfindlichkeit zurecht wies, welche man an ihm, als der sonst Einreden mit einem freundlichen Lächeln stillschweigend aufnahm, sonst nicht wahrzunehmen pflegte, und als man ihm einst ein Verzeichniß von Personen, welche das Almosen, das sie von ihm erhalten hatten, übel ange-

wandt haben sollten, übergab, erwiederte er auf der Stelle: „Ich weiß wohl selbst, was ich zu thun habe. Ich finde übrigens in dem Verzeichniß eine häßliche Lücke, diese nämlich, daß diejenigen, welche die Fehler anderer verzeichneten, vergessen haben, ihre eigenen zu bemerken.“ „Wenn ich Maitressen hätte, erwiederte er ein anderes Mal, und wenn ich sie auf das reichlichste, ja wie es von andern Prinzen geschehen mag, unmäßig beschenkte, so würde mich wohl kein Mensch darüber tadeln. Nun so betrachtet die armen Menschen, welche ich beschenke, als Personen, welche ich liebe.“ Doch weniger wohl angelegt war dann doch die Milde und Gutmüthigkeit Leopolds I. im Gebiete der Geschäfte, indem er sich auch gegen solche, welche einer schädlichen Nachlässigkeit, oder gar der Untreue beschuldigt wurden, so nachsichtsvoll betrug, daß es oft das Ansehen bekam, als wünschte er, sie nicht bloß entschuldigen, sondern wohl gar rechtfertigen zu können; was zwar sehr gutherzig, aber hier sehr übel angelegt, und mit dem guten Fortgang der Staatsverwaltung nicht vereinbar war. Man kann sich vorstellen, wie er erst wahre Verdienste um Ihn, oder den Staat, wie er erprobte, aufrichtige Zuneigungen für ihn belohnt haben möge. Sonst war Leopold I. in seinem Vaterlande ein gelehrter

Mann seiner Zeit, als der nicht nur die spanische, italienische, französische, und vor allen die Sprache aller Völker, die lateinische Sprache fertig schrieb und sprach, sondern auch den Gelehrten und Künstlern unzählige Beweise einer außerordentlichen Hochachtung gegen sie gab, und auch in den klemmsten Zeiten, wo das Geld sehr theuer geworden war, nicht unterließ, die Fortsetzung seiner reichen Büchersammlungen (diese zählten damals mehr als 10,000 Handschriften, und mehr als 100,000 Druckschriften) zu besorgen. Aber die Gelehrsamkeit, welche damals zu Wien geschätzt und getrieben wurde, war von derjenigen, welche damals zu Versailles blühte, eben so verschieden, als überhaupt zwischen beiden Höfen der Ton der Lebensart sich ganz entgegen gesetzt war. Wenn man am französischen Hofe Komödien und Opern, Bälle und Beleuchtungen, und ähnliche sogenannte Prachtfeste in einer ewigen Abwechslung sich darstellten; wenn die Maler zu Versailles die Buhlereien der heidnischen Gottheiten als liebenswürdige Galanterien, welche im alten Olymp den durch Dichter und Künstler vergötterten Herren und Damen zur Kurzweil dienten, allenthalben zur Schau ausstellten; wenn die Bildhauer öffentliche Plätze, Palläste und Lustgärten mit nackten Phrynen und Jünglingen

im üppigsten Reiz zur Betäubung der Sinnlichkeit anfüllten, und wenn sogenannte Kenner solche, nur für erschlaffte Sinne (durchaus nicht auf die Veredlung des menschlichen Geistes) berechnete Anstalten und Feste, als Dinge des ächten Geschmackes, hervorzogen und priesen, so machten am kaiserlichen Hofe Novennen und Andachten, Processionen und Wallfahrten, Besuche der Klöster und Spitäler, jährliche Geistesversammlungen und Bußübungen, wozu manchmal Schauspiele eines frommen Inhalts kamen, die immer wiederkehrende Ordnung aus, und Bilder von Christus und Maria, von großmüthigen Handlungen, von Leiden und Triumphen christlicher Heroen, Vorstellungen, welche an ächte Seelengröße, und wahre Herzensgüte, an Gott und die Ewigkeit erinnerten, die Beherrschung seiner Sinnlichkeit, und den Werth strenger Tugenden empfahlen, waren die gewöhnlichen, und (man muß hinzusetzen) ungleich beruhigendere, ungleich erhabenere, und für Künstler mit Kopf und Herz reichhaltigere Gegenstände der wienerischen (und überhaupt der süddeutschen) Künstler. Die Folgen und Eindrücke von allen diesen Umgebungen fanden sich im Kaiser Leopold I. wie in einem Mittelpunkt beisammen; und wenn der König zu Versailles, Ludwig XIV., kein größeres Her=

zensbedürfniß hatte, als das eitelste, unsicherste, und unbefriedigendste Gut — den Ruhm; wenn er Millionen Male der erste König der Welt genannt, und von tausend (käuflichen) Federn, Pinseln und Meißeln als ein Meisterstück aller Vollkommenheit, als ein Halbgott geschildert, und durch solche Schilderungen unbeschreiblich erquickt wurde, so senkte Kaiser Leopold I. in der aufrichtigsten Erkenntniß seiner Mängel und Fehler, demüthig seinen Blick zur Erde, und indem er mit wehmüthiger Rührung die Hand auf sein Herz legte, fand er einen unaussprechlichen Trost darin, sich auf seinen Wallfahrten den geringsten und unwürdigsten Diener der Jungfrau Maria zu nennen. Sein Vertrauen auf Gott, dessen lebendiger Ausdruck sich allen, die ihn sahen und hörten, mittheilte, blieb in allen Unfällen seines mühevollen Lebens sein Trost und seine Stärke; und wenn manchmal, da der Drang gräßlicher Unglücksfälle von allen Seiten hereinbrach, wenn dann auf den Gesichtern aller Umstehenden der betäubende Kummer, der zur Zaghaftigkeit führt, beinahe trostlos sich zeigte, stand Er, wie sein Lebensbeschreiber Menken bezeuget, mit einer festen Gelassenheit und Geistesgegenwart allein noch empor gerichtet, wobei er sagte: „Ich sehe, wie ihr, in Noth gerathen mein Haus; allein

ich bin in Gottes Händen. Er mache es mit mir, wie es ihm gefällt.“ Der französische Feldmarschall, und Herzog von Villars, welcher den Wienerhof bei seinem persönlichen Aufenthalt an demselben kennen gelernt, und sämmtliche kaiserliche Prinzen in seinen Denkschriften geschildert hat, sagte von Leopold: „Dieser Prinz besitzt zwar keine angenehme Gesichtsbildung, aber große Eigenschaften, viel Geist, einen geraden Sinn, Frömmigkeit, Religion, und einen rastlosen Fleiß in Geschäften. Wenn etwas an ihm zu tadeln seyn dürfte, so wäre dieß sein Mangel an fester Entschlossenheit; denn wenn er gleich nur zu oft richtiger sieht und urtheilt, als seine Minister, so hat er gleichwohl zu wenig Vertrauen auf seine Einsichten und Ueberzeugungen, und das verleitet ihn, daß er sich gewöhnlich die Mehrheit der Stimmen gefallen läßt. Wiewohl dieser Prinz das Unglück hatte, von seiner Hauptstadt vertrieben, und nicht selten in die höchsten Verlegenheiten versetzt zu werden, so war darum seine Regierung nicht weniger ruhmvoll“ u. s. w. Nichts war mit der Pünktlichkeit in seinen Verrichtungen, mit der Tagesordnung an seinem Hofe, nichts mit der tugendhaften Rechtlichkeit in seinen Absichten, und in seinem ganzen Benehmen zu vergleichen. Oesterreich war bei allen Unfäl-

len von Außen glücklich unter ihm. Auch dürfte Deutschland unter diesem Kaiser, der zwar kein Kopf vom ersten Range, aber (was der Welt gewöhnlich besser bekömmt) ein Mann von dem gesundesten Menschenverstand und schalklosesten Herzen war, so glücklich, als es seyn konnte, geworden seyn, wenn die Umstände, in welche Deutschland von Außen herein versetzt wurde, glücklicher gewesen wären. Leopold I. haßte und floh den Krieg, dessen Natur und Folgen er kannte, und war gleichwohl so unglücklich, daß beinahe seine ganze lange Regierung ein lauterer Krieg war.

So verschieden die persönlichen Eigenschaften Leopolds I. und Ludwigs XIV. waren, so waren dieß die Lagen und Umstände, von denen diese Herren als Regenten begünstigt wurden, noch ungleich mehr. Dem König von Frankreich standen alle französischen Provinzen zu Gebot; dem deutschen Kaiser entgegen war kein einziger deutscher Reichsstand dergestalt ergeben und unterthänig, daß er auf eine unbedingte Unterstützung eines Reichsstandes eine unbedingte Rechnung hätte machen dürfen; ja ein deutscher Kaiser, der einst, da sein Ansehen sich über ganz Deutschland erstreckte, der Monarch von ganz Europa war, war jetzt nur noch, was den deutschen Reichsständen beliebig war, ihn seyn zu lassen. Viele die-

ser Stände bildeten sich ein, dann erst rechte deutsche Patrioten, ächte freie Deutsche zu seyn, wenn sie den Kaiser herabwürdigten, und wenn sie die Unbesonnenheit begiengen, sich lieber fremden Höfen, deren um sich greifende Macht sie wohl gar eine großmüthige Unterstützung nannten, hinzugeben. Die Türkenkriege, wiewohl sie (wie ehemals die Kriege mit den Hunnen, Ungarn und Slaven) oft ganz Deutschland betrafen, wurden allgemein bloße österreichische Familienkriege genannt, und die Reichskriege überhaupt wurden hauptsächlich darum oft vieljährig und unkräftig, weil die, gesetzlich bestimmten, Hilfstruppen fast immer sehr sparsam und saumselig geleistet wurden.

Auch die Hausmacht eines Erzherzogs von Oesterreich war bei weitem nicht in der glücklichen Lage, in welcher die Macht eines Königs von Frankreich war. Dieser herrschte unter dem gemeinschaftlichen Namen der Franzosen über Eine Nation; indessen daß die Völker eines Erzherzogs von Oesterreich in ihren Grundverfassungen und Gesetzen, in ihren Religionen, und in ihren Sprachen sogar sich sehr fremdartig, und nichts weniger, als einander gewogen waren. Die Ungarn zumal, und die Siebenbürger waren den deutschen Soldaten höchst gram, und viele Stände pflanz=

ten unter sich die für die Ruhe der österreichischen Regenten höchst nachtheilige Meinung fort, daß sie sich in einem lautern Zustand von verlorner Nationalfreiheit, und im unerträglichen Joche der Unterdrückung befänden. Die Bestürzung Leopolds I. über diese Lage der Dinge war so groß, daß er überall Hilfe, und daß er zumal seinen nächsten Nachbarn, den Kurfürsten von Bayern, auf alle Weise zu gewinnen suchte. Als er daher im Jahre 1681 von einem neuen Türkenkrieg, womit es auch wirklich fürchterlicher, als jemals, zum Ausbruche kam, bedroht wurde, und er sich nach Altötting in Bayern zur Wallfahrt begab, und unter andern Bitten, die er vorzubringen für nöthig fand, mit lauter Stimme rief: „Wir wollen auch und vorzüglich bitten, daß die Einigkeit zwischen Oesterreich und Bayern unzertrennlich erhalten, und immer mehr und mehr befestiget werde," umarmte er den neben ihm stehenden jungen Kurfürsten, Max Emanuel von Bayern, und indem er ihm einen kostbaren Degen in die Hand gab, und das Versprechen beifügte, sich mit ihm auf das festeste zu verbinden, und ihm seine Tochter Maria Antonia geben zu wollen, sagte er mit thränenfeuchten Augen: „Bleiben ja nur Sie noch mein Freund!" was dann auch der innigst gerührte Prinz nicht umhin konnte,

von ganzem Herzen zu versprechen. So stand es mit Leopold **I.**, von dessen Leben wir nun das Wichtigste hören wollen; er war den 9. Juni 1640 geboren, und im Jahre 1655 zum König in Ungarn, im folgenden Jahre aber zum König von Böhmen gekrönt worden.

§. V.

Das Sonderbarste in der Reihe der Schicksale, mit welchen Leopold **I.** kämpfen mußte, war, daß nie ein Prinz den Krieg mehr gescheut, und daß nie einer so ununterbrochene und so schwere Kriege zu bestehen hatte, wie er. Als er, nachdem er Kaiser geworden, um sich sah, erblickte er Krieg, und als er nach einer Regierung von 47 mühseligen Jahren seine Augen schloß, sah er Krieg um sich, hinterließ er Krieg. Und nach dem, was von den Vorgängen an dem Hofe Ludwigs **XIV.** gesagt wurde, war die Geschichte der Dinge, welche kommen würden, leicht voraus zu sehen. Die kriegerischen Männer zu Versailles hatten keine andere Bedürfnisse, als den Krieg, und da sie keinen Mangel an staatsrechtlichen Historikern, oder sogenannten Publicisten hatten, welche über die Gerechtsame und über die Nothwendigkeit eines Krieges Aufsätze für das Publi-

kum zu schreiben verstanden, so konnte es niemals an Veranlassungen fehlen; wiewohl freilich anfangs nicht bestimmt werden konnte, ob in die künftigen Kriege vorzüglich das Erzhaus Oesterreich verwickelt werden würde. Der Plan des Kardinals Mazarin schien vielmehr zu seyn, Oesterreich theils durch eine Trennung und Mißhelligkeit von dem ihm nächstverwandten spanischen Hause zu schwächen, und theils es bei der nächsten Kaiserwahl von der kaiserlichen Würde zu entfernen; was man desto leichter bewirken zu können hoffte, als nach dem Hintritte des Kaisers Ferdinand III. (den 2. April 1657) der einzige von ihm hinterlassene Sohn, Leopold, dieses Namens der Erste, wegen seines Mangels an dem, gemäß der goldenen Bulle erforderlichen Alter von achtzehn Jahren zur kaiserlichen Würde noch nicht geeignet war; und wenn die bei dem Wahlgeschäft zu Frankfurt anwesenden französischen Gesandten, der Marschall und nachmalige Herzog Anton von Gramont, und Hugo Lionne, es dahin gebracht hätten, daß (unter dem Vorwande dringender Umstände) die Wahl ohne einen außerordentlichen Aufschub wäre vorgenommen worden, so möchte jene Minderjährigkeit Leopolds I. nicht ohne Rücksicht geblieben seyn; aber da jene Herren der Meinung waren, jenes Umstandes nicht zu

bedürfen, so trugen sie, ohne es zu beabsichten, selbst alles bei, die Zeit herbei kommen zu lassen, welche erforderlich war, jenen, dem Leopold nachtheiligen, Umstand zu heben. Nichts war mit ihrer gewandten Thätigkeit, mit welcher sie die Kaiserwahl nach den Wünschen Mazarins zu leiten suchten, zu vergleichen, und die Geschichte ihrer Unternehmungen, so wie sie Gramont in seinen Denkschriften beschrieben hat, liefert ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Nachdem sie wahrgenommen hatten, daß ihr erster Vorschlag, daß ihr Monarch Ludwig XIV., der, um den Unterhandlungen näher zu seyn, bis nach Metz gekommen war, zum Kaiser gewählt werden möchte, auch bei solchen Kurfürsten, bei welchen das französische Geld angelegt war, den erwünschten Eingang nicht finden dürfte; so schlugen sie, mit allem Anschein von Wohlmeinen, den Vatersbruder des Leopold, nämlich den Erzherzog und Hochmeister des deutschen Ordens, dann Bischof zu Paßau und Straßburg, Leopold Wilhelm, zum Kaiser vor; und da diesem wackern Herrn gerade eben jene persönlichen Tugenden, in deren Rücksicht er zum Kaiser gewählt werden sollte, nämlich sein Verstand, seine reife Ueberlegung und liebenswürdige Bescheidenheit, den Entschluß eingaben, die an ihn gestellte

Zumuthung aus überwiegenden Gründen durchaus von sich abzulehnen; so machten sie sich vorzüglich an den jungen Kurfürsten von Bayern, Ferdinand Maria, und eben der Gramont, welcher in seiner Denkschrift erzählt, daß er zu Frankfurt bei dem Kurfürsten von Köln Maximilian Heinrich von Bayern niemals einen Besuch gemacht habe, indem sich das bayerische Haus schlechterdings weigerte, einem französischen Gesandten die rechte Hand zu lassen, hielt es für keinen Abbruch seiner Würde, sich in Person nach München zu begeben, und dem Kurfürsten (bei welchem schon im Voraus ein vom Kardinal Mazarin abgeordneter Musikus, Ato Melani, dann der kurkölnische Minister, Graf Egon von Fürstenberg, Eröffnungen der Sache angebracht hatten) seine Eigenschaften, welche ihn der kaiserlichen Krone vor allen Prinzen würdig machten, dann die Vortheile, welche seinem Hause und dem deutschen Reiche durch die Annahme dieser Krone zugehen würden, mit einer Feinheit und Beredsamkeit zu schildern, welche bei hundert andern Eingang gefunden haben möchten, ihn aber nur bei dem Prinzen nicht fanden, welchen seine getreuen und verständigen Minister, zumal der Minister Maximilian Graf von Kurz, überzeugt hatten, daß es größer, edler und besser sey, ein freier, durch-

lauchtigster, deutscher Kurfürst, als (Gramont versprach ihm drei Millionen jährlich, bis ihm zu österreichischen Ländern, worauf Bayern Ansprüche machen könnte, verholfen worden seyn würde) ein, im Sold von Frankreich stehender, beschatteter, und durchaus abhängiger deutscher Kaiser zu seyn. Nichts von allem dem, was französischer Seits hervorgesucht wurde, fand Eingang, und Gramont hatte am Ende das Mißvergnügen, wahrzunehmen, daß seine Bemühungen, anstatt ihm zu seinem Zwecke zu verhelfen, zu nichts dienten, als die Erhöhung desjenigen zu befördern, von welchem er in seiner Denkschrift auf eine sonderbare Art sprach *). Leopold I. wurde den

---

*) Der König von Ungarn, schrieb er, P. II. p. 132. sitzt beständig zu Hause, wo er nach dem Mittagessen, dem Erzherzog gegenüber gepflanzt, ein sehr kleines Spiel spielt, und zwar in großer Freudenlosigkeit, indem einer, wie der andere, kein Wort dabei spricht. Nur selten schöpft er frische Luft außer der Stadt (Frankfurt), und es ist ihm seit seinem Hierseyn nur dreimal begegnet. Alles, was er vornimmt, besteht darin, daß er, ganz in der Stille, mit verhüllten Kutschenfenstern nach dem Garten des spanischen Gesandten fährt, und dort seinem Herzensvergnügen freien Lauf läßt, welches in dem erhabenen Spiel des Kegelschiebens besteht, was wahrhaftig eine recht passende Zeitverkürzung für einen Prinzen von 22

8. (nach dem alten Kalender den 18.) Juli 1658 zum Kaiser gewählt, und einige Tage nachher gekrönt.

Jahren (sollte heißen 18) Jahren ist, der mit jedem Augenblicke erwartet, zum deutschen Kaiser gewählt zu werden. Gleichwie er einen außerordentlich großen Mund (eigentlich Unterlippe) hat, und diesen Mund beständig offen hält, so beschwerte er sich unlängst, da er mit dem Prinzen von Portia, seinem Günstling, mit Kegeln spielte, und es zu regnen angefangen hatte, daß ihm der Regen in den Mund falle. Der Prinz von Portia, bei dem sich sein ganzer Witz für eine passende Antwort anstrengte, gab ihm, nach einer Pause stillschweigender Ueberlegung, den heilsamen Rath, den Mund zu schließen, was dann der König von Ungarn auch wirklich that, und sich dadurch merklich erleichtert fand. Was die Eigenschaften seines Geistes betrifft, so habe ich gehört, daß sein Charakter von Natur gut und sanft gestimmt sey, daß er aber nur eine geringe Gelehrsamkeit besitze, daß er nur wenige Sprachen gelernt habe, daß er nichts weiter als deutsch und italienisch, und letzteres sehr vollkommen sprechen, übrigens aber, was aus mehr als Einer Rücksicht befremdend ist, nicht Ein Wort vom Spanischen verstehen soll. Er ist ein Liebhaber von der Musik, und hat es darin so weit gebracht, daß er mit vieler Richtigkeit Melodien voller Traurigkeit niederschreibt. Seine Antworten sind stets sehr kurz; man rühmt ihn aber als einen Mann von einer sehr gesunden Beurtheilungskraft, und von einer großen Festigkeit. Uebrigens hat er während seines Hierseyns keine

Wenn die französischen Gesandten mit ihren Bemühungen, den Leopold I. bei der Wahl zu verdrängen, nicht durchsetzten, so brachten sie dafür einen andern Vorschlag, welcher dem Leopold I., als Erzherzog und Kaiser, höchst nachtheilig wurde, zu Stand. Gleichwie die Regenten von Oesterreich und Spanien eine und eben dieselbe Familie ausmachten, so besaßen sie auch eine Macht, welche, so lange sie mit vereinigten Kräften handelten, im Stande war, allen Vorfällen in Europa den Ausschlag zu geben. Diese Vereinigung nun trennte der Marschall Gramont, indem er (vorzüglichst nach der Leitung des Kurfürsten von Mainz) es dahin brachte, daß Leopold I. in der ihm vorgelegten Wahlkapitulation (Art. 13 und 14) beschwören mußte (Art. 13) „die gegenwärtigen oder zukünftigen auswärtigen Feinde Frankreichs unter was immer für einem Schein und Vorwand mit keinen Waffen, Geld, Volk, Proviant oder anderm Vorschub zu unterstützen, und insonderheit (§. 14) sich in die Kriege, welche (von den Franzosen

---

Dame, außer seiner Mutter, der Kaiserinn, gesprochen, so, daß er ein auffallendes Beispiel von Enthaltsamkeit giebt, dieser eben so preiswürdigen als seltenen Tugend der Prinzen von seinem Alter, und von seinem Rang."

wider Spanien) in Italien und im burgundischen Kreise anjetzo geführt würden, in keinerlei Weg weder vor sich als römischer Kaiser, noch seines Hauses wegen, einzumischen, und wider die Krone Frankreich, und dero Bundesverwandte in gedachten Italien und burgundischen Kreise und Kriegen, unter einiger Streits- oder Kriegsursach keine Hilf mit Volk, Geld, Waffen, oder anderm Thun und Senden, noch sonst vff einige Weiß und weg Vorschub, und Beistand zu leisten." Um ferner den Kaiser, wenn er einst diese Kapitulationspunkte zu schwer finden, und ihnen entgegen handeln sollte, recht in die Enge zu treiben, so ließen sich die drei geistlichen Kurfürsten nebst Münster, Pfalzneuburg, Schweden-Bremen, Pfalzzweibrücken, Braunschweig, Würtemberg und Hessen bereden, ein sogenanntes rheinisches Bündniß, worin auch die Krone Schweden, und bald auch Frankreich aufgenommen ward, zur gemeinsamen Aufrechthaltung des Friedens in ihren Landen, und zur Abwendung aller kriegerischen Durchzüge zu errichten, und jenem Bündnisse (welchem aber der Kurfürst von Trier, und der Bischof von Münster bald wieder entsagten) durch die Aufstellung einer hinlänglichen Mannschaft die erforderliche Kraft zu verschaffen. Die Folgen dieser von Seite Frankreichs bei

deutschen Fürsten glücklich durchgesetzten Anschläge waren, daß zwischen Oesterreich und Spanien ein Grund zu künftigen Mißhelligkeiten gelegt, daß das Ansehen eines deutschen Kaisers und das vertrauliche Verständniß mit den Ständen von Jahr zu Jahr vermindert, daß entgegen der Krone Frankreich unter den deutschen Fürsten ein bedeutendes Ansehen eingeräumt, und ihr der Weg, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen, von allen Seiten geöffnet wurde. Der Krieg, welchen König Ludwig XIV. noch eine kurze Zeit wider König Philipp IV. von Spanien fortsetzte, wurde bei dem widrigen Glück des letztern im J. 1659 den 27. Oct. — 7. Nov. auf den Grenzen beider Königreiche, wo auf einer kleinen Insel, die Phasaninsel genannt, ein hölzernes Gebäude für die Gesandten beider Theile (der Kardinal Mazarin erschien in Person) aufgeführt ward, durch einen Frieden (von den nahen pyrenäischen Gebirgen der pyrenäische genannt) dahin verglichen, daß Ludwig dem XIV. die ältere Tochter des Königs von Spanien, Maria Theresia, zur Gemahlinn gegeben, an Frankreich auch das ganze Artois nebst verschiedenen Plätzen in den Niederlanden überlassen, und übrigens auch dem spanischen Bundesverwandten, Herzog Karl IV. von Lothringen eine Versöhnung zugesagt, und

ihm sein Herzogthum wieder zurückgestellt werden sollte.

Auch der junge Kaiser hatte das Vergnügen, einen schweren Krieg, welchen er von seinem Vater geerbt hatte, im Jahre 1660 geendigt zu sehen. Wir haben gehört, daß der schwedische Prinz Sigmund, erwählter König von Polen, von seinem väterlichen Thron in Schweden aus der Ursache, weil er die Religion seiner Väter, die katholische nämlich, wieder annahm, ausgeschlossen, daß, da er die Waffen ergriffen, ein Waffenstillstand, dann eine Verlängerung desselben auf zwanzig Jahre eingeleitet, und daß demnach der Anspruch der polnischen königlichen Prinzen auf Schweden keineswegs aufgegeben worden ist. Dieser Anspruch wurde von Johann Casimir (Sohn des eben genannten Sigmunds) mit allem Nachdruck zu der Zeit erneuert, da die schwedische Königinn Christina (Erbtochter des bei Lützen 1632 umgekommenen Gustav Adolph) den Einfall bekam, der königlichen Würde zu entsagen, und diese einem Prinzen vom Hause Pfalz-Zweibrücken, Karl Gustav (dieses Namens der X.) im Jahre 1654 zu überlassen. Karl Gustav, der den Krieg bereits kennen gelernt, und eine solche verkehrte Neigung für denselben gefaßt hatte, daß er sich öfters geäußert haben soll, „ein großer Fürst müsse

von Zeit zu Zeit Krieg führen, weil der Krieg ein Mittel ist, das Volk in einer thätigen Beschäftigung, und sich selbst bei auswärtigen Höfen im Ansehen zu erhalten," wartete nicht, bis der König von Polen über ihn herfallen würde, sondern kam jeder Unternehmung zuvor, zwang den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als Herzog von Pommern, welches ein polnisches Lehen war, sich mit ihm zu vereinigen, schlug hierauf die Polen vor Warschau in einer dreitägigen (den 8. 9. 10. Juli 1656) berühmten Schlacht, und brachte Polen sowohl, als dessen König, Johann Casimir, aufs äußerste. Dieser flüchtete sich nach Schlesien, rief den Kaiser, (damals Ferdinand III., Vater unsers Leopold) rief auch den Kurfürsten von Brandenburg (unter höchst vortheilhaften Bedingnissen für diese Fürsten) um Beistand an. Dem Kaiser wurde die Nachfolge für einen seiner Söhne in Polen, dem Kurfürsten von Brandenburg aber wurde, für ihn und sein Geschlecht, die Unabhängigkeit des Herzogthumes Pommern von aller Lehenverpflichtung versprochen. Auch den König von Dänemark, Friedrich III., wußte der König, Johann Casimir, zu gewinnen. Der Krieg nahm jetzt eine andere Wendung; denn wiewohl Karl Gustav den König von Dänemark sehr in die Enge trieb, so daß er einen mit

diesem König 1658 geschloßnen Traktat, aus Begierde, alles zu erobern, wieder brach, und sogar Copenhagen belagerte; so gewann gleichwohl sein Kriegführen gerade dadurch um so weniger einen guten Erfolg. Von Copenhagen schlug ihn eine von den Holländern abgeschickte Flotte mit größtem Verlust hinweg, und in den übrigen, theils von ihm eroberten, theils seinen eigenen pommerischen Ländern, machten die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen solche Eroberungen, daß er, nachdem auch der französische und andere Höfe die Beilegung der Sachen wünschten, ganz geneigt sich bezeigte, einen Frieden zu schließen, welcher auch, doch ohne daß er ihn erlebte, (er starb im 38sten Jahre seines Lebens im Hornung 1660) den 23. April — 3. Mai eben dieses Jahres zu Oliva, einem Kloster bei Danzig, geschlossen, doch durch denselben dem Kaiser außer der Ehre, zwei Könige durch seinen Beistand sich verbindlich gemacht zu haben, nicht der geringste Vortheil zugegangen, dem Kurfürsten von Brandenburg aber die Unabhängigkeit Preußens bestätigt, und übrigens von der königlichen Familie in Polen allen Ansprüchen auf Schweden entsagt worden ist.

Wir kommen nunmehr zu den Kriegen, deren der jedem Krieg höchst abgeneigte Kai-

ser Leopold zwei wider die Türken, drei wider Frankreich und dessen Verbündete zu führen genöthigt ward. Wir wollen sehen,

a) durch welche Veranlassungen jene Kriege entstanden,
b) unter welchen Umständen der gegenseitigen Theile sie, und unter wessen Leitung, und mit welchem Erfolg sie geführt,
c) warum und durch welche Friedensschlüsse sie beigelegt, und
d) mit welchen Folgen für die Theile diese Schlüsse begleitet worden.

---

§. VI.

Erster Türkenkrieg.

1660 — 1664.

Den ersten Krieg mit den Türken veranlaßte der Fürst von Siebenbürgen, Ragoczy, Georg II., Sohn des Ersten. Dieser Fürst, der ganz ruhig hätte leben können, hatte, in der Hoffnung, etwas zu gewinnen, den Einfall gehabt, in dem eben berührten polnischen

Krieg dem König von Schweden seinen Beistand anzutragen, und in Polen einzufallen; wo er aber, nachdem ihn die Schweden (bei ihrem plötzlichen Aufbruche nach den dänemärkischen Ländern) allein gelassen, erst von den kaiserlichen Generalen Melchior Hatzfeld, und (da dieser erfahrne Feldherr im Jänner 1658 mit Tod abgegangen war) vom kaiserlichen Feldmarschall, dem Fürsten Raimond von Montecuculi, geschlagen, dann auch von Polen, und noch mehr von den Tartarn überfallen worden, und mit einem kleinen, elend zugerichteten Rest von Truppen nuch Siebenbürgen zurückgekommen, hier aber vollends erst recht von dem türkischen Hof in die Enge getrieben worden ist. Dieser Hof nämlich, als welcher von jeher nach der Herrschaft über Siebenbürgen gestrebt, und mit dem Erzherzog von Oesterreich, als König von Ungarn, ein gemeinschaftliches Schutzrecht über jenes Fürstenthum behauptet hatte, hatte die Freiheit, welche der Fürst Ragoczy sich eigenmächtig herausnahm, ohne Anfrage in einen Krieg mit Polen sich einzulassen, äußerst hoch aufgenommen, noch mehr aber sich beleidigt gefunden, als jener Fürst für gut befand, auf die Abmahnungen, welche der Großherr, nach dringenden Beschwerungen der Polen, an ihn hatte ergehen lassen, nicht die geringste Rück-

sicht zu nehmen. Georg Ragoczy wurde seiner fürstlichen Würde für entsetzt erklärt, und die siebenbürgische Landstandschaft bekam den Auftrag, einen neuen Fürsten zu wählen. Dieser Auftrag wurde sogleich vollzogen, und auf einem zu Weissenburg (alba julia) im J. 1658 gehaltenen Landtag, wurde, bis zur endlichen Entwicklung und Entscheidung der Sache, an welcher, wie voraus zu sehen war, der deutsche Kaiser den größten Antheil nehmen würde, ein im besten Rufe stehender Inländer, Franz Redey gewählt. Selbst Georg Ragoczy hatte dazu seine Einwilligung gegeben, diese aber, nach der Wahl eines neuen Fürsten, sogleich wieder zurückgenommen, und an alle Stände und Gespannschaften, unter Drohungen und Versprechen, eine Aufforderung um Beistand ergehen lassen; er hatte auch das Glück, den Bassa zu Ofen, welcher den Befehl erhielt, ihn zu züchtigen, und wo es möglich seyn würde, sich seiner Person zu bemächtigen, zu überfallen, und ihm 3000 Mann zu erschlagen, mußte aber, als der Großvezier, und der Tartar-Chan mit zahlreichen Heeren sich näherten, der Gewalt weichen, und geschehen lassen, daß der Großvezier einen aus den siebenbürgischen Abgeordneten, welche sich bei ihm mit der Bitte um Schonung des Landes eingefunden hatten,

den Achaz Potskay, (Botskay, Bartschay) mit Umgehung des Redey, zum Fürsten von Siebenbürgen aufstellte; allein dieser Achaz Potskay, welcher seine Würde nicht mit dem Blute seiner Unterthanen erkaufen, und mit dem Ragoczy, welcher sich nach dem Abzug der Türken, unverzüglich, und in voller Rüstung einstellte, nichts zu thun haben wollte, überließ jene Würde an einen ehemaligen General des Ragoczy, Keminy Janos, welcher sich auch mit seinem ehemaligen Herrn, dem eben genannten Ragoczy dahin verstand, daß diesem die Regierung, ihm, Keminy, aber bloß der Fürstentitel überlassen seyn sollte. Gleichwie der Großherr über diese und einige weitere Vorgänge solcher Art äußerst entrüstet war, so setzte er zu gleicher Zeit zwei Heere in Bewegung, mit dem gemessensten Befehl, die Unordnung in Siebenbürgen zu beendigen. Dieser Befehl kam nunmehr auch zum Vollzug. Der Bassa von Ofen, welcher eines jener Heere aufzubringen und anzuführen hatte, rückte zuerst heran, und den 22. Mai 1660 kam es bei der siebenbürgischen Stadt Clausenburg zu einer Schlacht, in welcher das türkische Heer zwar sehr mitgenommen, (es blieben 6000 Türken auf dem Platze) das (an der Zahl weit geringere) Heer des Ragoczy aber zerstreut, er selbst, nachdem er fünf Pferde

unter dem Leib verloren, und mit eigener Hand siebenzehn Türken erlegt hatte, tödtlich verwundet, und von den Seinigen nach der ungarischen Stadt Großwardein gebracht worden, und daselbst den 17. — 27. Mai mit Hinterlassung eines Sohnes Franz, wovon wir das Weitere seiner Zeit erzählen werden, gestorben ist.

Nachdem die Schlacht bei Clausenburg vor sich gegangen, und Georg Ragoczy verschwunden war, erschien erst die zweite ungleich zahlreichere türkische Armee, unter der Anführung eines Seraskiers oder Hauptgenerals, des Aly Bassa, welcher, gleichwie er die Kräfte, welche dem deutschen Kaiser in Siebenbürgen damals zu Gebot standen, gut gekannt haben, und in der Kunst, Ansprüche zu schmieden, nicht unerfahren gewesen seyn mochte, die feste Stadt Großwardein in Anspruch nahm, und dieser Stadt, nach deren Einnahme ihm ganz Siebenbürgen geöffnet war, zuzog. Diesen höchst wichtigen Umstand stellten auch die Einwohner der Stadt dem Kaiser Leopold dringendst vor, und dieser ermangelte nicht, solche Befehle zu ertheilen, welche wenigstens einen Wunsch anzeigten, daß der bedrängten Stadt geholfen werden möchte; allein es mußte noch gar viel mehr, als die genannte Stadt war, in die Gefahr, den Türken in die Hände zu

fallen, gekommen seyn, wenn es zu Wien mit verfänglichen Vorkehrungen wider die Türken zu einem rechten Ernst kommen sollte, und die Geschichte dieses einzigen Krieges liefert von dem Geist und der Thätigkeit damaliger österreichischer Anstalten und Hilfsmittel ein sonderbares Schauspiel. Zuerst wurde einem in der Gegend bei dem Flusse Theiß gestandenen General, dem Grafen Ludwig von Souches der Auftrag gemacht, mit einer von deutschen und ungarischen Truppen zusammengesetzten Armee der Stadt Großwardein zum Entsatz zu verhelfen, doch dieß nur „mit aller möglichen Vorsicht, und so, daß er an einem glücklichen Fortgang keineswegs zu zweifeln haben würde, indem man sonst große Gefahr laufen könnte," zu thun. Die Armee wurde zu Wien auf 25,000 Mann berechnet, und die Besatzungen, aus welchen die einzelnen Korps erhoben werden sollten, namentlich angezeigt; allein von den angezeigten Truppen war kaum die Hälfte wirklich vorhanden, und Souches, der in andern Kriegen gezeigt hatte, daß es ihm weder an Einsicht und Erfahrung, noch an Tapferkeit fehle, mißrieth einen Angriff der Türken, als welcher für eine offenbare Kriegserklärung, welche man noch zur Zeit durchaus vermeiden wollte, gehalten werden müßte. Wiewohl sich nun das Schicksal der Stadt Großwardein,

nachdem für dieselbe nichts unternommen wurde, leicht voraussehen ließ, (die Stadt ergab sich, nachdem sie sich 47 Tage mit einer ruhmwürdigen Anstrengung gehalten, und dem Feind den empfindlichsten Abbruch gethan hatte, den 26. Aug. 1661 mit Vertrag an die Türken) so nahm man gleichwohl am Hofe zu Wien jene Uebergabe als einen höchst unerwarteten Mißfall auf, und indem man die Folgen desselben bejammerte, erzählte man sich in die Wette, was man für die Rettung der Stadt gar leicht hätte unternehmen sollen und können. Indessen wiederholte man zu gleicher Zeit eben dieselbe Geschichte auf eben dieselbe Weise. Unter die fürchterlichsten Feldherren, welche sich damals mit den kühnsten Unternehmungen wider die Türken auszeichneten, gehörten die beiden Grafen und Brüder Niklas und Peter von Serini, welche in Croatien überaus mächtig waren. Der erstere, welchem der Fall von Großwardein äußerst nahe gegangen war, berichtete dem Kaiser Leopold, daß er entschlossen, und so, wie die Sachen ständen, auch vollkommen in den Stand gesetzt sey, den Türken die Stadt Canischa zu entreissen; allein man schlug dem Serini nicht nur alle Unterstützung an Mannschaft, welche er auf alle Fälle gewünscht hatte, ab, sondern befahl ihm mit Nachdruck, sich ohne weiters

von Canischa zu entfernen, damit (führte man wiederholt zur Ursache an) die Türken nicht gereizt werden möchten, die Eroberung jener Stadt für eine Kriegserklärung zu halten, und zu einer Zeit, da man noch nicht hinlänglich vorbereitet wäre, den Krieg tiefer nach Siebenbürgen, und wohl gar nach Ungarn und Oesterreich zu spielen; ja als Niklas Serini, welcher die Sachen in der Nähe, und den Ausbruch eines Krieges mit den Türken für unvermeidlich sah, den Muth hatte, (zu seiner eigenen Sicherheit) an den Fluß Murr auf türkischem Gebiet wider feindliche Ueberfälle ein befestigtes Schloß (er nannte es Neu-Serinwar) zu errichten, wurde dieses Unternehmen, nicht bloß türkischer Seits, wo es auch ganz begreiflich war, sondern auch von Seite Leopolds öffentlich gemißbilligt; was aber dem türkischen Oberfeldherrn Aly Bassa so wenig einige friedlichere Gesinnungen einflößte, daß er vielmehr den österreichischen Hof die Schwächlichkeit seines Benehmens nachdrücklichst empfinden ließ, und indem er an die Stelle des oben genannten Kemini einen gewissen Michael Abaffi, welcher einen großen Anhang hatte, zum König von Siebenbürgen aufstellte, seine Absichten auf die Eroberung von ganz Siebenbürgen ohne alle Zurückhaltung an den Tag legte, von den Gespann-

schaften Zatmar und Waradein die Huldigung forderte, auch anfangs in seinen Fortschritten, durch das, was von dem Wienerhofe dagegen unternommen ward, wenig gehindert wurde; denn wiewohl der Kaiser Leopold durch die inständigsten Bitten des Kemini, welcher sich ganz in seinen Schutz geworfen, und in Klausenburg eine kaiserliche Besatzung eingenommen hatte, in so fern in einige Bewegung gesetzt wurde, daß er wenigstens etwas that, wodurch die Türken hätten abnehmen können, er könne auch Ernst brauchen, wenn er zu weit getrieben werden sollte, und in dieser Absicht noch 1661 zwei Generale, den Montecuculi nach Siebenbürgen, den Souches aber nach Croatien, den beiden Serini zur Unterstützung beorderte, so waren gleichwohl die Unfälle, mit welchen man zu kämpfen hatte, zu groß, als daß etwas Entscheidendes hätte bewirkt werden können. Montecuculi fand in Ungarn nicht nur die Zahl der Hilfstruppen nicht, welche ihm versprochen worden war, sondern, was noch weit bedenklicher wurde, einen drückenden Mangel an Lebensmitteln, und zu eben der Zeit, da seine Truppen auf allen Seiten ausgezeitigtes Getreid auf den Aeckern erblickten, einen beinahe gänzlichen Mangel an Mühlen und Backöfen. Jene Truppen wurden auch bei der hitzigen Jahreszeit, wo in

Ungarn die Tage brennend heiß, die Nächte frostig sind, dann bei einer ganz fremden Verpflegung, vom Durchfall und andern Krankheiten ergriffen, so, daß sogar die ersten Feldherren, von welchen gleichwohl zu vermuthen steht, daß sie besser gehalten worden seyn werden, z. B. der Markgraf von Baden, die Generale Starenberg, Pisek, Hohenfeld u. a., theils durch Krankheiten unbrauchbar zum Dienst geworden, theils vollends gestorben sind. Auch die einzige, den Soldaten erquickende, und mit Sehnsucht erwartete Aussicht, daß es mit den Türken recht bald zu einer Schlacht kommen müßte, wurde, da die Türken, welchen die Lage ihrer Feinde wohl bekannt war, nirgends Stand hielten, durchaus vereitelt. Als die Armee endlich im spätesten Herbst 1661 die Stadt Clausenburg erreichte, in welcher großen und sonst wohlhabenden Stadt (wie sie dann auch für die Vormauer von Ungarn, und für den Schlüssel von Siebenbürgen gehalten ward) sie sich während des Winters erholen zu können gehofft hatte, fand sie sich in ihren Erwartungen auf das grausamste getäuscht, und der bestürzte Montecuculi mußte (wegen eines zur Zeit unersetzlichen Mangels an Lebensmitteln) sich begnügen, in der Stadt eine Besatzung von 2000 Mann zurücklassen zu können, und mußte mit dem

Hauptheer zurück nach Niederungarn eilen, wo er, nachdem dieses Heer unterwegs 24 Tage von gekochten Baumfrüchten und ungesundem Wasser vor dem Hungertod sich gerettet, und unter freiem Himmel Regen und Kälte ausgehalten hatte, mit einem halb nackten, von Seuchen angesteckten, und von den unentbehrlichsten Dingen entblößten Rest, in einem unbeschreiblich elenden Zustand angekommen, und hier erst recht in eine verzweifelte Lage versetzt worden ist; indem die Einwohner sich schlechterdings weigerten, einige Lebensmittel, oder auch nur bloße Quartiere österreichischer Truppen zukommen zu lassen, wider welche, als Katholiken, ungeachtet der dringendsten Vorstellungen des Montecuculi, protestantische Schwärmer, vorzüglich aber die Prediger der zwinglischen Sekte, öffentlich das Volk verhetzt, und gepredigt hatten, daß man die Papisten zuerst, und dann erst die Türken auszurotten sich bestreben, daß man den Namen des Kaisers aus den öffentlichen Gebeten weglassen, und daß man (was sie auch thaten) in den Kirchengesängen Gott bitten müßte, ihr Volk von der Tyrannei des Pabstes und der Türken zu befreien. Wirklich wurden auch in einem einzigen Monat durch Meuchelmord 700 Mann, deren blutrünstige Kleider man ohne Scheu, und mit Hohn zum

Kauf feil bot, aus dem Wege geräumt; und überhaupt vermißte der österreichische Obergeneral, als er sein Heer, welches anfänglich aus 15,000 Mann alter, versuchter Kerntruppen, wozu noch andere kamen, bestand, bei dem festen Schlosse Scharosch musterte, 5172 Mann, welche durch Hunger, Krankheiten, Ermordung und durch verschiedene Unfälle gräßlichen Ungemachs zu Grunde gegangen waren. Der gute Leopold wurde von der Nachricht, welche er von dem Schicksal seiner Truppen erhielt, innigst gerührt, und verlegte dieselben nach Ober-Ungarn, dessen Einwohner größtentheils Katholiken, und wenigstens nicht entgegen waren, die von mancherlei Drangsalen ganz gebeugten Soldaten den Winter hindurch nach ihren Kräften zu bewirthen.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Abneigung der friedfertige Kaiser Leopold die fernere Fortsetzung eines Krieges in Siebenbürgen möge betrachtet haben, und es war daher den Umständen der Sachenlage sowohl, als seiner Gemüthsart, ganz gemäß, wenn man liest, daß er im Jahre 1662 wiederholte Versuche und Vorschläge zur Einleitung des Friedens mit den Türken gemacht, und daß er z. B. in die Wegräumung der Veste Serinwar, in den Abzug der österreichischen Besatzungen aus Clausenburg und andern Or-

ten gewilliget habe; was von den Türken (auf den Schein) in Ueberlegung genommen, die Forderungen aber immer höher getrieben, und nachdem ihre Anstalten zu einem förmlichen Kriege zu Stande gekommen, alle Unterhandlungen abgebrochen worden sind. Der Großvezier rückte mit einer Armee, welche von einigen auf sechzig-, von andern auf hunderttausend Mann geschätzt wurde, die Donau herauf, indessen andere türkische Streifkorps in Siebenbürgen und andern Gegenden übel hausten; wie dann auch der für Oesterreich wohlgesinnte Kemini in einer Schlacht mit dem Michael Abaffi geblieben, und für Oesterreich die Gefahr, Siebenbürgen gänzlich zu verlieren, und durch diesen Verlust die Erbländer, und wohl auch die Länder anderer deutschen Fürsten den Streifereien türkischer und tartarischer Horden bloß gestellt zu sehen, mehr als jemals, ernsthaft geworden ist. Demnach hielt es der Kaiser Leopold für seine Pflicht, die deutschen Fürsten und Stände von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, und dieselben in solcher Absicht auf den 8. Juni 1662 zu einer Reichsversammlung nach Regensburg zu berufen, auf welcher der Erzbischof von Salzburg, Graf Guidobald von Thun die Stelle des Kaisers vertreten, und durch eine wirksame Leitung der Berathschla-

gungen, schnelle und den dringenden Verlegenheiten angemessene Beschlüsse bewirken sollte.

Wir haben gehört, daß bei dem Abschluß des westphälischen Friedens ein Theil der, damals eben nicht zum Wesen der Dinge gehörigen, Geschäfte auf einen künftigen Reichstag verschoben, daß aber auch auf diesem Reichstag bei weitem nicht alles, was zu berichtigen war, erschöpft, und daß, anstatt desselben, 1655 ein Reichsdeputationstag, der zu Frankfurt am Main gehalten werden sollte, angesetzt worden sey; allein auch dieser Deputationstag, wiewohl er nicht ohne Einfluß des französischen und schwedischen Hofes blieb, trug wieder ganz das Gepräg der feierlich festgesetzten deutschen Verfassung, und es geschah, theils weil einige Stände gar nicht erschienen, theils weil andere mit unaufhörlichen Einstreuungen und Klagen über Beeinträchtigungen aufzogen, binnen vielen Jahren so wenig Erhebliches, daß man sich wieder (nach der ewig zurückkehrenden Sitte) desto mehr Hoffnung machte, Sachen, welche in einem Orte ins Stocken gerathen waren, an einem andern Orte desto lebhafter fortschreiten zu sehen. Nun fehlte es zwar bei dem neuen regensburgischen Reichstage keineswegs wieder an zahlreichen Gefolgen und prächtigen Einzügen kurfürstlicher und fürstlicher Personen und Ge-

sandten, nicht an wechselseitigen (mit der steifsten Aengstlichkeit, daß der Würde eines Hofes ja nichts vergeben werden möge, abgestatteten) Besuchen oder sogenannten Auffahrungen, endlich nicht an tagelangen und wohlbesetzten Mahlzeiten; allein der Reichstag selbst konnte, weil die berufenen Stände, oder deren Abgeordnete nach ihrer Willkür eintrafen, nicht am bestimmten Tage, sondern erst den 10. — 20. Jänner des Jahres 1663 eröffnet werden, und dann wurde, auf den Vortrag des kaiserlichen Stellvertreters, (so bestimmt und nachdrücklich auch derselbe die vorhandenen Gefahren geschildert, und die Nothwendigkeit einer ergiebigen und unverzüglichen Hilfe vorgestellt hatte) viele Wochen nacheinander mit bedächtlicher Kälte über nichts anders berathschlagt, als in welcher Ordnung sich die Gegenstände folgen sollten, worüber berathschlagt werden sollte. Als sich endlich gleichwohl die Stimmenmehrheit darüber vereinigte, daß über die Frage, ob, und welche Hilfsvölker nach Ungarn geschickt werden sollte, zuerst berathschlagt werden müßte, brachten die Abgeordneten der Reichsstädte vor, „Ungarn gehöre nicht zum deutschen Gemeinstaate, und dann stehe der Schutz eines Landes allein demnigen zu, dem das Land gehöre; es seyen ...garn ohnehin schon ganze Strecken Lan-

des mit deutschen Gebeinen bedeckt, und es streite wider alle Billigkeit, daß sich alle für eine Sache anstrengen sollten, bei welcher am Ende nur Einer den Nutzen einärndte," u. s. w. Andere Abgeordnete brachten vor, man müsse sich vorerst noch recht erkundigen, ob dann die Gefahr wirklich so groß sey, als man sie vorgestellt hatte, und andere erinnerten im Voraus, daß sie von ihren Höfen und Herren noch keine bestimmte Weisung, auf was und auf wie viel sie sich einlassen sollten, erhalten hätten, und man kann sich überhaupt leicht vorstellen, welche Einfälle, Einwürfe, welche unzeitige und zum Theil abgeschmackte Dinge bei einer Versammlung vorgekommen seyn mögen, zu welcher häufig zanksüchtige, und zu Hause wegen ihren Spitzfindigkeiten berufene Rechtsgelehrte abgeschickt wurden, welche, um dem Reichsstand, in dessen Bestallung sie standen, durch das Aufsehen, welches sie machten, Ehre zu machen, und sich in den Ruf großer sogenannter Publicisten zu setzen, auf nichts dachten, als wie sie Schwierigkeiten auf die Bahn bringen, und (als wären sie zu einem gelehrten Schulgefecht abgeschickt worden) wie sie die Anwesenden durch den Witz ihrer Einfälle recht in Verlegenheit setzen möchten. Nachdem man endlich über den Punkt, ob eine Hilfe bewil-

ligt werden sollte, einig geworden war, und wieder eine neue Frage entstand, ob jene Hilfe in Geld, oder gleich mit Truppen geleistet werden sollte, so war man schon wieder nicht einig. Der Antrag des kaiserlichen Stellvertreters, daß der Beitrag vielmehr mit Geld, als mit Truppen geschehen möchte, weil diese, indem sie von den verschiedenen Reichslanden gestellt würden, einander nicht förderten, und gewöhnlich ohne alle Uebung und Erfahrung ankämen, wurde aus dem Grunde verworfen, weil der Kaiser, wenn er allein eine, unmittelbar unter ihm stehende Armee hätte, diese Armee wider die Reichsstände, und zur Schmälerung des Ansehens und der Vorrechte der Reichsstände mißbrauchen könnte. Es wurde also eine Reichshilfe von 6500 Mann bewilligt, welche Hilfe aber theils erst spät im Herbst 1663, theils gar nicht ankam; denn wiewohl jene Bewilligung durch die Mehrheit der Stimmen festgesetzt worden war, so behaupteten gleichwohl die Fürsten, daß sie an dieselbe nicht gebunden wären, indem sie lästige Beisteuern, mithin Sachen betreffe, welche den nicht einwilligenden Ständen nachtheilig fielen, und welche, vermöge des westphälischen Friedens, erst durch eine gütliche Auskunft berüchtigt werden müßten. Die Noth und die Gefahr mußte, so zu sagen, vor der

Thüre stürmen, wenn die Herren von ihrer Gleichgültigkeit erwachen, wenn sie ihre persönlichen Absichten einige Augenblicke bei Seite legen, und für die öffentliche Angelegenheit sich über etwas vereinigen sollten. Dieser Fall trat auch wirklich ein. Der türkische Großvezier Achmet Bassa hatte (den 16. — 26. Sept. 1663) nicht nur die (an dem Flusse Neutra, zwei Meilen von Comorra, und eilf Meilen von Preßburg entlegene) wichtige Stadt Neuhäusel, welche für die Schutzfeste von Ober-Ungarn gehalten ward, von dem Kommandanten derselben, dem Grafen Adam Forgatsch, nachdem dieser General, der schon einige Tage vorher (den 28. Juli — 7. Aug.) in einem Ausfall von 3000 Mann, worunter 400 von Adel waren, verlor, in ihre Gewalt bekommen, und noch gar viele andere Ortschaften, als Neutra, Novigrad erobert, sondern auch Streiftruppen ausgeschickt, welche über die Wage setzten, die ganze Gegend bis an die österreichische Grenze ausraubten, dann über den sogenannten weißen Berg in Mähren einfielen, bis nach Brünn und Olmütz alles verwüsteten, und allein bei 13,000 Menschen gefangen hinwegschleppten. Es war auch nur ein geringer Trost, wenn gleich ein großes Verdienst, daß indessen die beiden Grafen Niclas und Peter Serini türkische Länder

verheerten, (Niklas verbrannte die berühmte Brücke bei Esseck) und verschiedene Ortschaften eroberten. Alles flüchtete sich nach Wien, und von Wien in entferntere Gegenden. Der Kaiser Leopold eilte nach Regensburg, welchem Beispiel auch die Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, Johann Georg von Sachsen, und verschiedene Fürsten folgten, welche persönlich nach dem Reichstage kamen, um, anstatt der Doktoren und Publicisten, zu sprechen, welche letztere dann auch (nach der Berichtigung der Hauptsache) über andere Gegenstände, z. B. über die Herstellung einer beständigen Wahlkapitulation (wovon man seit langer Zeit gesprochen hatte) so vieles für und wider die gemachten Vorschläge vorzubringen, und zu erinnern, und durch ihre Gelehrsamkeit den Berathschlagungen eine solche Unermeßlichkeit zu geben wußten, bei welcher man am Ende merkte, daß man gar nie wieder würde aufhören können, zu berathschlagen, und daß man demnach (was in der Welt das einzige Beispiel war) vom Jahre 1663 bis auf unsere Tage zu Regensburg in Berathschlagungen blieb, auch gar nichts Arges dabei dachte, indem man stillschweigend überein gekommen war, den regensburgischen Reichstag den ewigen Reichstag zu nennen.

Die persönliche Verhandlung der ersten Fürsten des Reiches brachte die Sachen dahin, daß (im Anfange des Hornungs 1664) ein dreifaches sogenanntes Römermonat, das ist, ein Reichsheer von 41,600 Mann zu Fuß, und 13,000 zu Pferd bewilliget, aber (nachdem sich der Eifer bald wieder verloren, auch die Erfahrung, daß die Sache mit vielem Aufwand verbunden sey, sich eingestellt haben mochte) kaum der dritte Theil gestellt wurde. Zum obersten Feldherrn dieser Reichskreisvölker wurde der Markgraf von Baden-Baden, Leopold Wilhelm, gewählt; doch so, daß die Truppen der rheinischen Bundesfürsten, welche unter jenen begriffen, und 13150 Mann zu Fuß, und 3850 zu Pferd stark waren, als ein eigenes Korps betrachtet, und dem Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe übergeben wurden. König Ludwig XIV. von Frankreich ließ ebenfalls ein Korps von 6000 Mann, großentheils Freiwilliger (es meldeten sich als solche so viele junge Leute von Adel, welche den Krieg lernen wollten, daß dem Zulaufen Schranken gesetzt werden mußte) mitziehen, welches der Führung des Grafen von Coligni, und des Marquis de la Feuillade überlassen wurde. Der Fürst Raimond Montecuculi, welcher mit kaiserlichen Truppen schon voraus gezogen war, hatte über die ganze vereinigte

Armee die höchste Aufsicht. Diese Armee stand in der Gegend des Klosters St. Gotthard im Sommer 1664 an dem Raabfluß in Nieder-Ungarn, als der Großvezier, nachdem er eben die Festung Serinwar erstürmt hatte, mit einem Heer von ungefähr 70,000 Mann herbei eilte, in der Absicht über den Raabfluß zu setzen, und dann in die österreichischen Länder vorzudringen. Beide Theile wünschten eine Schlacht, und machten unverzüglich die geeigneten Anstalten. Der oberste kaiserliche Feldherr Montecuculi stand auf dem rechten Flügel, und ihm war auch das französische Korps zugetheilt. Den linken Flügel behaupteten die Völker des rheinischen Bundes, und in der Mitte befanden sich an einem Orte, wo die Raab eine große Krümmung vorwärts machte, die Regimenter der Reichskreise, welche aus den verschiedenartigsten Leuten mit Zwang zusammen gebracht, ohne gehörige Vorübung, und (was das Schlimmste war) ohne alle Erfahrung herbeigekommen waren. Der Großvezier mochte, wie man muthmaßte, diesen Umstand erfahren haben, oder nicht, genug, er wählte gerade diesen Punkt, welcher der schwächste in der von Montecuculi genommenen Stellung zu seyn schien, und nahm sich vor, hier über den Fluß zu setzen. Dieß geschah in der Nacht vor dem 1. August 1664,

und die Erscheinung wurde von dem wachthabenden Offizier sogleich gemeldet. Eben so bald wurden Gegenanstalten, zwar nicht vollendet, aber beordert. Der kaiserliche Offizier sollte sich einschanzen und wehren; wobei er von zwei Reichskreis-Regimentern, und einem Reiterregiment, hinter welchem sich wieder zwei Reichskreis-Regimenter aufstellen mußten, unterstützt werden sollte. Der Offizier schickte wiederholter Malen um Schanzgezeug; und als dieses weder in richtiger Ordnung, noch in gehöriger Menge geliefert wurde, verschmähte er das Verschanzen, indem er sagte, er würde ohnehin bald zum Gefechte kommen. Die ersten zwei Reichskreis-Regimenter rückten zwar vor; allein das Reiterregiment, das sie hätte unterstützen sollen, war zum Futtersammeln ausgeritten, und als die folgenden letztern zwei Kreisregimenter kaum etwas vorwärts gekommen waren, so wurden sie sogleich gewahr, daß der wachthabende Offizier mit allen seinen Leuten schon gemetzelt sey. Dieser gräßliche Anblick sowohl, als das Brüllen der Kanonen, von denen sie am jenseitigen Ufer eine ganze Reihe wider sich gerichtet sahen, wozu noch das gewöhnliche fürchterliche Geheul einiger tausend Türken kam, welche unter dem Schutze der Kanonen übergesetzt hatten, und jetzt rechts und links heranstürzten, benahm den Neulin-

gen von Soldaten, welche von den Schrecken solcher Dinge niemals einen Begriff erhalten hatten, dergestalt alle Besinnung, daß sie, ganz betäubt, in die hinter ihnen gestellten Truppen hineinstürzten, und diesen nicht weniger ihre gräßliche Unordnung und Bestürzung mittheilten, bei welcher sie ohne Bewegung, wie in den Boden gewurzelt standen, und nicht den geringsten Widerstand leisteten, so daß ihnen die Türken reihenweise die Köpfe abhieben. Da bei solchen Vorfällen jede Minute kostbar war; denn die Türken fuhren unaufhörlich fort, über die Raab zu setzen, so beschloß die Mehrheit der Generäle, unverzüglich einen Hauptangriff vorzunehmen. Die sämmtliche kaiserliche Armee stellte sich um die obengenannte Vertiefung des Raabflusses, in welcher die Türken standen, und sich zu verschanzen anfiengen, in einen halben Zirkel, und die neugeworbenen Reichskreis-Regimenter hatten (damit sie das Geschrei der Türken weniger hören möchten) den Auftrag, im Augenblick des Angriffes aus vollem Hals zu schreien. Colligny hatte den Ehrenposten, nämlich den ersten Angriff übernommen, und führte diesen Angriff (man rühmte von ihm, daß er allein dreißig Türken erlegt haben soll) mit dem den französischen Truppen eigenen Ungestüm aus. Die übrige von Montecuculi und

andern angeführte Armee eilte im stürmenden Marsche heran, ihn zu unterstützen. Die Türken, welche sogleich beim ersten Drange in Unordnung kamen, wurden von allen Seiten in die Mitte genommen, und die Niederlage ihrer über die Raab gekommenen Truppen war vollkommen. Bei 8000 blieben auf dem Platze, und man gab die Zahl derer, welche im Fluß und auf andere Weise zu Grunde gegangen, auf 17,000 an, wobei man 126 Fahnen und 16 Kanonen erbeutet; indessen daß von der siegenden Armee nur bei 3000 Mann umgekommen waren. Dieser Sieg war groß, aber nichts weniger, als entscheidend. Der Großvezier stand noch jenseits des Flusses mit einer beträchtlichen Armee, welche erst noch hätte verfolgt und zerstreut werden müssen. Diese Verfolgung und Beendigung der angefangenen Niederlage scheint auch ganz Ungarn erwartet, und selbst der Großvezier gefürchtet zu haben; aber der Großvezier legte dem kaiserl. Residenten, Simon von Renninger, Friedensartikel vor, welche dieser Herr angenommen und Kaiser Leopold bestätiget hat. Der Inhalt dieses in dem Dorfe Vasvar den 10. Aug. 1664 geschlossenen Friedens war in der Hauptsache, daß Siebenbürgen wieder in den Zustand, in welchem es sich vor dem Krieg befand, das ist,

in eine vollkommene Unabhängigkeit von dem Kaiser sowohl, als der Pforte verbleiben, der Schutz aber eines von den siebenbürgischen Ständen zu wählenden Oberhauptes beiden Mächten zustehen, und daß für diesen Fall der, von der Pforte zum Fürsten gewählte, Michael Abaffi in seiner Würde bestätigt werden, daß die Grenzfestungen Großwardein und Neuhäusel in türkischen Händen verbleiben, daß von beiden Theilen auf die folgenden 20 Jahre mit Feindseligkeiten eingehalten, und eine nachbarliche Freundschaft gepflogen werden sollte. Wiewohl nun Kaiser Leopold Gründe gefunden zu haben glaubte, welche ihn (außer der ihm eigenen Neigung zum Frieden) veranlassen konnten, nach dem erlangten Hauptpunkt, der Unabhängigkeit der siebenbürgischen Provinz von den Türken, einen Frieden zu schließen — (die bewilligte Reichshilfe war nur auf ein Jahr, und nur in Volk bewilligt worden, welches meistens ungeübt, unwillig, nicht einmal vollzählig, und überdieß noch außerordentlich mißmuthig dadurch geworden war, daß man es an den unentbehrlichsten Dingen Mangel leiden, und sogar ohne hinlänglichen Vorrath an Schießpulver ließ; was so weit gieng, daß aus Abgang desselben die Schlacht bei St. Gotthard, wenn sie nur noch einige Zeit angehalten hätte, würde ha-

den abgebrochen werden müssen; worüber, so wie über andere Ungemach, welche nicht eben in der gewöhnlichen Kriegsordnung lagen, von den Offizieren die lautesten Klagen geführt, und die heftigsten Beschwerden an den Reichstag zu Regensburg und an die deutschen Höfe gekommen sind. Man kann sich mehr einbilden, als beschreiben, in welchen seltsamen Zustand allein durch solche Umstände ein Kriegsheer versetzt worden seyn möge, das, auch bei der besten Verpflegung, schon an und für sich übel zusammenhängend, und so wenig in einem wechselseitigen freundschaftlichen Einverständniß war, daß die Truppen der verschiedenen Völkerschaften zur Verhütung wechselseitiger Raufhändel sorgfältig von sich entfernt werden mußten. Selbst unter den vornehmsten Feldherren herrschte kein vertraulicher Zusammenhang, und wenn der oberste Feldherr sprach, mußte er mehr bitten, als er befehlen konnte. Colligny, wiewohl er mit seinem Korps ganz vortrefflich focht, focht, indem er sagte, daß er den Auftrag habe, seine Leute zu schonen, aus bloßer Gefälligkeit für den Feldmarschall, der also erst zu erwarten hatte, was jenem zu thun belieben würde), — so wurde gleichwohl ungeachtet dieser, und vieler anderer Betrachtungen und Umstände, welche wohl Niemanden besser, als dem Kaiser Leopold

bekannt seyn konnten, niemals ein Friedensschluß von allen Seiten bitterer getadelt. Eben die deutschen Fürsten, welche mit ihrem Beitrag von neugeworbenen Truppen gewöhnlich so sehr zauderten, sprachen jetzt von den ferneren Siegen und Eroberungen, welche dem Kaiser, wenn er den Krieg fortgesetzt hätte, nicht würden haben entgehen können. Und überhaupt klagten sie heftig darüber, daß ein Friede geschlossen worden wäre, wozu man ihre Meinung und Einwilligung nicht im Geringsten erfordert hätte; worüber aber Kaiser Leopold nicht unterließ, den auf dem Reichstage zu Regensburg versammelten Ständen alle Auskunft, welche sie verlangen konnten, zu geben. Da die Franzosen in der eben vorgekommenen Schlacht gut gefochten hatten, so hieß es, man habe schlechterdings nur aus Eifersucht gegen den Ruhm der Franzosen diesen alle Gelegenheit entfernen wollen, sich ferner auszuzeichnen, und der deutschen Nation wichtige Dienste zu leisten. Niemand war aber über den Frieden mißvergnügter, als die Ungarn, und ihre Bestürzung über den Verlust von Großwardein und Neuhäusel, als wobei eine große Anzahl ungarischer Familien den Türken unterthänig wurde, war so groß, daß sie erklärten, den Frieden nicht anerkennen, sondern den Krieg, mit Zuziehung frem-

der Hilfe, schlechterdings fortsetzen zu wollen; wie dann auch in Ungarn einige Zeit darauf, sehr wichtige Ereignisse erfolgt sind, welche nichts Geringers zu bezwecken schienen, als daß das Erbrecht des Erzhauses Oesterreich auf Ungarn gänzlich abgewiesen, und daß das Königreich in seine ehemalige Unabhängigkeit mit einem inländischen Könige versetzt werden sollte.

Die uralte, mächtige, und auf ihren Adel und ihre Kraft mit vollem Recht stolze Nation der Ungarn, konnte nie vergessen, daß sie das Recht ihre Könige zu wählen, gehabt, daß sie höchst wichtige Nationalfreiheiten gehabt habe, welche zu erhalten, oder (wo sie verloren gegangen) welche wieder herzustellen, sie, nach dem Beispiele deutscher Stände, stets beflissen war; ungeachtet ihre Verhältnisse ganz anders, als jene der Deutschen beschaffen, und noch überdieß die Handlungen der Türken, wenn sie sich, unter dem Vorwande eines Beistandes, in ihre Angelegenheiten mischten, ihnen, anstatt im geringsten nützlich zu seyn, vielmehr auf vielfache Weise lästig und schädlich waren; indem die Türken die ungarischen Länder zu eben der Zeit verwüsteten, zu der sie behaupteten, daß sie gekommen wären, dieselben zu retten. Der letzte Friedensschluß, bei welchem sie die von

einem österreichischen Erzherzog eigenmächtig vorgenommene Abtretung ungarischer Städte an eine fremde und barbarische Macht überzeugt hatte, daß sie ferner nichts zu erwarten hätten, als wie ein österreichisches Eigenthum behandelt zu werden, drang der gesammten Nation durch das Herz, und brachte, zumal da noch die Beschränkung der protestantischen Ungarn, ferner die Anwesenheit österreichischer, eben nicht immer milden Soldaten in ungarischen Städten dazu gekommen ist, einige Magnaten auf den kühnen Entschluß, einen Versuch für ihre Freiheit zu wagen, und (wenigstens nach dem Hintritte des Kaisers Leopold, der damals keinen Sohn, sondern nur eine Tochter hatte) nach altem Recht eine eigene Königswahl vorzunehmen. Der Urheber davon war Peter Graf von Serini, welcher, wiewohl er (nach dem 1664 erfolgten Hintritt seines Bruders Niklas) vom Kaiser zum Bannus von Croatien erhoben worden war, dennoch sein Mißvergnügen so wenig unterdrücken konnte, daß er einen förmlichen Plan, wie Ungarn, mit Hilfe der Siebenbürger und der Türken, selbstständig gemacht werden könnte, entwarf, und seinen Schwager, den Grafen Frangipani, ferner seinen Schwiegersohn, den Fürsten von Ragoczy, und den Grafen Franz Nadasti, zuletzt auch einen

Grafen von Tättenbach, wiewohl diesem die Schwierigkeiten nicht entgangen waren, auf seine Seite brachte; allein die Sache wurde, da sie eben zur Reife kommen sollte, entdeckt; worauf (den Fürsten von Ragoczy ausgenommen) die Schuldigen 1671 mit dem Tode bestraft, und ihre Güter eingezogen, durch dieses Beispiel von Schärfe aber ähnliche Unternehmungen (wie wir in den Folgen sehen werden) keineswegs gänzlich unterdrückt worden sind.

---

§. VII.

Erster französischer Krieg.

1672 — 1679.

Dieser Krieg, welcher unter verschiedenen Abwechslungen des Glückes sechs Jahre fortgeführt, und durch welchen die schönsten deutschen Länder auf eine grausame Art verwüstet worden, wird gewöhnlich dem oben genannten

Tellier, oder Louvois zugeschrieben, als welcher rastlos mit Erfindungen und Vorschlägen beschäftigt war, um dem wackern Finanzminister Colbert seine Wirthschaftsplane zu zerrütten, und den feurigen und unbeschreiblich eiteln König, Ludwig XIV., zu Unternehmungen, welche diesem Herrn den erwünschtesten Zeitvertreib gewähren, und jenen Minister zu Herbeischaffung außerordentlicher Geldsummen nöthigen konnten, zu verleiten. Der glänzendste und geldverschlingendste Zeitvertreib war unstreitig der Krieg, wozu es, wenn man nämlich einmal den sonderbaren Grundsatz, „daß man thun darf, was man thun kann,“ annimmt, an Vorwänden und Scheingründen nicht fehlen konnte, und für einen Herrn, der so ganz für große und weitaussehende Dinge empfänglich war, wie Ludwig XIV., mußte schon die Uebersicht der ihm von Louvois vorgelegten, tiefangelegten Plane, wie fremde Höfe (ohne ihr Bemerken, ja in der Meinung, daß sie mit einer tiefen Staatsklugheit handelten) in seine Absichten gezogen, irregeführt, hingehalten, zu unschicklichen und voreiligen Maßregeln verleitet, und wie die Krone Frankreichs mit neuen Perlen von schönen Ländern geziert werden könnte, eine hinreissende Unterhaltung seyn. In die Reihe solcher Perlen gehörten damals vorzüglich die spanischen Nie-

derlande, dann Lothringen und Elsaß, und zur Erleichterung solcher Eroberungen gehörten geschickte Vorbereitungen, wodurch diejenigen europäischen Mächte, welche den französischen Unternehmungen abhold seyn könnten, geschwächt, oder anderswo beschäftigt, oder, vermittelst lockender Versprechungen und Geldsummen vollends zur gemeinschaftlichen Theilnahme gewonnen werden konnten. So glaubten sachverständige Bemerker in dem Seekrieg, welchen Karl II. von England wider die Holländer, vom J. 1655 bis in den Juli 1667 (da zu Breda der Friede geschlossen wurde) unter wechselseitigen, erschöpfenden Widerwärtigkeiten führte, den Einfluß französischer Eingebungen, welche dann auch ihren Zweck nicht verfehlten, wahrgenommen zu haben. Als im September 1665 König Philipp IV. von Spanien starb, machte Ludwig XIV. aus einem Grunde, von welchem Rechtsverständige behaupteten, daß er in einigen niederländischen Provinzen, wohl bei Privatpersonen, aber nicht bei Fürstenhäusern gelte, aus dem Grunde nämlich, weil seine Gemahlinn, und Tochter jenes Königs, Maria Theresia, ein Kind erster Ehe dieses Königs, dessen hinterlassener vierjähriger Sohn aber, Karl II., ein Kind zweiter Ehe war, Ansprüche auf die spanischen Niederlande, in welche er, nachdem er auf

die Fortsetzung des eben genannten Seekrieges der Engländer und Holländer gerechnet haben mochte, im Mai 1667 in eigener Person einbrach, schnell neun Festungen, in welchen man sich keines Einfalles versehen haben mochte, eroberte, die Truppen der Spanier zerstreute, und noch im Winter die Grafschaft Burgund besetzte, aber sie dießmal freilich nicht lange behauptete. Die Furcht, daß Frankreich zu einer allen benachbarten und entfernten Staaten gefährlichen Uebermacht gelangen möchte, wurde für England und Holland nicht nur ein dringender Beweggrund den eben berührten Frieden zu schließen, sondern sich noch weiter mit Schweden zur Rettung der spanischen Niederlande in ein dreifaches Bündniß zu vereinigen. Diese Vorfälle zerrütteten dem König Ludwig einige Fäden seiner Plane, und da er überdieß noch einige Vorbereitungen zu machen hatte, um es seiner Zeit mit mehreren Mächten zugleich aufnehmen zu können; so setzte er sich dießmal mit Spanien vermittelst eines im Mai 1668 zu Aachen errichteten Friedens, worin er die Grafschaft Burgund zurückgab, aber dafür gleichwohl in Flandern einige Plätze behielt.

Nachdem an dem eben genannten Bündniß die Holländer nicht nur einen vorzüglich thätigen Antheil genommen, sondern wegen

der schnellen Wirkung dieses Antheils sich gerühmt, und (was freilich kluge Holländer nicht gethan haben mögen) den König Ludwig XIV., als der seine Truppen, weil er sie stets im marschfertigen Stand erhalten wollte, oft musterte, den König der Musterungen (le Roi des revues) nannten, so ward jetzt von dem König und dem Louvois beschlossen, die Holländer nachdrücklich zu züchtigen, und was sich erobern lassen würde, zur Genugthuung für die Mühe und Kosten in Ansatz zu bringen *). In dieser Absicht wurden auch unverzüglich ungeheure Zurüstungen vorbereitet, und vor allen Dingen wurden die Hindernisse, durch welche die Ausführung hätte beunruhigt werden können, durch verschiedene Ableitungen

---

*) Als die Holländer sahen, welche Zurüstungen Ludwig XIV. zu einem Krieg wider sie mache, wozu er bloß einen Vorwand, aber keine Ursache aufbringen konnte, schickten sie an den König einen Gesandten, von dessen Erscheinung die Marquise von Sevigne schrieb (Tom. II. lett. XVII.). „Dienstag den 5 Jänner 1672. Gestern ließ der König den holländischen Gesandten vor sich; und wollte, daß der Prinz, und die Herren von Türenne, von Bouillon, von Cregni von dem, was vorfallen würde, Zeugen seyn sollten. Der Gesandte überreichte dem König ein Schreiben, der König las es nicht; und da der Holländer sein Verlangen zu erkennen gab, daß Er es lesen

aus dem Wege geräumt. Die Kurfürsten von Köln und Bayern, die Bischöfe von Münster,

---

möchte, sagte Er, daß Er von dem Inhalt bereits unterrichtet sey, und daß Er sogar eine Abschrift in der Tasche habe. Der Gesandte ließ sich hierauf sehr umständlich über die Rechtfertigungen, welche im besagten Schreiben enthalten wären, aus; er versicherte, daß die Generalstaaten mit der möglichsten Genauigkeit ihr Verhalten geprüft hätten, um etwas zu entdecken, wodurch sie das Mißfallen Sr. Majestät hätten auf sich ziehen können; sie hätten die tiefste Ehrfurcht gegen Se. Majestät nie aus den Augen gesetzt, und gleichwohl müßten sie hören, daß die großen Zurüstungen Sr. Majestät ganz allein wider sie gerichtet seyen; sie seyen erbietig, Sr. Majestät jede Genugthuung zu geben, welche derselben gefällig seyn dürfte, zu fordern, und sie bäten inständigst, Se. Majestät möchten sich doch erinnern, wie gnädig stets Sr. Majestät Vorfahrer gegen sie gewesen wäre, welchen sie dann auch alles ihr Emporkommen zu danken hätten. Indem jetzt der König das Wort nahm, sagte er mit einem majestätischen Ernst, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Anmuth: Er wisse gut, daß man seine Feinde wider ihn aufhetze; und er habe geglaubt, daß es seiner Seits die Klugheit erfordere, sich nicht überfallen zu lassen. Wenn er sich demnach zu Wasser und zu Land gerüstet habe, so sey es blos geschehen, um sich in den nöthigen Vertheidigungsstand zu setzen; er hätte auch nur noch einige Anstalten zu treffen, und im künftigen Frühjahr werde er zur Unternehmung schreiten, welche er für geeignet finden würde,

Straßburg und Osnabrück, der Herzog von Hannover u. a. versprachen, theils sich für die Sache des Königs zu verwenden, theils wenigstens wider dieselbe nichts vorzunehmen. Schweden fand sich willig, von dem dreifachen Bündnisse abzustehen, und König Karl II. von England, welchem das Geld so lieb war, daß er sogar den Hafen Dünkirchen für fünf Millionen an Ludwig XIV. verkaufte, ließ sich durch große Summen und andere Lockungen bewegen, nicht nur jenes Bündniß ebenfalls zu verlassen, sondern wider Holland sogar ein Anfalls- und Vertheidigungsbündniß zu schließen. Selbst der deutsche Kaiser, und der König von Spanien ließen sich bereden, beruhigende Erklärungen, von welchen man hoffen konnte, daß die Unternehmung, wenn gleich nicht offenbar begünstigt, doch auch nicht gestört werden würde, von sich zu stellen. Nur der Herzog Karl IV. von Lothringen hatte den Einfall, (unter dem Vorwand, den Kaiser Leopold zu unterstützen) für die Holländer, indem ihnen, nach seinem Ermessen, große

---

seinen Ruhm und das Wohl seines Staates zu befördern. Nach diesen Worten machte der König eine Verbeugung, welche dem Gesandten zu verstehen gab, daß er keine weitere Einrede hören wollte."

Gefahren bevorständen, Truppen zu werben; was für ihn die Folge hatte, daß König Ludwig **XIV.** die längst genährte Absicht auf Lothringen endlich ausführte, und im Jahre 1710 den Marschall von **Crequi** mit einem Heere abschickte, welches den Herzog in seiner Residenzstadt Nancy so unvermuthet überfiel, daß er von Glück zu sagen hatte, seine persönliche Freiheit retten, und ohne das Geringste bei sich zu haben, in der Kleidung, wie er war, nach Deutschland flüchten zu können.

Im Jahre 1672 begann, nachdem so thätig, wiewohl so geheim, als möglich, die nöthigen Anstalten getroffen waren, in der Hälfte von Europa, zu Land und zu Wasser, der weitaussehendste Krieg, und eine ungewöhnlich scheinende, aber in solchen Fällen ganz gewöhnliche Geschichte von Abwechslungen gegenseitiger Siege und Niederlagen, sachändernder, für den Augenblick geschlossener, und wieder verlassener Bündnisse, überlegter, und auf der Stelle ergriffener Plane, unvorhergesehener und wohl vorbereiteter Schicksale, und endlicher Entwicklungen und Folgen. Schon gleich der Seekrieg nahm eine solche Wendung und ein solches Ende, welches nach der Lage beider Theile, zu der Zeit, da er ausbrach, nicht zu vermuthen, (wiewohl ganz in seinen Umständen gegründet) war. Der Kö-

nig von England Carl **II.**, welcher wider die Holländer den Krieg zur See übernommen hatte, hatte für gut befunden, die Holländer, welche noch fest glaubten, daß Carl **II.** ihr aufrichtigster Freund und Verbündeter sey, zwar noch im Anfange des Jahres 1672 seiner standhaften Freundschaft zu versichern, aber unmittelbar darauf mit einem Nachdruck über sie herzufallen, bei welchem er gar nicht gezweifelt haben mochte, daß er seine Absicht, Holland mit seinen Truppen zu besetzen, unverzüglich würde erreichen können. Er erreichte sie nicht. So unerwartet den Holländern der Ueberfall war, so wenig waren sie darauf unvorbereitet; und dann waren sie großmüthig und klug genug, ein Gesetz, welches sie vor kurzem festgesetzt hatten, keinen Statthalter weiter anstellen zu wollen, aus Eifer für das gemeinschaftliche Wohl, wieder aufzuheben, und Wilhelm **III.** von Nassau-Oranien wieder zu ihrem Statthalter zu erklären. Dieser Wilhelm war auch ganz, sowohl von Seite seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit, als seiner Kriegskenntniß und Tapferkeit, der Mann zur Zeit der Noth. Seine Feinde boten ihm, wenn er zu ihnen treten wollte, die völlige Herrschaft über die holländischen Provinzen, und zwar so, daß er auf jeden Fall unter ihrem Schutz stehen soll-

te, an; er schlug sie mit Unmuth aus, und gab auf ihre Frage, was er dann thun wollte, wenn er von ihnen aus Holland zu flüchten gezwungen werden würde, zur Antwort: „Ich will lieber auf meinen Gütern in Deutschland als Privatmann von der Jagd mich nähren, als das Land, welchem ich angehöre, an eine fremde Gnade verkaufen.“ Der Seekrieg wurde unter verschiedenen Launen des Glückes mit einem Nachdruck geführt, dessen Fortsetzung unermeßliche Summen erforderte, das engländische Parlement weigerte sich, sie zu bezahlen, und dem König Karl II. blieb nichts übrig, als, was er mit dem Anfange des Jahres 1674 that, mit den Holländern sich zu setzen; was dem holländischen Statthalter Wilhelm III. um so erwünschter war, als indessen bei dem Landkrieg solche Ereignisse, welche seine ganze Anstrengung erforderten, vorgefallen waren.

König Ludwig XIV. hatte den Krieg 1672 in Person eröffnet, und da die Holländer auf denselben nicht vorbereitet waren, in wenigen Wochen die Provinzen Utrecht, Geldern, Oberyssel, überhaupt mehr als vierzig Städte in seine Gewalt bekommen, und da es nunmehr auch der Stadt Amsterdam gelten sollte, so schien ganz Holland ohne Rettung verloren zu seyn; als der eben genannte Statthalter Wil-

helm III. Vorkehrungen traf, welche Ludwig XIV. nöthigten, alle Eroberungen, bis auf Grave und Mastrich zu verlassen, und um nicht vollends abgeschnitten zu werden, schnell sich zurückzuziehen, aber diese Aenderung, mit welcher der Lauf des französischen Glückes eine andere Wendung genommen hatte, war noch lange nicht die einzige oder größte Begebenheit. Das Schicksal, welches den Holländern gedroht hatte, von der zufahrenden Uebermacht verschlungen zu werden, ließ auch andere Mächte in der Zukunft ihr Schicksal sehen, und die Furcht vereinigte sie noch im Jahre 1672 zu raschen Verbindungen. Der Kaiser, Spanien, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der um seine clevischen Länder besorgt war, und andere, machten sowohl unter sich, als unmittelbar mit den Holländern Verträge, vermöge welcher sie theils verhältnißmäßige Unterstützungen mit Geld, theils aber auch Truppen versprachen. Der ganze Krieg erhielt jetzt eine neue Gestalt, und begann in Deutschland, in den Niederlanden, in Catalonien und Sicilien, und andern Orten auf eine grausame Art zu wüthen; wovon wir nur das Wesentlichste dessen, was in Deutschland sich zutrug, berühren wollen.

Der Kaiser hatte eine Armee von mehr als 30,000 Mann, welche mit einem brandenburgischen Heere von 20,000 Mann und den holländischen Truppen gemeinschaftlich zu Werke gehen sollte, geliefert, und den bewährten Montecuculi zum obersten Feldherrn gestellt. Dem Montecuculi kam von Seite Frankreichs Türenne entgegen, und Europa sah die berühmtesten Feldherren der Zeit in einem schrecklichen, wiewohl auf beiden Seiten nicht ganz gleichen Kampfe. Montecuculi hatte nebst den Kaiserlichen wieder verschiedene andere Völker, von deren vermischter Stimmung wir schon oben die Folgen sahen, unter sich; indessen daß Türenne nur Franzosen, welche Eines Vaterlandes, und Eines Sinnes waren, anführte, und überdieß sein König noch andere, ungleich wichtigere Vortheile voraus hatte, nämlich an den Höfen, mit welchen er Krieg führte, heimliche Freunde, welche sich durch Geld verleiten ließen, die Anschläge und Beschlüsse ihrer Herren zu verrathen, und dem König, von dem sie sich hatten kaufen lassen, über die Mittel, wie die auch vortrefflichst angelegten Unternehmungen vernichtet werden könnten, in Kenntniß zu setzen. Dazu kamen noch die unmenschlichen Mißhandlungen, welche diejenigen Länder, deren Herren es mit dem Kaiser oder seinen Verbündeten hielten,

von den Franzosen auszustehen hatten, und welche manchen jener Verbündeten abhielten, mit Freimüthigkeit und Nachdruck zu handeln. Schon gleich im Jahre 1673 zog sich der Kurfürst von Brandenburg, nachdem seine clevischen Lande von den Franzosen besetzt, und wie ihr Eigenthum behandelt, nachdem ferner die Schweden gewonnen worden, und bereit waren, in die Länder der französischen Feinde einzufallen, aus dem Gedränge zurück, indem er den 6. Juni 1673 zu Vossem einen Vertrag schloß, worin Ludwig XIV. die Zurückstellung des Herzogthums Cleve (doch Rees und Wesel erst nach dem allgemeinen Frieden), Friedrich Wilhelm aber die Auflösung seines Bündnisses mit Holland, und eine gänzliche Enthaltung von allen feindlichen Unternehmungen während des fortwährenden Krieges versprach.

Da man bald sah, wie weitaussehend und nachtheilig für die Länder sämmtlicher Theile dieser Krieg werden müßte, so wurde schon im Juni 1673 ein gemeinschaftlicher Zusammentritt von Gesandten der Höfe Oesterreich, Frankreich, Spanien, England, Holland und Schweden zu Köln eröffnet, aber da jeder Theil seiner Seits gute Nachrichten aus dem Felde erwartete, eben nicht übereilet. Jene Nachrichten waren (1673) bald für diesen,

bald für jenen erfreulich. Montecuculi hatte zwar, nachdem ihm der Bischof von Würzburg die Mainbrücke freigestellt, den Türenne genöthigt, über den Rhein sich zurückzuziehen, hatte ferner sich mit den Holländern vereinigt, und die Stadt Bonn erobert; aber dafür hatten die Franzosen Trier (weil der Kurfürst den Kaiserlichen die Thore von Hermannstein geöffnet hatte) besetzt, und das Land erbärmlich verwüstet; sie hatten ferner einen Einfall ins Elsassische vorgenommen, die darin gelegenen zehn deutschen Reichsstädte besetzt, und die Rheinbrücke bei Straßburg verbrannt.

Diese letztern Unternehmungen, durch welche der deutsche Reichsboden verletzt worden war, versetzten den Krieg von allen Seiten in eine neue, ganz außerordentliche, Thätigkeit. Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, verband sich schon im Jahre 1674 mit dem Kaiser; und da der unmittelbare Erfolg eine, von den französischen Truppen an den unschuldigen Landbewohnern verübte, (unter gesitteten Völkern stets verabscheute) Verwüstung der Rheinpfalz war, so traten jetzt die vorliegenden Kreise, Franken, Schwaben und der Oberrhein zur Vertheidigung jenes Kurfürsten zusammen. Auch der Kaiser, Spanien, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher sich an seinen Vertrag mit

Frankreich, als worin die strengste Schonung des deutschen Bodens festgesetzt war, nicht weiter gebunden glaubte, errichteten im Juli 1674 zu Berlin ein wechselseitiges Bündniß, mit welchem auch Dänemark und die Herzoge von Braunschweig sich vereinigten. Alle Bundesgenossen Frankreichs zogen sich jetzt zurück, und das deutsche Reich hatte schon den 28. Mai (1674) einen Reichskrieg wider Frankreich erklärt. Auch gieng dieser vereinigten Macht, um ihren Zweck ins Werk zu setzen, nichts ab, als bei einem brüderlichen Verständniß, eine enge, nach Einem Ziele strebende, Vereinigung. Die Ereignisse des Jahres 1674 waren verschieden. Ein kaiserlicher Feldmarschall, Karl V. von Lothringen, (Vetter Herzogs Karl IV., nach dessen 1675 erfolgten Hintritt er Herzog geworden) lieferte (den 16. Juni) bei Wieseloch oder Sinzheim, dem Türenne eine Schlacht, von welcher man diesem darum, weil jener sich zurückzog, den Sieg zuschrieb; aber Karl kam mit Reichstruppen verstärkt, wieder zurück, und nunmehr mußte Türenne sich den Rückzug gefallen lassen, und da eine weitere Schlacht (den 4. Okt. 1674) zwar gut für ihn ausgefallen, aber weil die Kaiserlichen an Macht ihm bei weitem überlegen waren, ohne Erfolg für ihn war, so mußte er neuerdings sich zurückziehen, und

geschehen lassen, daß von den Kaiserlichen und ihren Verbündeten ganz Elsaß besetzt ward. Dagegen eroberte König Ludwig XIV. in eigener Person die Grafschaft Burgund (Franche Comte). Auch wurde der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher persönlich ein Heer von 16,000 Mann angeführt hatte, durch einen plötzlichen Einfall der Schweden in die Mark, genöthigt, nach seinen Ländern zu sehen, und mit seiner Armee Elsaß zu verlassen.

Aber im Jahre 1675 überfiel Türenne in der Mitte eines scharfen Winters, da sich Niemand einer feindlichen Unternehmung versah, die in ihren Quartieren ohne alles Mißtrauen ruhig liegenden, und der bessern Pflege wegen zerstreuten Quartiere der Deutschen, richtete ihre schöne Armee, welche nicht weniger als 60,000 Mann zählte, bis auf einen kleinen Rest, den die Flucht begünstigte, zu Grunde, und führte nunmehr, nachdem er zuvor noch einige Zeit in Paris sich aufgehalten hatte, sein mit Muth und Beute bereichertes Heer den 8. Juni (1675) bei dem Rheingau unter Straßburg über den Rhein, wo ihm der Mann des Kaisers, für dessen große Eigenschaften er längst mit der ungeheucheltsten Achtung erfüllt war, Montecuculi nämlich, mit einem neuen Heer muthiger

Deutschen entgegen kam. Diese zwei des Krieges mächtigen Männer zogen mit unnachahmlicher Gewandtheit, welche Einer an dem Andern bemerkte und bewunderte, in künstlichen Stellungen, ohne sich einander wieder los zu lassen in der Gegend herum. So bewegten sie sich unmerklich, oder standen sie vielmehr einander zwei Monate lang im Gesicht, und drohten einander. Ganz Europa sah dem Tag, an welchem diese Helden sich messen würden, mit banger Erwartung entgegen. Schon war der Angriff beschlossen, als ein Augenblick (so wie die ewige Vorsicht sie winkt) das Loos des Einen entschied. Türenne fiel (unweit Sarbach, wo er die Stellung seines Gegners betrachtete) von einer Kanonenkugel getroffen, den 25. Juli 1675, im 64. Jahre seines Alters. Ludwig XIV. war untröstlich; er wies dem Achill seines Landes seine Ruhestatt, und sein Denkmal zu St. Denis an, an der Seite der Könige; er hatte keinen berühmtern Mann, und hatte vielleicht keinen zuverlässigern, als der zuletzt noch mit bebendem Mund rief: „Soldaten, bleibt eurem König getreu!“ Sein Zeitalter verehrte ihn. Die Nachwelt, welche nichts von seinen Verheerungen fühlte, bewundert ihn; aber der denkende Wanderer, der nicht bloß die Tapferkeit, sondern auch innig die Menschheit ehrt,

betrachtet die Hand voll Staub, welcher von dem hochgepriesenen Türenne noch übrig ist, mit thränenfeuchten Augen, und indem er der harten Kälte, mit welcher der, vom flüchtigen Ruf einst vergötterte, Feldherr die schönsten Provinzen verwüsten ließ, sich wie unwillkürlich erinnert, geht er, die großen Lobsprüche zurückhaltend, mit heimlicher Unruhe und Beklemmung vorüber. Auch rief selbst Türenne, der sterbende, noch zum Erlöser um Gnade. „Vergieb mir doch, rief er, (und diese waren seine letzten Worte), vergieb, o Gott der Liebe, seine Sünden dem Reuigen!“

Auch der kaiserliche General Montecuculi trat jetzt ab, nachdem er wieder nach Elsaß gerückt, und Hagenau, wiewohl vergeblich, belagert, und einige Unannehmlichkeiten mit befehlhabenden Feldherren, welche vielleicht weniger seinem, als ihrem Sinne folgen wollten, erfahren hatte. Karl V., Herzog von Lothringen, trat an seine Stelle; so wie französischer Seits der Prinz von Conde (Ludwig von Bourbon dieses Namens II.) den Türenne (wiewohl nur eine kurze Zeit) ersetzte. Die deutsche Reichsarmee hatte sich (1675) unter der Anführung der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Georg Wilhelm und Ernest August, nicht weniger ausgezeichnet, indem sie den 11. August ein französisches Heer, das unter

der Anführung des Marschalls Franz von Crequi der Stadt Trier zum Entsatz herbei geeilt war, unweit der Konzer Brücke, schlug und zerstreute, und dann die Stadt Trier, nebst dem Crequi, in ihre Gewalt bekam; aber die Truppen der Deutschen bekamen noch in eben diesem Jahre einen neuen Feind, den König Karl XI. von Schweden, welchem, nachdem ihn der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den 18. Juni (1675) bei Fehrbellin geschlagen, und bis nach Pommern zurückgedrängt hatte, den 25. Aug. der Kaiser und das Reich einen Reichskrieg ankündigte; was die Folge hatte, daß viele andere Fürsten, als der König von Dänemark, der Bischof von Münster u. a. mit der Absicht an ihn anschloßen, den Schweden alles, was sie auf deutschem Boden an sich gebracht hatten, wieder zu entreissen. Auch wurde in der Folge des Krieges das Glück den Schweden nie wieder günstig.

Der Strom des Kaiser- und Reichskrieges wälzte sich noch einige Jahre, doch ohne solche Vorfälle, welche einen Theil entscheidend begünstigt hätten, fort. Der Herzog von Lothringen, Karl V., war tapfer, unternehmend, verständig, aber nicht glücklich. Im Jahre 1676 eroberte er Philippsburg; aber im folgenden Jahre 1677, da er vorhatte,

durch das Herzogthum Lothringen in Champagne einzudringen, wurde er von dem oben genannten (bald wieder frei gelassenen) französischen Marschall von Crequi, der ihm die Lebensmittel abschnitt, übel empfangen, und in einem traurigen Zustand zum Rückzug genöthigt; ja er wurde von jenem Marschall noch in eben diesem Jahre, da er (Karl) einer zweiten kaiserl. Armee, welche unter der Anführung des Herzogs von Sachsen-Eisenach nach Elsaß auf dem Wege war, zu Hilfe kommen wollte, bei Kochersheim den 7. Oct. 1677 geschlagen, und den 14. Nov. darauf Freiburg genommen. Als im Jahre 1678 der Krieg mit allem ersinnlichen Ernst fortgesetzt, die Kaiserlichen am Rhein, das Heer des niedersächsischen Vereins an der Mosel, die vereinigte Macht der Spanier und Holländer in den Niederlanden auftreten sollte, begünstigte das Kriegsglück jene eifrigen Vorhaben wieder so gar nicht, daß Karl V. von Lothringen den 6. Juni vor der Brücke bei Rheinfelden vom Marschall von Crequi geschlagen, von diesem auch bald nachher Kehl nebst anderm eingenommen, ein Theil der Straßburgerbrücke abgebrannt, dann die hanauische, für unüberwindlich gehaltene, Festung Lichtenberg erobert, und mithin den Kaiserlichen jeder Weg, über den Rhein zu kom-

men, gesperrt wurde. Doch wiewohl auch andere französische Heere nicht weniger glücklich waren (König Ludwig XIV. z. B. eroberte Gent und Ypern), so blieben gleichwohl bei dem beharrlichen Muthe der Verbündeten die Aussichten in die Zukunft für die Franzosen und ihre Freunde so unsicher, und nach dem Stande der Sachen so gar nicht beruhigend, daß Ludwig XIV. den Einfall bekam, indessen seine errungenen Vortheile in Sicherheit zu bringen, und sich eine kleine Ruhezeit, während welcher er bei neuen Verhältnissen auf neue und größere Eroberungen denken konnte, zu verschaffen, und übrigens die Ueberlegenheit seines Geistes auch in Unterhandlungen zu zeigen. Als er sich diese gefallen ließ, stellte er die Verbündeten, wiewohl sich diese in voller Gutmüthigkeit zugesagt hatten, bis an das Ende der Dinge ungetrennt bleiben, und Einer für den Andern stehen zu wollen, mit Kunst und List, auseinander, und schloß zu Nimwegen, wohin schon im Jahre 1675 ein Zusammentritt in Vorschlag gebracht, und wo der, ihm ganz eigene, König Karl II. von England als Vermittler angenommen wurde, den 10. August (1678) die Unterhandlung, und den Frieden mit den Holländern, denen er alles, was sie seit 1672 verloren, wiewohl größtentheils wieder erobert

hatten, selbst die Stadt Mastricht wieder zurück gab. Den 27. Sept. unterzeichnete er den Frieden mit den Spaniern, von welchen er die ewige Abtretung der Grafschaft Burgund oder Franche-Comte, und den größten Theil der von ihm in Flandern und Hennegau eroberten Städte erhielt. Die Berathschlagungen mit den ersten zwei Mächten wurden so rasch in ihren Gang gebracht, und darin erhalten, daß es für dieselben, nachdem sie sich einmal in einseitige Benehmungen eingelassen hatten, unmöglich war, darüber das Gutachten ihrer Verbündeten, zumal des deutschen Kaisers Leopold I., zu erholen, welcher sich nunmehr ganz allein Ludwig XIV. gegenüber gestellt sah. Leopold wünschte, mit aller Sehnsucht eines guten, rechtlichen Mannes, den Frieden.

Wir haben gehört, daß schon im J. 1673 zu Köln eine Friedensunterhandlung eingeleitet worden sey. Wiewohl sich diese zerschlug (Kaiser Leopold hatte einen französischen Abgeordneten, Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, aus dem Grunde, daß er als österreichischer Vasall und Erbunterthan einer fremden Macht nicht wider das Haus Oesterreich dienen könne, verhaften lassen, was Frankreich höchst übel nahm), und die Flamme des Krieges heftiger, als jemals, wüthete, so wurde gleich-

wohl im Jahre 1675 eine neue Unterhandlung zu Nimwegen angestellt, und (nach der Besiegung einer Menge von Schwierigkeiten) auch von Seite des Kaisers, welchem die deutschen Reichsstände für diesen Fall die Verhandlung überließen, den 5. Hornung 1679 beendigt. Frankreich trat das, im westphälischen Frieden erlangte, Besatzungsrecht in Philippsburg an das deutsche Reich ab, so daß diese Stadt, deren Grund und Boden dem Bischof von Speier zugehörte, eine Reichsfestung wurde. Dagegen mußte der Kaiser eine ihm eigene Festung Freiburg, wohin Frankreich von Breisach aus allezeit freien Zutritt haben sollte, abtreten. Der Kaiser versprach ferner, der Krone Schweden zu allem dem, was ihr im letzten Kriege entrissen worden wäre, wieder zu verhelfen. Diese, was Deutschland betrifft, an sich höchst unbedeutenden Dinge waren der ganze Erfolg so vieler Anstrengungen, so vieler Drangsale, und unersetzlichen Verluste, welche derselbe nach sich gezogen hat, ein solcher Friede befremdete daher auch die deutschen Reichsstände unbeschreiblich; wiewohl ihnen nichts übrig blieb, (denn der Kaiser hatte für sie gutgesagt) als ihn zu bestätigen, und gelassen zuzusehen, wie diejenigen, welche, wie der Kurfürst von Brandenburg u. a. ihren Beitritt anfangs schlechter-

dings versagten, durch die Uebermacht genöthigt wurden, ihre Bestätigung ebenfalls nachzutragen.

§. VIII.

Zweiter Türkenkrieg.

1683 — 1699.

Der Friede zu Nimwegen war noch kaum recht geschlossen, als sich schon wieder andere, und noch ungleich gefahrvollere Ungewitter zusammenzogen, Ein Aufstand einiger tausend Bauern in Böhmen stellten sich als Vorspiel ein. Von diesen Bauern kamen im J. 1680 einige Abgeordnete nach Prag, wohin sich damals der Kaiser Leopold von Wien, wo eine grausame Seuche wüthete, begeben hatte. Sie klagten, mit Thränen in den Augen, über den unerträglichen Druck ihrer Herren, als für welche allein sie leben und arbeiten, und dabei Hungers sterben müßten, und gaben zu verstehen, daß sie, in dem Falle, da sie keine

Hilfe finden sollten, entschlossen wären, sich diese Hilfe selbst zu verschaffen; wie sie dann wirklich auf künftige Gewaltthätigkeiten sich wohl vorbereitet, und mit Waffen versehen hatten. Man zeigte diesen Bauern, indem man sie von allen Seiten einschloß, daß sie mit einem Aufruhr nichts gewinnen würden, und indem man sie, die Urheber des Aufstandes, welche gestraft wurden, ausgenommen, entließ, glaubte man, die Unruhe beigelegt zu haben; aber nun standen auch die Bauern anderer Kreise in Schaaren von vielen Tausenden auf, und es hatte das Ansehen, als wollte im ganzen Königreiche alles, was mit seinem Schicksale nicht zufrieden war, aufstehen. Da sich unter den Bauern viele verabschiedete Soldaten befanden, so wurde die Sache um so ernsthafter, und daher wurde für nöthig befunden, mit einer hinlänglichen Mannschaft den gräßlichen Folgen eines Volkskrieges vorzubeugen. Der Feldmarschall Raimund von Montecuculi hatte den Auftrag erhalten, die Ruhe herzustellen. Da dieser Feldherr dem Blutvergießen eben so gram war, wie sein Herr, der Kaiser, so zog er friedliche Unterhandlungen, wo sie möglich waren, den militärischen Züchtigungen unendlich vor, und er lud daher die Bauern, welche sich mit hinlänglichen Lebensmitteln in unzugängliche Ge-

bürge geflüchtet hatten, zu einer freundschaftlichen Unterredung ein. Als sie durch Abgeordnete erschienen, schilderte ihnen Montecuculi die Vortheile, welche ihnen, da es noch Zeit wäre, durch einen guten Vergleich, und entgegen die Nachtheile, welche ihnen durch einen offenen Krieg unvermeidlich zugehen müßten, und die Wahrheit und Ueberzeugung seiner Gründe siegte bei Leuten, welche, wie leicht zu erachten, im Grunde nichts weniger, als einen Aufruhr, sondern nur die Befreiung von ihren Lasten, welche Befreiung ihnen im Namen des Kaisers auch zugesagt, und nachher gewährt wurde, bezweckten. Viele warfen auf der Stelle ihre Waffen von sich, oder zerschlugen sie, und ein allgemeiner Jubelruf verkündigte auf Bergen und Thälern die Versöhnung. Dieser verewigte Feldherr, dessen Geisteskraft im Krieg und Frieden gleich groß, und der vom Kaiser Leopold unlängst in den Fürstenstand erhoben worden war, gieng zu Linz den 16. Okt. 1681, von ganz Oesterreich zurück gewünscht, mit Tod ab.

Aber ein ähnlicher und schon gleichsam hergebrachter Aufruhr in Ungarn zog weit ernsthaftere Folgen, und endlich den schrecklichsten aller Türkenkriege nach sich. Wir haben gehört, wie streng der Kaiser die Vergehungen einiger ungarischer Herren bestraft hat. Diese

Erfahrung konnte den Ungarn einen vorübergehenden Schrecken, aber keineswegs folgsamere Gesinnungen einflößen. Die Mißvergnügten glaubten vielmehr, eine Menge der gegründetsten Veranlassungen zur Fortsetzung ihres Mißvergnügens zu haben. Kaiser Leopold nämlich hatte, in der Meinung, die Ungarn folgsamer zu machen, nicht nur die Würde eines Palatini auf ewig unterdrückt, und dafür die Einsetzung eines Vicekönigs angeordnet, sondern er hatte auch den Protestanten, in der Absicht, sie als ewige und gefährliche Ruhestörer zu beschränken, die Erbauung einiger Kirchen in Städten auf das strengste untersagt; wozu noch kam, daß er einige Grenzstädte mit deutschen Truppen, und einige Aemter mit deutschen Beamten besetzt hatte. So viel brauchte es kaum, um den Unternehmungsgeist der Mißvergnügten in eine neue Thätigkeit zu versetzen. Sie wählten sich vorerst, nach dem 1678 erfolgten Hintritt ihres Anführers des Grafen Vesselini, ein neues Oberhaupt, den Grafen Emerich Tökely, Sohn des Stephan, welcher 300,000 Gulden jährliche Renten besessen, und dessen sämmtliche Güter man nach seinem Tode, weil er unzuverlässiger Gesinnungen beschuldigt worden war, eingezogen hatte. Wiewohl nun jener Emerich gleich anfangs ein aus Walachen, Polen, Tartarn und Kosaken

gesammeltes Heer von 20,000 Mann aufstellte, und überall, wo er hinkam, glückliche Fortschritte machte, so zeigte er sich gleichwohl anfangs nichts weniger, als abgeneigt, sich mit dem Kaiser zu setzen, und unter gewissen Bedingungen, das alte Verständniß mit dem kaiserlichen Hofe zu wünschen; allein da man sich an diesem Hofe nach dem zu Nimwegen geendigten französischen Krieg, für stark genug hielt, jede Nachgiebigkeit von sich weisen zu können, so wies man kaiserlicher Seits auch wirklich alles, um was Tökely ansuchte, von sich; und als man nachher auf einem, nach Oedenburg angesetzten, Reichstag, gerne alles, was die Ungarn und Tökely beruhigen könnte, bewilligen wollte, war es zu spät. Tökely hatte sich mit den Türken eingelassen, welche ihm nicht nur ihre nachdrücklichste Unterstützung versprachen, dann ihn bald darauf zu einem Fürsten von Ungarn erklärten, sondern sogar (auf besondere Verwendung des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, als der keine Gelegenheit versäumte, dem Wienerhof irgend eine Verlegenheit zuzuziehen) und (nach dem eifrigsten Wunsche des Grosveziers, Kara Mustapha) den Entschluß faßten, etwas Außerordentliches auszuführen, und ihre Waffen nicht nur nach Ungarn, sondern selbst nach Oesterreich, ja gerade nach Wien zu führen. Sie

hofften auch, dießmal ihr Vorhaben um so gewisser ausführen zu können, als sie auf die, den Kaiserlichen überlegene, unermeßliche Macht ihrer Heere, ferner auf den Beitritt der mißvergnügten Ungarn, und endlich auch auf die unlängst eingetretene Entvölkerung kaiserlicher Länder (eine Seuche nämlich hatte in den Jahren 1680 und 1681 allein in Wien siebenzigtausend, auf dem Lande aber ungleich mehrere, in Prag über zweiunddreißigtausend, in Böhmen überhaupt aber mehr als hunderttausend Menschen weggerafft) rechnen zu können glaubten. Sie waren von ihren Erwartungen dergestalt eingenommen, daß sie alle Einleitungen, welche der Kaiser Leopold zur Fortsetzung des im Jahre 1664 auf zwanzig Jahre festgesetzten Waffenstillstandes getroffen hatte, von sich wiesen, und indem sie ungeheure Bedingungen zum Vorschein brachten, mit den Bemühungen desselben um den Frieden nur ihren bittern Scherz trieben, und laut frohlockten, als ihnen Kaiser Leopold durch seinen Großbotschafter, den Grafen Albrecht Caprara, eröffnen ließ, daß er bei der ungünstigen Stimmung des türkischen Hofes widerwillig veranlaßt sey, zur Entfernung aller Gewaltthätigkeit zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen.

Diese Maßregeln wurden auch auf der Stelle mit dem größten Eifer getroffen, und im Mai 1683 musterte der Kaiser bei Preßburg seine Armee, welche zwar aus bewährten und versuchten Leuten, aber (den ungarischen Adel unter dem Palatino, Esterhasi, übrigens nicht mitgerechnet) nur in 40,000 Mann bestand, welche ihr vortrefflicher Anführer, Herzog Karl V. von Lothringen zwar mit Muth erfüllen, aber sie, wenn der dringende Fall es forderte, nicht vermehren konnte. Schon gleich beim ersten Anblick der türkischen Ueberlegenheit wurde er jenes traurigen Umstandes gewahr. Dieß geschah im Anfang des Juli 1683 in der Gegend vor Raab, welche, von den Türken besetzte, Festung der kaiserliche Oberfeldherr erobern zu können wünschte, aber sie nicht nur nicht eroberte, sondern da die Türken zum Entsatz in die Nähe kamen, kaum noch Zeit gewinnen konnte, über Preßburg herauf, mit seinem unbeträchtlichen Heere, in aller Eil nach der Hauptstadt Wien sich zu flüchten, nicht ohne empfindlichen Verlust von Sachen und Leuten, welcher die nachjagenden Vortruppen des türkischen Hauptheeres sich bemächtigten. Kaiser Leopold flüchtete (den 11. Juli 1683) mit seinem ganzen Hofstaat über Linz sich nach Paauß, und mehr als 60,000 Einwohner Wiens er=

griffen eilfertigst und in höchster Unordnung die Flucht.

Wie der Zustand der aus Wien entflohenen, so war die Verfassung der in Wien Zurückgebliebenen über alle Beschreibung dürftig und unbehilflich. Die Befestigungswerke waren, wiewohl man es, seit der Ankündigung des Krieges an einer unausgesetzten Anstrengung, sie herzustellen, nicht ermangeln ließ, auf allen Seiten, und gerade auf den gefährlichsten Stellen unvollendet und mangelhaft. Auch war der Vorrath an Pulver und andern unentbehrlichen Bedürfnissen des Krieges für eine schwere und längere Belagerung ganz unzulänglich, und der Vorrath an Lebensmitteln, so wie der Zustand der Staatskassen an baarem Geld (es fanden sich in denselben kaum 100,000 Reichsthaler) war nicht weniger armselig. Dazu kam noch ein allgemeiner Mißmuth der Einwohner, welche, anstatt zu berathschlagen, was zu thun sey, unaufhörlich einander vorjammerten, was vorlängst von der Regierung hätte gethan werden sollen, und welche durch ihre Unruhe und Verstimmung auch gesetztern Männern die ruhige Festigkeit, bei welcher allein in solchen Fällen Rath und Hilfe zu finden ist, lähmten. Doch diese Stimmung und Spannung, diese Schlaffheit aller Kraft und Besinnung war eine kurze

Wirkung des plötzlichen Ueberfalles der drohenden Gefahr, und sobald die Besinnung sich wieder einstellte, stellten sich auch wieder die Tugenden der Männer Wiens in ihrer hohen Thätigkeit ein. Der Kaiser hatte den Grafen Ernest Rüdinger von Starenberg, General-Feldzeugmeister, zum ersten Befehlshaber der Stadt ernannt, einen bewährten Feldherrn, der das Zutrauen der Bürger, und alle jene Eigenschaften besaß, welche Rath schaffen, Muth einflößen, schlimme Sachen verbessern, sinkende aufrichten, Gefahren ihre Schrecken benehmen, und drückende Lasten zu leichten Bürden machen können. Alle Einwohner Wiens standen mit ihrem Vermögen und Leben zu seinen Diensten. Jeder wollte von ihm zu irgend einer Verrichtung befehligt, von ihm beobachtet, mit Beifall und Zutrauen von ihm belohnt werden. Die Herstellung der Befestigung, die Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen wurden mit einem rastlosen Gemeineifer, bei welchem kaum denkbare Dinge möglich wurden, betrieben und hergestellt. Der Herzog Karl V. von Lothringen hatte der Stadt 1200 Mann Fußvolk geliefert. Alle Klassen von Einwohnern, alle Zünfte, 700 Studenten sogar, welche, wie ehemals zu Prag recht gute Dienste leisteten, errichteten Fähnlein unter sich, und bezogen, vortrefflich

bewaffnet, ihre Posten. Die Besatzung der Stadt betrug zuletzt 20,000 Mann. Die Bewohner der Vorstädte brannten ihre Häuser ab, und vereinigten sich mit den Stadtbewohnern, von deren Gemeingeist und Muth man berechtigt war, zu erwarten, daß sie, weil sie durchaus nicht besiegt werden wollten, nicht besiegt werden könnten, daß Gefahren, Aufopferungen und Anstrengungen nichts über sie vermögen, sondern daß sie, je zahlreicher und gräßlicher sie sich vermehren möchten, nur dazu dienen würden, ihre Verdienste und ihren Ruhm zu vermehren.

Wie jene Gefahren und Anstrengungen beschaffen gewesen seyn mögen, kann man aus der Beschaffenheit und den Unternehmungen des Feindes nur zu wohl sich vorstellen. Seit vielen Menschenaltern hat die türkische Macht sich nicht mit solchem Aufwand, wie zu diesem Kriege, und zu dieser Belagerung (die zweite türkische) gerüstet. Aus allen Theilen des Reiches strömten Völker zusammen, um eine Armee zu bilden, wie an Zahl und Herrlichkeit in der Christenheit niemals eine gesehen worden seyn sollte. Sie zählte beim ersten Aufbruch bei 300,000 Mann. Der Großsultan war mit seiner Gemahlinn, der Sultaninn, mit dem Mufti, und seinem ganzen Hofstaat bis nach Stuhlweissenburg gezogen,

um diese Armee noch einmal zu sehen, und um dem Großvezier, Kara Mustapha, feierlich die große Fahne Mahomeds zu übergeben. Dieser Kara Mustapha sandte über die Völker, denen er sich nahte, Schrecken vor sich her, und nach sich ließ er Brandstätten und Gräuel und Verwüstung. Wer nicht fliehen konnte, wurde, nach türkischer Sitte, mitgeschleppt, und stellte bloß zum Staat ein Bild der Knechtschaft und des Elends vor. Den 13. Juli 1683 kam das Heer in der Nähe von Wien an. Eine unabsehbare Reihe von wenigstens 50,000 Zelten bedeckte das Feld, und die Zelte der vornehmen Türken (zumal das Gezelt des Großveziers, welches, nebst den Zugehörigen, eine halbe Meile im Umfange, und welches man auf eine halbe Million geschätzt hatte) schimmerten mit einer unbeschreiblichen Pracht, und zwischen denselben waren Lustbäder, Gärten, Brunnen und Wasserleitungen, und andere Dinge, welche zur Ueppigkeit des Lebens gehören, errichtet. Der Großvezier war auch ganz von dem Lusthain, in welchen er das Lager um sich her verwandelt hatte, eingenommen, und man erzählte sich sogar, daß er die Absicht gehabt habe, die Stadt für sich selbst zu erobern, und diese Stadt zur Hauptstadt eines neuen Reiches, worin er, unabhängig vom Großsultan, herr-

schen wollte, zu erklären; was dann auch die Ursache gewesen seyn soll, daß er die Belagerung der Stadt (um sie und die dahin geflüchteten, auf hundert Millionen berechneten, Schätze, so unbeschädigt, als möglich, in seine Hände zu bekommen) nicht mit demjenigen Ernst, der in seiner Gewalt stand, sondern, wie es schien, stets mit einer Art von heimlicher Rücksicht und Schonung betrieben habe.

Die Belagerung (von welcher man ein ausführliches Tagebuch und andere Beschreibungen hat) dauerte vom 14. Juli (1683), als an welchem Tage die ersten Kanonen nach der Stadt sind gelöst worden, bis zum 12. September, so, daß ungeachtet der beharrlichsten Tapferkeit der wienerischen Besatzung, als welche die wüthendsten Stürme stets mit Kraft zurück wies, die Zeit das bewirkt haben müßte, was alle feindliche Gewalt nicht vermochte. Die Besatzung der Stadt war größtentheils durch ansteckende Krankheiten, bis auf eine sehr geringe Zahl, bis auf 4000 nämlich, geschmolzen. Dieß war auch der ähnliche Fall bei den Lebensmitteln, so daß man bereits eckelhafte Sachen, z. B. Katzen um einen hohen Preis kaufte *), und noch mehr stellte

*) Der Großvezier hatte ein ihm eigenes Mittel, dem Mangel an Lebensmitteln, bei welchem seine

sich der Fall des Mangels bei dem Pulver, und sogar bei den Kanonen ein, von welchen ein großer Theil unbrauchbar geworden war. Doch, wie die dringende Noth wuchs, nahm auch die gegründete Hoffnung einer nicht mehr weit entfernten Hilfe, und mit ihr jene Zuversicht, die keine Schwächen kennt, zu. Kaiser Leopold hatte sich an die Reichsfürsten und andere Regenten um Beistand gewandt, und dieser Beistand erschien. Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, kam in Person mit 10,000 Mann auserlesener Truppen an. Ein gleich starkes Heer führte der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg III., ebenfalls persönlich herbei. Der fränkische Kreis stellte unter der Anführung des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck 8000 Mann, und andere Kreise (nur die Völker des schwäbischen kamen zu spät, und erst nach der Schlacht, und Kurbrandenburg und Lüneburg entschul-

---

Leute sehr mißmuthig wurden, zu steuern; indem er, um die Zahl derjenigen, welche hungerte, zu verringern, den 15. Aug. 12,000 Christen, welche er als Gefangene mitgeschleppt hatte, niedermezeln, und den 21. August dasselbe Mittel, den Vorrath an Lebensmitteln ergiebiger zu machen, wiederholen, auch dießmal die auf Lanzen gesteckten Köpfe, den Belagerten zur Schau herumtragen ließ.

digten sich) trugen das Ihrige nicht weniger bei, und von allen Reichsländern und von entfernten Provinzen eilten Freiwillige, unter welchen der damals zwanzigjährige savoyische Prinz, Franz Eugen, war, herbei. Aber vor allen Helden zeichnete der König von Polen, Johann Sobiesky, an der Spitze seines Heeres von 20,000 Polen sich aus, welchem der Herzog Karl V. von Lothringen, der indessen mit seinem Korps sich nach Mähren zurückgezogen hatte, bis Crembs entgegen zog. Nachdem sich sämmtliche Heere dergestalt in Ordnung gestellt, daß auf den rechten Flügel der König von Polen, der Herzog Julius Franz von Sachsen-Lüneburg nebst andern kaiserl. Generalen, auf dem linken der Herzog Karl V. von Lothringen, dann der Kurfürst von Sachsen, und der Fürst von Waldeck, mit dem Kurfürsten von Bayern zu stehen kam, rückte den 11. Sept. 1683 die sämmtliche Armee, um Mittagszeit, den an Wien grenzenden Kahlenberg herab, und so wie sie ankam, entschied sie. Die Schlacht, während welcher der Großvezier die Stadt Wien heftigst beschießen ließ, hielt nur wenige Stunden an, und das mehr als dreimal überlegene Heer der Türken hatte nur wenige Versuche, sich zu halten, gemacht, als es mit der höchsten Unordnung in eine allgemeine Flucht sich ergoß, und sein ganzes Lager mit

der Kriegskasse, und einem unbeschreiblichen Vorrath an Kriegssachen zurückließ. Der Verlust der Türken, welche übrigens schon bei der Belagerung mehr als 50,000 Mann eingebüßt haben, war nicht groß, und betrug kaum 2000 Mann, so, daß der Schrecken, der sie in die Flucht stürzte, größer, als die Niederlage, und daß diese geringe Niederlage eine eben so sonderbare Erscheinung, und diese eben so auffallend war, als die besondere Langmuth der Sieger, vermöge welcher sie sich die Anstrengung ersparten, die erste Bestürzung des zerrütteten Heeres zu benützen, seine Unordnung zu vergrößern, und ihm eine vollständige Niederlage beizubringen.

Bald darauf begegnete dann auch dem König von Polen ein sehr mißlicher Fall, der ihn belehrte, daß auch das gegründetste Zutrauen auf Kraft und Tapferkeit seine Grenzen habe. Da man nämlich beschlossen hatte, das Königreich Ungarn von allen Türken zu säubern, und noch im Jahre 1683 mit der Eroberung von Gran den Anfang zu machen, rückte der König bis zu einem der Festung Gran gegenüber gelegenen Schlosse Barakan voraus, und ließ sich daselbst, ohne den Herzog von Lothringen zu erwarten, mit einem zahlreichen Korps Türken in ein Gefecht ein, worin er mit seinem Sohne Jakob, der nur

noch durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam, mehr als einmal in die höchste Gefahr, umzukommen und gefangen zu werden, (er ließ seinen Mantel in den Händen eines Türken, welcher denselben ergriffen hatte) gerathen, sein Heer aber, nachdem es bei 3000 Mann eingebüßt, in der größten Unordnung geworfen, und nur noch von dem herbeieilenden Herzog Karl V. von Lothringen gerettet worden ist. Uebrigens wurden Barakan, und bald darauf (den 28. Okt.) auch die Stadt Gran, mit einigen andern Ortschaften, noch im Jahre 1683 erobert; worauf der König von Polen mit seinem Heer sich wieder nach Hause begeben, (was der Kurfürst von Sachsen schon ungleich früher gethan) und dann die sämmtliche Armee die Winterquartiere bezogen hat.

Die Fortsetzung des Krieges, der nach der damaligen Sitte gewöhnlich erst im Juni eröffnet, und mit dem Oktober, da beide Armeen Quartiere suchten, die Generäle aber nach Wien, oder gar nach weit entfernten Ländern sich begaben, und Belustigungen nachgiengen, geschlossen wurde, war im J. 1684, nach einigen unbedeutenden, von Herzog Karl V. von Lothringen, den 27. Juni erst bei dem Städtchen Waizen, dann bei dem Dorfe St. Andrä über die Türken erfochtenen Sie-

gen, mit einem höchst empfindlichen Unfall, nämlich mit der vom 15. Juli bis 1. Nov. ganz vergeblich vorgenommenen Belagerung der Stadt Ofen verbunden, vor welcher nicht so fast von den Türken, deren zum Entsatz der Stadt herbeigeströmtes Heer der Herzog von Lothringen empfindlich geschlagen und zerstreut hat, als von der (den Deutschen immer bevorgestandenen) Sucht der sogenannten Ruhr, allein 639 Offiziere, und 147 Freiwillige, größtentheils vornehmen Standes, dann dreiundzwanzig (nach Andern mehr als fünfzig) tausend Mann umgekommen sind.

Aber die glücklichen Ereignisse im Jahre 1685, wenn sie gleich nicht entscheidend waren, wurden wenigstens eine Einleitung des mit voller Gunst wiederkehrenden Glückes. Nicht nur sämmtliche deutsche Reichsfürsten nahmen, indem sie theils Truppen, theils Geld schickten, an dem Feldzug dieses Jahres den wärmsten Theil, sondern von allen Reichen Europas stellten sich Prinzen und Edle ein, um unter der Fahne der zwei berühmtesten Feldherren damaliger Zeit, des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, (welcher, wie wir an seinem Orte vernehmen werden, in diesem Jahre 1685 mit der kaiserlichen Prinzessinn Maria Antonia sich vermählte) und des Herzogs Karl V. von Loth=

ringen um die Lobern des Kriegsruhmes zu fechten. Man belagerte Neuhäusel, und nachdem man einem türkischen Seraskier, oder General, eine höchst empfindliche Niederlage beigebracht, und sein Lager erobert, hatte der kaiserliche General, Graf Caprara die Ehre, jene Stadt den 19. Aug. mit Sturm zu erobern. Auch in andern Ländern und Gegenden, als in Croatien und in Slavonien, dann in Oberungarn wurden im erstern vom kaiserl. General Leslie, dann vom Grafen Erdoedie, in Oberungarn aber vom General Schulz verschiedene Ortschaften erobert.

Im J. 1686 brachte man eine Armee von beinahe 100,000 Mann zusammen, mit der man die Belagerung der Stadt Ofen, welche wegen der Anstrengungen der Belagerer sowohl, als der Belagerten, in der Kriegsgeschichte immer eine der merkwürdigsten bleiben wird, vornahm. Die Hauptanführer der kaiserlichen Armee hatten sich dergestalt getheilt, daß der Kurfürst von Bayern gegen Waizen, der Herzog Karl auf der andern Seite der Donau gegen Vizegrad zog. Diese beiden Feldherren fanden sich mit den Freiwilligen immer persönlich bei den gefährlichsten Unternehmungen voraus, und den 2. September erfolgte endlich, nach einer dreimonatlichen Belagerung, mit Sturm die Einnahme der Stadt,

welche seit 1529, da die Türken ebenfalls bis nach Wien vorgedrungen, und unter anderm auch von Ofen Meister geworden waren, siebenmal vergeblich belagert, und vor und in welcher das Blut unzähliger Menschen vergossen worden ist. Man machte darin an Kriegsvorrath und Geld eine unsägliche Beute, so, daß manche Soldaten mehr, als sie fortschleppen konnten, erhielten; was aber, da man die Armee des Großveziers, welcher der Eroberung auf einer Anhöhe zugesehen, dann sich eiligst nach Esseck geflüchtet, und unterwegs alles verheert hatte, verfolgte, nicht hindern konnte, daß in den ganz verwüsteten Gegenden, nach welchen man dem flüchtigen Feind mehr mit erhitztem Eifer, als mit kluger Ueberlegung nachgesetzt hatte, den Mangel an Nahrung für die Soldaten und ihre Pferde, verbunden mit einem gänzlichen Mangel an Holz, und der unfreundlichsten Witterung, nicht die traurigsten Folgen nach sich gezogen haben sollte; wofür die Eroberung von Fünfkirchen und andern Ortschaften, aus welchen noch im J. 1686 die Türken vertrieben wurden, nur ein sehr geringer Ersatz war.

Die Ereignisse der folgenden zwei Jahre gehörten unter die glänzendsten und folgereichsten des ganzen Krieges. Man hatte (in Betreff des Jahres 1687) nach vielen Berath-

schlagungen den Entschluß gefaßt, sich künftig weniger auf die Belagerung fester Städte, welche viele Leute und Zeit kosteten, einzuschränken, sondern vielmehr im offenen Felde die Hauptarmee des Feindes zu Grunde zu richten, worauf die Städte von selbst fallen müßten. Man machte während des Winters und Frühjahrs nicht nur zweckmäßige, neue Zurüstungen, sondern hatte (mit Ausnahme der Besatzungen) die alten Truppen, damit sie recht wieder möchten zu Kräften kommen, in weitläufige Quartiere, nämlich die Kaiserlichen nach Nieder- und Oberungarn, nach Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Mähren, die bayerischen, brandenburgischen, sächsischen, schwäbischen Völker bis in ihre Heimath verschickt und vertheilt. Selbst die ersten Heerführer thaten sich gütlicher, als die vorigen Jahre, indem sie, wie z. B. der Kurfürst von Bayern, die Prinzen von Hannover und Sachsen-Eisenach, der Markgraf von Baireuth, der Herzog von Mantua, der Prinz Eugen u. a., in Venedig zusammen kamen, wo die Republik alle ihre Kräfte aufbot, um den hohen Gästen durch prächtige Feste ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Als die Zeit des Feldzuges herbei kam, wurde die Stadt Wien mit Prinzen und vornehmen Edeln, welche dießmal in einer außerordentlichen Men-

ge aus England, Spanien, Italien, den Niederlanden, aus Dänemark u. s. w. zusammen kamen, und sich als freiwillige darstellten, ganz erfüllt, und mit einem Worte, die Erwartungen des neuen Feldzuges waren nicht weniger außerordentlich. Auch türkischer Seits strengte man sich mit ähnlichen Zurüstungen an, und da der Großsultan wahrgenommen haben mochte, daß seinen Türken, nachdem sie seit dem Anfange des Krieges fast überall unglücklich gewesen waren, der Muth zu entfallen begann, so bediente er sich der (immer einfältigen, und zu offenbaren Nachtheilen führenden) List, die Nachricht zu verbreiten, daß die Zahl des feindlichen Heeres äußerst zusammengeschmolzen, und daß weiter kein Mißfall, sondern lauter Sieg und Glück zu erwarten sey.

Die zwei Oberfeldherren, Max. Emanuel, welcher 2000 Neugeworbene zu Fuß, dann bei 700 Feuerwerker, überhaupt aber 12,000 Mann beisammen, nebst diesen aber noch mit andern Korps, z. B. mit der auserlesenen Mannschaft des Prinzen Ludwig von Baden, sich vereiniget hatte, dann der Herzog von Lothringen, Karl V., rückten, gemäß ihrer getroffenen Verabredungen, dem Großvezier entgegen, welchen sie auch unweit des (am Zusammenflusse der Donau und Drau gelegenen)

gewöhnlichen türkischen Sammelplatzes Esseck mit einem Heer von 80,000 Mann in einem dergestalt verschanzten Lager antrafen, daß man sich, da es der Klugheit nicht gemäß war, ihn anzugreifen, begnügte, ihm eine Schlacht anzubieten, und seine Absicht, welche dahin gieng, die Heere seiner Gegner durch unaufhörliche Neckereien zu ermüden, und am Ende durch Mangel und Krankheiten zu schwächen, so gut, als thunlich, zu vereiteln. Indem man nun aber nach dem (in Niederungarn, an einem Arm der Donau, oberhalb Esseck gelegenen) Flecken Mohacz, woher man gekommen war, zurückgieng, um indessen, bis eine bessere Gelegenheit zum Schlagen sich zeigen würde, einen andern Plan auszuführen, erreichte, erreichte man ganz unerwartet seinen Zweck. Der Großvezier nämlich, welcher auf den sonderbaren Einfall gekommen war, den Zurückzug für eine Flucht zu halten, rückte der, nach seiner Einbildung, bestürzten Armee nach, den 2. — 12. Sept. 1687 kam es zwischen dem gedachten Mohacz, dem kleinen Ort Siclos, und dem Berg Harsan (in eben der Gegend, wo Anno 1526 König Ludwig von Ungarn umgekommen war) zu einer Schlacht, bei welcher sich die vereinigten kaiserlichen Heere vortrefflich gehalten, und einen vollständigen Sieg, nebst dem ganzen auf fünf

Millionen geschätzten, türkischen Lager, worin der Kurfürst von Bayern das eine italienische Meile lange, mit vierzehn Thürmen gezierte, überaus prächtige Gezelt des Großveziers zuerst in Besitz nahm, mit einem Verlust von ungefähr 1000 Mann, erfochten haben. 16,000 Türken (nach andern 20,000) lagen auf dem Schlachtfeld, und die übrigen flohen zerstreut. Esseck (nebst allen Festungen in Ober- und Niederungarn) fielen den Kaiserlichen in die Hände. Ganz Slavonien, dann Siebenbürgen, wo man, ungeachtet der Fürst Abaffi von Einquartierungen nichts hören wollte, und von seiner Residenzstadt Hermannstadt sich entfernte, kaiserliche Truppen überwintern ließ, standen jetzt den Siegern zu Gebot; nebst Czokau, Pallota, und der (in der ungarischen Grafschaft Barzod gelegenen) berühmten Festung Erla (oder Erlau). Was aber diesen sämmtlichen Siegen die Krone aufsetzte, war, daß nunmehr die Stände von Ungarn auf einem im Oktober 1687 zu Preßburg gehaltenen Reichstage, in der Rücksicht, daß Kaiser Leopold sie von dem Joche der Türken befreit, und dabei die feierliche Zusage ausgestellt habe, alle, von den kaiserlichen Truppen gemachten Eroberungen mit dem Königreiche vereinigen, die alten Freiheiten der Nation bestätigen, und den Protestanten die freie Re-

ligionsübung gestatten zu wollen, den Entschluß faßten, die ungarische Krone zu Gunsten der männlichen Nachkommen des Erzhauses Oesterreich erblich zu machen, und den 9. December 1687 den ältesten Sohn des Kaisers, den Erzherzog Joseph, zum König von Ungarn vom Erzbischof von Gran feierlich krönen zu lassen.

Nichts widerstand ferner im J. 1688 den für den Kaiser streitenden, sieggewohnten Truppen. Das feste Bergschloß Montgatsch, welches Emerich Tökely für seinen Hauptsitz gehalten, und welches seine Gemahlinn, Helena Serini (welche er als Wittwe des 1681 verstorbenen Fürsten Franz Ragoczy geheirathet) viele Jahre tapfer vertheidigt hatte, fiel. Stuhlweissenburg in Niederungarn fiel; und der Fürst Michael Abaffi von Siebenbürgen bequemte sich, auf die Vorstellungen des für den Kaiser ungemein eifernden Grafen und General Anton Caraffa, dem Schutz des türkischen Hofes zu entsagen, und dagegen den Erbkönig von Ungarn und dessen Nachkömmlinge als Schutzherrn anzuerkennen. Nichts, was man für wichtig genug hielt, um sich desselben zu bemächtigen, widerstand, und nur die (am Zusammenflusse der Donau und Save gelegene) und erst noch im Jahre 1687 von dem Großvezier fürchterlich befestigte Haupt-

stadt von Servien, Belgrad (griechisch Weissenburg, alba gráeca), war noch übrig, um die Eroberungen in die Mitte der Türkei führen zu können. Man beschloß, sie zu nehmen.

Zu dieser Unternehmung ward (1688) ein Heer von 66,000 Mann, und (nachdem der Herzog Carl V. von Lothringen von einem Fieber befallen worden war) Maximilian Emanuel von Bayern als einziger oberster Feldherr beordert; welcher, dießmal wegen verschiedener Anstände, die er gehoben wissen wollte, lange zauderte, die Stelle anzunehmen, so, daß er erst den 28. Juli zu Peterwardein, aber schon den 26. August, im Angesicht einer türkischen Armee, zu Semlin ankam, und sogleich den folgenden Tag über den Savefluß setzte. Den 21. August wurde die Belagerung, und den 6. September an fünf Stellen der Hauptsturm unter der Leitung der Generale von Scharfenberg (der gleich anfangs todt blieb) und Steinau, des Prinzen Commercy, des Generals Häußler, und des Oberstwachtmeisters, Freiherrn von Pini, unternommen. Der Kurfürst war mit den bewährtesten Leuten umgeben, und focht, nach seiner Gewohnheit, persönlich, und gerade an den gefährlichsten Posten mit. Nachdem er über zertrümmerte Mauern vorgedrungen war,

fand sich, wider alles Vermuthen, ein mehr als drei Klafter tiefer Graben, welcher jenseits mit Pallisaden, und hinter diesen mit Türken besetzt war; worüber die versuchtesten, furchtlosesten Krieger stutzten, und innehielten. Maximilian rief, indem er in den Graben sprang, „folget nur mir nach, lieben Brüder!" sie folgten und sprangen. Eine Hütte, die ein glücklicher Zufall in den Graben versetzt hatte, verhalf ihnen aus der Tiefe und durch die Verschanzung nach der Stadt; worin, nachdem die Sieger auch an den übrigen Stellen eingedrungen waren, die Straßen, nach der damaligen Sitte, mit Todten erfüllt, aber gleichwohl (und zwar durch die persönliche Sorge des Kurfürsten) eine große Anzahl gerettet worden ist. Diese Eroberung kostete die kaiserliche Armee 2487 Mann, und außerdem zählte man 1483 Verwundete, worunter sich selbst der Kurfürst, dann der Prinz Eugen, Prinz Commercy, nebst andern Offizieren von hohem Range befanden. Der Fall von Belgrad versetzte den türkischen Hof in eine unbeschreibliche Bestürzung, und dieser Hof hatte jetzt wieder nichts angelegeners, als seine eifrigsten Friedenswünsche, welche er während dieses Krieges schon mehr als einmal geäußert hatte, zu erneuern; allein man wies zu Wien alle Vorschläge von sich, und es bekam das

Ansehen, als sollten im folgenden Jahre noch weit wichtigere Absichten vollzogen werden. Servien, Slavonien, Siebenbürgen u. a., ganz Bosnien, wo während der belgradischen Belagerung, der Prinz Ludwig von Baden die türkischen, ungleich zahlreicheren Heere überall geschlagen, und verjagt hatte, fühlten die Ueberlegenheit des kaiserlichen Scepters, und schon erwarteten die ferneren, noch unberührten, türkischen Länder ein ähnliches Schicksal, als plötzlich eine dritte Macht sich aufrichtete, mit der Absicht, die großen Plane mit Einem Male zu zernichten.

Diese dritte Macht war, wie wir kaum zu sagen brauchen, der damalige französische Hof, welcher, um seine eigenen Vergrößerungen zu sichern, alles unternehmen zu müssen glaubte, was dazu dienen könnte, jede Vergrößerung des österreichischen Hauses zu verhindern, und aus dieser Ursache die türkische Macht, welche diesem Hause, wenn nicht gefährlich, doch stets höchst lästig werden könnte, nicht sinken zu lassen. In dieser Absicht erschien in Deutschland noch am Ende des Jahres 1688 eine fürchterliche französische Armee, deren grausames Verfahren wir nachher erzählen, und hier, um die Geschichte des Türkenkrieges nicht zu unterbrechen, nur anführen wollen, daß der Kaiser Leopold und seine Ver-

bündeten genöthiget wurden, den leidenden deutschen Ländern eiligst zu Hilfe zu eilen, und mithin den größten Theil der Armee von den türkischen Grenzen abzurufen. Mit der Hauptarmee entfernten sich auch die berühmtesten Feldherren, der Kurfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, der Herzog Karl V. von Lothringen, Prinz Eugen u. a., und nur der Prinz Ludwig von Baden, welcher jetzt die oberste Befehlshaberstelle übernahm, dann der ihm untergeordnete Piccolomini, und einige andere Veteranen blieben noch, und siegten noch einige Zeit mehr mit dem Ruf und mit der Kühnheit, als mit der Macht ihrer Heere. So erfocht Ludwig von Baden noch im J. 1689 zwei sehr glänzende Siege, und indem er die beiden Hauptfestungen Nissa und Widdin wegnahm, bahnte er sich zur gänzlichen Beherrschung von Servien und zum Theil von Bulgarien, den Weg, und Piccolomini machte in Bosnien, und einem Theil Albaniens nicht weniger glückliche Fortschritte; allein da diese glücklichen Unternehmungen, bei welchen kleine Heere wider dreimal stärkere fechten mußten (so zählte bei Nissa das Korps des Prinzen Ludwig von Baden etwa zwanzig, das türkische sechzigtausend Mann) stets mit einigem Verlust ausgeführt, und da die dünner gewordenen Reihen nicht wieder ergänzt

wurden, da noch ferner die kühnsten Feldherren durch Unglück bei Seite geschafft, Piccolomini noch im Jahre 1689 durch eine Krankheit weggerafft, der Oberste Strasser, welcher bei Kazianeck im freien Felde mit einem zehnfach überlegenen Heere sich einließ, nebst mehren Offizieren und 2241 Mann (wozu noch viele Gefangene kamen) erschlagen; da ein Korps des Generals Häußler vom Grafen von Tökely (welchen der türkische Hof nach dem 1690 erfolgten Hintritt des Michael Abaffi zum Fürsten von Siebenbürgen (wiewohl ohne Bestand) erklärt hatte, gänzlich zu Grunde gerichtet, und der Muth der Türken von Tag zu Tag unternehmender geworden war, so mußten unvermeidlich auch einige Nachtheile von großer Bedeutung erfolgen; wie dann die Türken, nachdem sie in Bulgarien und Servien keinen Einhalt fanden, Widin, Nissa, und noch im J. 1690 sogar die höchst wichtige Festung Belgrad wieder eroberten, und (wiewohl Prinz Ludwig von Baden den 16. August 1691 bei Salankemen einen herrlichen Sieg erfocht) die kaiserlichen Heere überhaupt nöthigten, sich einige Jahre hindurch (1692, 1693, 1694) anstatt selbst Angriffe zu wagen, sich wider solche lediglich zu vertheidigen, was noch überdieß nicht immer mit einem guten Erfolg verbunden war; wie dann

im J. 1695 der vortreffliche General Friedrich Graf von Veterani in Siebenbürgen, wo er mit einem 6500 Mann starken Heere in einem an sich wohl verschanzten Lager bei Lugos stand, von einer 58,000 Mann zählenden, selbst vom Sultan Mustapha angeführten Armee überfallen, und fast mit seinem ganzen Korps aufgerieben wurde. Noch in diesem J. 1695 hatte zwar Friedrich August (Kurfürst von Sachsen) die oberste Befehlshaberstelle über die kaiserliche Armee übernommen, und diese mit eigenen Truppen verstärkt, doch außer einer glücklich geleiteten, aber nichts entscheidenden Schlacht den 17. — 27. Aug. 1696 bei Temeswar, nichts, wodurch der Zustand der Sachen eine vortheilhaftere Wendung erhalten hätte, zu Stande gebracht; als endlich der Mann, vor dessen Geisteskraft die Zeitsache mit ihren Zufällen und Begebenheiten sich beugte, erschien.

Dieser Mann, Franz Eugen, (jüngster Sohn des Eugen Moriz von Savoyen, und Olympia Manzini, des Kardinals Mazarini Schwester Tochter, den 18. Okt. 1663 zu Paris geboren) hatte, da er wegen seiner, in der ersten Jugend etwas schwächlichen Gesundheit, dem geistlichen Stand gewidmet, und mit dem damals zu Paris blühenden, gründlichen und bildenden Wissenschaften vertraut

geworden war, frühzeitig eine solche Fülle ausserordentlicher Anlagen, und solche Neigungen, sich mit ungewöhnlichen Entwürfen zu beschäftigen, geäußert, bei denen er sich des ungestümen Triebs, seinem Zeitalter als einen Helden sich darzustellen, nicht erwehren konnte. Er bat Ludwig XIV. um eine Anstellung beim Militär. Der König, der an dem jungen Prinzen nichts, was ihn in seinen Augen hätte wichtig machen können, bemerkte, schlug die Anstellung ihm ab. Da zu gleicher Zeit auch die Hofleute eine so gar geringe Meinung von ihm hatten, daß sie seiner noch unansehnlichen Gestalt überlaut spotteten, so verließ er Paris, und folgte im J. 1683, da eben der Türkenkrieg anfieng, seinem Bruder, Julius Ludwig, den der Kaiser vor Kurzem zum Obersten eines Dragonerregimentes ernannt hatte, als Freiwilliger, und zeigte, wiewohl er erst zwanzig Jahre alt war, eine dergestalt reife Ueberlegung, und wohlangebrachte Kühnheit, daß ihn Kaiser Leopold, nachdem sein Bruder das Unglück hatte, in dem Rückzug von Raab durch eine tödtliche Wunde, an welcher er zu Wien starb, weggerafft zu werden, mit vollem Zutrauen zum Obersten des kufsteinischen Dragonerregimens, dessen Oberster ebenfalls umgekommen war, ernannte. Von dieser Zeit an zeichnete sich der Prinz

in dem ganzen ungarischen Feldzug bei jeder Gelegenheit vortrefflich aus; und er war der unzertrennliche Gefährte des Kurfürsten von Bayern, Max. Emanuel, an dessen Seite er, so wie der Prinz Ludwig von Baden, solche Beweise von Unerschrockenheit und Erfahrung ablegte, daß dieser, damals von Freunden und Feinden gleich bewunderte Fürst, ihn mit dem unumschränktesten Vertrauen beehrte; wie er ihn dann bei der Einnahme von Belgrad, ohne ihm einen bestimmten Posten anzuweisen, ausdrücklich zu seinem Begleiter wählte. Da Eugen in der Schlacht bei Mohatz der erste in die türkischen Verschanzungen gedrungen war, so hatte er die Ehre, dem Kaiser die Nachricht von jener Schlacht zu überbringen, der ihm dann auch seine Achtung dadurch zu erkennen gab, daß er ihn im Jahre 1688 zum Generalfeldmarschalllieutenant ernannte. Bei dem eben angezeigten Ausbruche des französischen Krieges entfernte sich Eugen aus Ungarn, um auch in Italien neue Denkmäler des Ruhmes sich aufzurichten. Nie hat man, so wie man ihn sah, einen vollkommnern Feldherrn gesehen. Er war gegen alle Beschwerlichkeiten des Körpers und Geistes so abgehärtet, daß er nie lebhafter, zufriedener und aufgeheiterter war, als bei Unternehmungen, Gefahren und Mühseligkeiten, welche

eine außerordentliche Kraft und Anstrengung erforderten. Er war unerschöpflich in geschickten und unerwarteten Entwürfen, und war Meister in einer ihm eigenen Art, sie auszuführen, bei welcher er die Plane der Feinde mit einem Male zerrüttete, und Zerrüttung und Verzweiflung unter sie verbreitete. Die Zuversicht, mit welcher man ihn, auch bei den, dem Anscheine nach gewagtesten Anstalten zu Werke gehen sah, theilte sich dem Zaghaftesten seiner Soldaten mit, und diese glaubten, daß nichts mißlingen könnte, was er anordnete und persönlich ausführte. Da er bei allen Vorfällen immer eben dieselbe hohe Ruhe und gesetzte Fassung behielt, da er im Unglück nie eine Bestürzung, im Glück nie eine solche Freudigkeit, als wäre ihm etwas Außerordentliches begegnet, verrieth, so glaubten die Seinigen, wenn auch die Dinge manchmal auf eine unvermeidliche Weise sehr sonderbar giengen, ohne vieles Erstaunen, daß alles in einer wohl eingeleiteten Ordnung gehe. Ehrenbezeugungen und prunkende Lobpreisungen rührten ihn nicht, und große Reichthümer, zu deren Aufhäufung er Gelegenheit gehabt hätte, hatten für ihn keinen Reiz; außer in so weit sie für ihn ein Mittel waren, die Sammlungen seiner Bücher, Naturalien und Kunstsachen, welche in freien Stun-

den die Erholung seines Geistes ausmachten, zu bereichern. Eugen war unstreitig der größte Feldherr, der größte Staatsmann seines Zeitalters; und so lange die Ueberlegenheit seines Geistes im ungeschwächten Besitz ihrer gebieterischen Kraft war, war Oesterreich im Krieg und im Staat über Alles. Dieser Eugen kam (nachdem er in Italien für sich nichts weiter zu thun fand) im Juli 1697 nach Ungarn, und eilte der türkischen Armee, welche auf 70,000 Mann geschätzt, und selbst vom Großsultan, Mustapha **II.**, geführt wurde, entgegen; er fand sie bei Zenta, (einem, etwa 5 deutsche Meilen bei der Stadt Segedin in Oberungarn, an dem Flusse Theiß gelegenen, kleinen Ort) wie sie eben im Begriffe war, über diesen Fluß zu setzen, was der größte Theil bereits gethan hatte; er fand sie den 11. September (1697) und schlug sie. Zweiundzwanzigtausend Türken blieben auf dem Platz; fünfzehntausend wurden theils von der Theiß verschlungen, theils gefangen. Das ganze Lager mit allen Kostbarkeiten des Sultans, welcher jenseits des Flusses der Niederlage zugesehen, und unter einem entsetzlichen Jammergeschrei Haar und Bart sich ausgerissen hatte, mit der etliche Millionen reichen Kriegskasse, mit einem unermeßlichen Vorrath an Kriegsgeräthen und Lebensmitteln fiel den

Siegern in die Hände, auf deren Seite 430 Mann getödtet, 1593 verwundet wurden. Diese Schlacht machte dem seit 1683 fortgesetzten Kriege ein Ende. Die Türken, welche nunmehr fürchten mußten, daß der Kaiser mit seiner ganzen Macht über sie herfallen möchte, verlangten und erhielten den Frieden. Dieser wurde, unter Vermittlung der Seemächte, zu Carlowiz (einem in Slavonien an der Donau unweit Peterwardein gelegenen Ort) eingeleitet, aber erst den 26. Jän. 1699, wiewohl nicht auf ewig, sondern auf fünfundzwanzig Jahre unterzeichnet. Das Königreich Ungarn diesseits der Sav, Siebenbürgen (welches Land der Sohn des Michael Abaffi, genannt Abaffi Michael II. an Kaiser Leopold ganz abtrat), Slavonien, mit dem größten Theil Croatiens verblieben seit diesem Frieden dem Erzhause Oesterreich. Auch für die Bundesgenossen des Kaisers wurde gesorgt; so behielten die Venetianer jene Eroberungen, welche sie während des Krieges in Dalmatien und Griechenland, wo ihnen die Halbinsel Morea blieb, gemacht hatten; die Polen erhielten ihre verlorne Grenzfestung Caminieck wieder; den Russen wurde Azof zu Theil. Die Türken trugen Ungarn jenseits der Sav, wo Belgrad liegt, und Temeswar davon.

---

§. IX.

Zweiter französischer Krieg.

1688 — 1697.

Dieser Krieg war, wie alle unterrichtete Zeitgenossen bezeugten, eine Erfindung des Kriegsministers Tellier (Louvois), welcher dabei die Absicht hatte, seinem Herrn, König Ludwig XIV., anstatt der Baulust, bei der ihm zufälliger Weise einige Unannehmlichkeit zugegangen war, mit der Kriegslust zu unterhalten. Da der König diese Unterhaltung, als wobei die Trompete der (erbärmlichen) Fama am meisten zu thun bekömmt, ohnehin schon leidenschaftlich liebte, so konnte Tellier leicht vorher sehen, daß derselbe seinen Entwürfen mit dem lebhaftesten Wohlgefallen entgegen kommen, und die auch verderblichsten Rathschläge als Beweise von Scharfsinn und seltener Einsicht und seltenem Diensteifer aufnehmen und belohnen würde. Da man französischer Seits dem im Jahre 1679 zu Nimwegen geschlossenen Frieden ohnehin so wenig, als gar nicht, nachgekommen, sondern unaufhörlich mit Planen für neue Eroberungen be-

schäftigt gewesen war, so war im Jahre 1688, da der Kaiser und das Reich eben auf dem Punkte waren, der türkischen Größe in Europa ewige Schranken zu setzen, ohnehin die höchste Zeit gekommen, zu welcher es eine sogenannte Kabinetsklugheit erforderte, alles Mögliche zu unternehmen, um das erzherzogliche Haus Oesterreich nicht zu der ungemeinen Ausdehnung von Hausmacht, wozu dasselbe durch die Unterdrückung der türkischen Macht alle Hoffnung gehabt hätte, fortschreiten zu lassen, und mithin um so geschwinder und nachdrücklicher einen Krieg nach Deutschland zu spielen, als ein solcher Krieg ohnehin auch dazu dienen könnte, die seit 1679 widerrechtlich gemachten Eroberungen in Sicherheit zu bringen, und überdieß noch einige andere, für welche man schon seit geraumer Zeit die nöthigen Vorbereitungen gemacht hatte, mit Vortheil zu wagen. Ludwig XIV. hatte nämlich nach dem oben genannten Frieden seine Truppen nicht nur nicht auf den Friedensstand herabgesetzt, sondern dieselben vielmehr vermehrt und unaufhörlich geübt; und was ein sehr sonderbarer Einfall war, so hatte er, um zu jeder Stunde mit einem Schein von Recht und Wohlstand losschlagen zu können im J. 1680 zu Breisach, zu Mez und Bisanz eigene Kollegien von Publizisten niedergesetzt,

welche untersuchen und bestimmen sollten, was einst vor hundert und mehreren Jahren zu der Landgrafschaft Elsaß, dann zu den drei lothringischen Bisthümern, ferner zu der Grafschaft Burgund gehört haben mochte; welches dann (daher jene Kollegien den Namen von Reunionskammern erhielten) mit der Krone unverzüglich wieder vereinigt werden müßte. Unverzüglich wurden auch die im Elsaß gelegenen deutschen Reichsstädte in Anspruch genommen, und zumal, im Jahre 1681 den 20. — 30. Sept. die Stadt Straßburg mitten im Frieden durch französische Truppen überfallen, und der Krone einverleibt u. a. m. Die Beschwerden des Kaisers wurden an die Kammer zu Breisach verwiesen, und die inständigen Bemühungen, welche sich Leopold gab, die deutschen Fürsten zur Ergreifung der Waffen zu bewegen, und diese Sache auf einem noch 1680 zu Frankfurt gehaltenen Zusammentritt näher einzuleiten, wurden bald durch die Aufhetzung des Tökely in Ungarn, dann des Türken, welcher wider sein sonstiges rechtliches Benehmen im Jahre 1683 sogar den im Jahre 1664 auf zwanzig Jahre festgesetzten Waffenstillstand brach, im Jahre 1683 bis nach Wien drang, vereitelt; ja mit dem Werkzeug der türkischen Macht wurden, wie man sich laut erzählte, von König Ludwig

XIV. noch ganz andere, nämlich keine geringern Absichten verbunden, als, in dem Falle, daß Kaiser Leopold von den Türken unterjocht, und von ihnen die Vormauer der deutschen Staaten, Oesterreich erobert seyn würde, den deutschen Fürsten seinen Schutz anzubieten, (wie er dann wirklich mit einem Heere von 60,000 Mann zu Straßburg den Ausgang des ungeheuern türkischen Ueberfalls abwartete) und ihnen seinen Sohn, den Dauphin, Ludwig, zum römischen König zu geben. Da der Erfolg seine Absichten vereitelte, fuhr er (nach den Eingebungen der eben genannten Reunionskammern) fort, Wiedervereinigungen (wozu z. B. im J. 1684 die spanisch-niederländische Stadt Luxenburg, deren Festungswerke er schleifen ließ, bestimmt wurde) zu unternehmen, und dem Kaiser, welcher damals (1684) seine ganze Macht in Ungarn nöthig hatte, blieb nichts übrig, als mit dem König Ludwig XIV. einen Waffenstillstand (zu Regensburg den 15. Aug. 1684) auf zwanzig Jahre zu schließen; worin bedingt wurde, daß der Krone Frankreich alle von ihr, vor dem 1ten August 1681 eingezogenen Plätze und Ländereien, und dazu auch Straßburg und Kehl, während jener zwanzig Jahre, verbleiben, und daß sie nur jenes, was sie seit dem 1. Aug. des J. 1681 an sich gezogen hätte, wieder herausgeben sollte.

Um diese Zeit kam in England eine höchst wichtige Begebenheit, an deren Veranlassung Ludwig XIV. keinen geringen Theil genommen hatte, allmählig zur Reife. König Jakob II. von England (Sohn König Karls I., und Henriette, Tochter König Heinrichs IV. von Frankreich) hatte sich im J. 1673 zur katholischen Religion, welche die Religion seiner Mutter und seiner Voráltern war, öffentlich bekannt, und hatte sich, wiewohl ihm der Unfall seines Vaters eine Warnung für Maßregeln der in England nöthigen Klugheit hätte bleiben sollen, einfallen lassen, wider die engländischen Reichsgesetze, deren Erhaltung er bei seiner Thronbesteigung 1685 beschwor, die katholische Religion, auf eine nach jenen Gesetzen äußerst auffallende Art, in Schutz zu nehmen, Katholiken im Staatsrath, bei der Armee, auf hohen Schulen anzustellen, den katholischen Gottesdienst in öffentlichen Kapellen und Kirchen zu gestatten, und mit einem Worte, die Katholiken allenthalben mit einer besondern Vorliebe zu begünstigen. Nun hatte er zwar das gleichzeitige Beispiel des Königs von Frankreich, Ludwigs XIV. vor sich, als welcher ein von seinem Großvater, König Heinrich IV., zu Nantes (einer Stadt in Ober-Bretagne) im Jahre 1598 erlassenes Edikt, wodurch den Protestanten die Reli-

gionsfreiheit zugesagt wurde, durch ein gegentheiliges Edikt im J. 1685 vernichtete, die Auswanderung von nicht weniger, als achtmalhunderttausend Eingebornen verachtete, und zu gleicher Zeit auch den König von England, Jakob II., ermunterte, seinem Beispiele zu folgen, sein Ansehen, als König zu behaupten, und alle diejenigen, welche sich beigehen lassen würden, ihm jenes Ansehen zu kränken, seine Macht mit Nachdruck fühlen zu lassen. Jakob II. befolgte den Rath, und gieng darüber zu Grunde; denn so wie der Fall in Frankreich und England nicht nur nicht eben derselbe, sondern gerade der verkehrte war (der König von Frankreich nämlich hatte für die in Frankreich herrschende Religion, Jakob II. entgegen hatte wider die in seinem Reiche herrschende geeifert); so stand auch das Ansehen der königlichen Gewalt mit der Macht der Großen im Lande in einem ganz ungleichen Verhältniß; denn wenn sich dem Willen eines damaligen französischen Königs Niemand widersetzen durfte, ohne ein Verbrecher zu werden, so erwarben sich entgegen die Großen in England das Verdienst und den Ruhm ächter Engländer, wenn sie sich eigenmächtigen, ungesetzlichen Unternehmungen ihrer Könige widersetzten. Dieß geschah dann auch sogleich. Die gewalthabenden Vertreter der Nation erklärten ihren

König Jakob II. für bürgerlich todt, und thaten unverzüglich, was sie in dem Falle des wirklichen Hintrittes des Jakob gethan haben müßten. Sie wandten sich an den Erben ihrer Krone, und luden den Statthalter in Holland, den Prinzen Wilhelm III. von Oranien, als welcher die Tochter des Königs Jakob II., Maria, zur Ehe, und mithin wegen ihr das nächste Recht auf die erledigte Krone hatte, ein, nach England zu kommen, und den Thron zu besteigen. Wilhelm III. säumte auch nicht, zu solchem Ende (und zwar eine lange Zeit, ohne bemerkt zu werden) alle ersinnliche Vorbereitungen zu machen, wie er dann am Ende eine Flotte von 635 großen und kleinen Schiffen, und einige 20,000 Seesoldaten gesammelt und aufgestellt hatte. So sehr es nun den Wünschen eines französischen Königs ganz gemäß seyn mußte, die engländischen Könige mit den Großen ihres Reiches in Zwietracht und Streit zu sehen, indem sie dadurch verhindert wurden, den Unternehmungen französischer Könige Einhalt zu thun, so war doch die Absetzung des engländischen Königs Jakob II., und noch mehr die Thronbesteigung des Wilhelm III. von Holland, als wodurch eine für Frankreich sehr bedenkliche Macht entstehen mußte, den Verhältnissen der Dinge geradezu entgegen, und ganz Europa

erwartete, daß Ludwig XIV. seine ganze Macht aufbieten würde, die Thronbesteigung des neuen Königs Wilhelm III. zu vereiteln; was ferner um so mehr erwartet wurde, als Ludwig XIV. eine wohlgerüstete Armee in Bereitschaft hatte, welche, wenn er dem Statthalter Wilhelm III. je nicht unmittelbar zu Leibe gehen, und ihm jede Zurüstung oder Entfernung aus Holland, unmöglich machen wollte, sich nur an den Grenzen Hollands hätte aufstellen dürfen, um jede auf die Krone von England abzweckende Unternehmung zu verhindern.

Aber auch in Deutschland ereigneten sich einige Begebenheiten, welche die ganze Thätigkeit des französischen Hofes in Bewegung setzten. Im Jahre 1685 starb der Kurfürst Karl von der Rheinpfalz, der letzte Mannsstamm seiner (der simmerischen) Linie, nach deren Erlöschung die Nachfolge in Würden, Ländern und Leuten (gemäß dem Herkommen der deutschen fürstlichen Häuser, und zumal gemäß ausdrücklicher Verträge des bayerisch-pfälzischen Gesammthauses) dem nächsten Anverwandten, Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, dergestalt anheim fielen, daß unter den Ländern und liegenden Gütern oder Würden nicht bloß diejenigen, womit das Gesammthaus einst vom Kaiser und Reich be-

lehnt worden, sondern auch diejenigen, welche vom Gesammthaus, als Eigenthum der Familie, wie immer hergebracht, erworben, oder von einem einzelnen Fürsten erkauft, und von ihm bei seinen Lebzeiten nicht wieder verkauft, oder auch verschenkt worden, zu verstehen waren; wo übrigens in diesem Falle andere Sachen, welche man, nach dem Herkommen, Allodien oder ludeigene, nämlich persönliche Sachen nennt, als Geld, Wohngebäude, Hausgeräthe, der Tochter, Schwester, oder der Anverwandtinn des Letztverstorbenen anheimfällt. Dieses war hier der Fall. Karl, der letzte Sprosse der simmerischen Linie, hatte eine Schwester, Karolina Elisabeth, welche an den Herzog Philipp von Orleans, Bruder des Königs Ludwig XIV., vermählt war. Ungeachtet nun der Inhalt der Familienverträge und des Herkommens im Hause Bayernpfalz ganz klar war, so wurde gleichwohl unter dem Titel von Allodien so vieles, was unstreitig ein Zugehör des Gesammtlandes war, gefordert, daß dem Erben der Kurwürde kaum der zehnte Theil der hinterlassenen Güter übrig geblieben seyn würde, was dann auch von Kaiser Leopold und den Reichsfürsten für einen eigentlichen gesuchten Vorwand, dessen sich König Ludwig XIV. bedienen würde, um in Deutschland einen Krieg anfangen zu können,

gehalten, und erklärt, und dagegen (nachdem zu gleicher Zeit ebenderselbe Verdacht vom holländischen Statthalter, dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, wiederholt bekräftiget wurde) eine kräftige Maßregel genommen worden ist. Der Kaiser nämlich, die Könige von Spanien und Schweden, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, die Kreise Bayern, Franken, Schwaben und Obersachsen errichteten den 21. Juni 1686 zu Augsburg unter sich auf zehn Jahre einen Bund, welchem bald darauf auch der Kurfürst von der Pfalz und der oberrheinische Kreis, dann (vermöge eines besondern Vertrages mit dem Kaiser) auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg beitrat, welcher Bund die Absicht hatte, für die Aufrechthaltung der Friedensschlüsse von Westphalen, Münster, und Nimwegen u. a. zu sorgen, und in solcher Absicht eine Armee von 60,000 Mann, dessen oberster Befehlshaber der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern seyn sollte, aufzustellen.

Eine andere vom König Ludwig XIV. mit dem höchsten Unmuth aufgenommene Begebenheit war die neue Besetzung des Erzbisthumes und Kurfürstenthumes Köln nach dem im Juni 1688 erfolgten Hintritt Max. Heinrichs, wo König Ludwig XIV. den ihm äu-

ßerst ergebenen Bischof von Straßburg und Kardinal Wilhelm von Fürstenberg in seinen ganz besondern Schutz genommen, auch für ihn unter den Domherren, von welchen ohnehin fast die meisten mit jenem Fürstenberg verwandt waren, viele Freunde gesammelt hatte; allein der Pabst, Innocenz XI., erklärte sich für den Prinzen Clemens von Bayern, und da auch sämmtliche Kurfürsten und die deutschen Reichsstände überhaupt für ihn gestimmt waren, so wurde dieser Prinz, der bereits Bischof zu Regensburg, übrigens aber noch kaum siebenzehn Jahre alt, von dem Pabst aber durch eine entscheidende Bulle den 15. Sept. 1688 begünstigt worden war, zum Erzbischof und Kurfürsten von Köln feierlich eingesetzt. Der Verdruß des Königs Ludwig XIV. über die Zurücksetzung, und gänzliche Vereitlung seiner Wünsche und Verwendungen für den Kardinal von Fürstenberg war unbeschreiblich; wie dann auch der Ausbruch seines Unmuths schnell erfolget, und schrecklich war.

Gleichwie nämlich, in Betreff eines Krieges überhaupt, vorlängst beschlossen war, daß ein Krieg (schon zum Zeitvertreib des Königs, wozu jetzt, im J. 1688 noch das Glück der österreichischen Heere in Ungarn kam) eröffnet werden müßte; so wurde jetzt nicht nur der

Ausbruch des Krieges, sondern auch die Frage, bei welcher die französischen Minister lange getheilt waren, „wider wen und wo" der Krieg eröffnet werden sollte, mit Einem Male entschieden, und der Vorschlag des Ministers Tellier genehmigt, welcher (aus Eifersucht und Haß wider den Seeminister und Sohn des Colbert, den Marquis von Seignelai, der für die Ausrüstung einer Flotte wider die Unternehmungen des Statthalters von Holland, Wilhelm III. von Oranien, nach den einstimmigen Meinungen aller hellsehenden Franzosen, sich erklärt hatte) mit einer sonderbaren Verrücktheit von Begriffen, behauptete, „daß man zwar der Krone Spanien, weil sie dem augsburgischen Bündnisse beitrat, daß man zwar auch Holland, weil es die Absichten des Statthalters auf die Krone Englands begünstigte, den Krieg ankündigen, daß man aber den eigentlichen Hauptkrieg vorzüglich und wie einzig allein in Deutschland eröffnen, und hier große Absichten ausführen müsse; was um so leichter jetzt gelingen würde, da der Kaiser und die deutschen Fürsten mit ihrer Hauptmacht im weit entfernten Ungarn ständen, und in die Nothwendigkeit versetzt werden würden, ihre Macht zu theilen, und mehrere Heere, von welchen keines mit Nachdruck würde handeln können, aufzustellen; da man entgegen,

wenn dieser Zeitpunkt unbenützt gelassen würde, nichts anders zu erwarten haben könnte, als daß die ganze deutsche Macht, wenn sie mit den Türken fertig geworden seyn würde, wider Frankreich sich vereinigen werde, um die in Elsaß und andern Provinzen der französischen Krone seit Kurzem einverleibten Ortschaften wider an sich zu reissen" u. s. w. Man verfiel französischer Seits sogar auf den Einfall, den Kaiser auf eine Probe, deren (nicht unzweifelhaften) Erfolg man für einen Beweis feindseliger Gesinnungen erklären wollte, zu stellen; indem man demselben eröffnen ließ, daß der französische Hof nichts mehr wünschte, als den im Jahre 1684 errichteten zwanzigjährigen Waffenstillstand in einen ewigen Frieden verwandeln, dabei aber die besetzten deutschen Ortschaften ohne fernere Einrede behalten zu können. Dieser Antrag, welcher mit dem sonderbaren Beisatz vorgebracht wurde, daß sich der Kaiser darüber nur recht bald erklären möchte, weil man im Weigerungsfalle zu andern Maßregeln schreiten müßte, wurde vom Kaiser, wie vorher zu sehen war, schlechterdings abgelehnt. — Diese eben erzählten Ereignisse waren der Inhalt einer Kriegsankündigung, worin König Ludwig XIV. den Völkern von Europa eröffnete, „daß er die Waffen nicht eher ergriffen habe, als nach=

dem er sich von der Uebereinkunft des Kaisers, der Kurfürsten, und des Königs von Spanien, ihn mit Krieg zu überziehen, überzeugt habe; daß dann auch in solcher Hinsicht seine kaiserl. Majestät auf nichts weiter warte, als auf den Abschluß des Friedens mit den Türken, um hernach mit vereinigter Kraft wider Frankreich wirken zu können; in eben solcher Hinsicht habe sich der Kaiser geweigert, den zwanzigjährigen Stillstand in einen ewigen Frieden zu verändern. Ferner habe sich der Kurfürst von der Pfalz nicht verstehen wollen, der Madame d'Orleans ihre Lehengüter und andere von ihrem Vater und Bruder ihr zuständige Erbgüter auszuliefern. Endlich habe der Kaiser das Kapitel zu Köln genöthigt, einen Prinzen von Bayern zum Kurfürsten zu wählen, so wie derselbe, der Kaiser, auch alles in Bewegung gesetzt habe, um den Kardinal von Fürstenberg zu verdrängen."

1688. Aber ehe noch diese Kriegserklärung erschienen war, war bereits (im Sept. 1688) unter der Anführung der Marschälle Düras und Montelas, ein französisches Heer aus Elsaß durch Baden und Würtemberg nach der Rheinpfalz, und nachdem es in den wehrlosen Städten, Offenburg, Neustadt an der Hardt, Kaiserslautern, Alzey, Speier,

Worms, Heilbronn, Trier, Oppenheim u. a. Besatzungen hinterlassen, eilfertig nach Philippsburg gerückt. Die Belagerung dieser Stadt, bei welcher selbst der Dauphin Ludwig von Frankreich sich einfand, dauerte, nachdem sie auf einen feindlichen Ueberfall durchaus nicht vorbereitet war, kaum drei Wochen, als sie sich ergab. Diesem Beispiele folgten Mainz, Mannheim, Heidelberg, Frankenthal und fast alle Städte in Schwaben und am Rhein, indem diejenigen, welche, wie z. B. Coblenz mit der Uebergabe zauderten, verbrannt und verwüstet wurden; wiewohl diesem Schicksale auch die folgsamen, oder ganz wehrlosen Städte und Schlösser nicht entgiengen. Der Minister Tellier stellte den von allen gesitteten Völkern verabscheuten Grundsatz auf, daß man seinem Feinde ohne Grenzen, wo und auf welche Weise man ihm würde schaden können, schaden sollte, und die Offiziere, wenn sie nicht entsetzt werden wollten, mußten (wenn auch wider alle ihre Neigung) Grausamkeiten, vor denen die menschliche Natur zurückschaudert, verüben und einleiten. Wir haben schon oben der Mißhandlungen, mit welchen im ersten französischen Krieg von französischen Soldaten, unter der Anführung des bekannten Feldmarschalls von Türenne, die Rheinpfalz verheert wurde, erwähnt; aber die damaligen

Zügellosigkeiten waren im Vergleich mit den Unthaten, welche jetzt verübt wurden, nur gleichsam mäßige Vorspiele. Man begnügte sich jetzt nicht mehr damit, daß man allein die Ortschaften, welche der Schauplatz des Krieges waren, verheerte; sondern man schickte in entfernte kaiserl. Staaten ordentliche Rotten von Mordbrennern, mit dem Auftrage, die vorzüglichsten Städte in Brand zu stecken, ab; wie dann (wie Pelzel in seiner Geschichte der Böhmen Th. 2. S. 834 erzählt) z. B. nach Prag dreißig derselben, welche ein ordentlicher Hauptmann besoldete, und Befehle unter sie austheilte, kamen, und den 21. Juni 1689 an verschiedenen Orten Feuer anlegten, durch welches die Judenstadt nebst eilf Synagogen, (wobei viele hundert Juden ihr Leben einbüßten) dann in der Alt- und Neustadt 407 Häuser nebst zwei Kirchen, und vielen schönen Gebäuden eingeäschert wurden. Die böhmischen Städte Trautnau, Braunau, Klattau u. a. waren schon vorher in die Asche gelegt worden. Man kann von diesen Undingen auf die Schicksale der Länder, wo die damaligen französischen Heere sich einfanden, schließen. Die ganze Landschaft von Straßburg bis über Mainz hinab wurde (und zwar nicht nur die Städte, Schlösser und Dorfschaften, sondern sogar Wälder und Weinberge) mit Feuer und

Schwert verheert; die ganze Pfalz, das Würtembergische, die Markgrafschaft Baden, die Städte Heidelberg, Worms, Speier, von welcher Stadt das seit mehr als 160 Jahren daselbst gestandene Reichskammergericht nach Wezlar verlegt wurde, und mehr als vierzig andere Städte wurden, nachdem sie erst Brandschatzungen bezahlt, und darauf Plünderungen erlitten hatten, verbrannt und verheert; wobei sich vor andern der Brigadier (und im Jahre 1689 zum Feldmarschall erhobene) Melack auszeichnete, welchem man aber gleichwohl noch die Ehre anthat, ihn noch einiges Gefühls von Ehre und Schande für fähig zu halten, indem man in Oberdeutschland, zumal in Bayern, den Namen Melack grimmig fletschenden Hunden gab *).

---

*) Der Marschall von Villars sagte von diesem Melack in seinen Denkschriften Tom. I. p. 224: „Melack besaß Kopf und Muth, und verstand sich sehr gut auf das Kriegshandwerk, indem er sich von einem gemeinen Herumtummler bis zum Obersten schwang; er hatte aber seine bessern Eigenschaften durch ungeheure Flecken seines Charakters verdunkelt; so wollte er, unter andern, auch für einen Atheisten gehalten werden; er behauptete, daß es keinen Teufel gebe, indem er, in der Absicht, mit einem Teufel in Gemeinschaft zu kommen, alles Erdenkliche in der Welt ge-

Diese Gräuel waren in eben dem Grade, in welchem sie unsinnig und grausam waren, selbst den Absichten des französischen Königs, als welcher immer noch sehnlichst gewünscht hatte, seinen Sohn, den Dauphin, den Kurfürsten zum römischen Könige vorschlagen zu können, unersetzlich nachtheilig. Diese Kurfürsten, so wie die sämmtlichen deutschen Fürsten schloßen sich, bei dem, eben so höchst un-

---

trieben, und doch seinen Zweck niemals erreicht hätte. Der Marschall von Düras bediente sich dieses Melacks vorzüglich bei seinen schrecklichen Mordbrennereien, welche zwei Jahre (1688—1689) anhielten. Melack vollzog die unmenschlichsten Aufträge mit der unbeugsamsten Härte; so, daß er von den deutschen Bauern für ein Unding, das mit der Hölle in Verbindung stände, gehalten, und daß sein Name der Schrecken der Länder geworden war; aber über diesen Ruf, welcher ihn nicht wenig ergötzte, vergaß er zuletzt einige Male, den Truppen seiner Feinde schrecklich zu bleiben. Sein Bestreben gieng dahin, sich bei seinen Vorgesetzten gefürchtet zu machen, sich ihnen nie anders, als in der Gestalt eines wuthschnaubenden Mannes zu zeigen, und sich das Ansehen eines ganz ungebändigten Wilden dadurch zu verschaffen, daß er an der Seite seiner Schlafstätte immer zwei Wölfe liegen hatte. Mit einem Worte, er war einer der phantastischen Tollköpfe, welche gewöhnlich wenig dazu geeignet sind, ihren Vorgesetzten und Generalen wahrhaft nützlich zu seyn."

besonnenen als zweckwidrigen Benehmen der Franzosen, enger, als dieß jemals in vorigen Zeiten geschehen war, zusammen, und gaben dem Kaiser auf alle Weise ihren Beifall, als dieser in ihrem Namen noch im Jahre 1688 (den 11. Dec.) Frankreich für einen Feind des deutschen Reiches, und mithin den Reichskrieg erklärte. Im folgenden Jahre

1689 schloß der Kaiser mit Holland, wozu bald darauf auch England und Spanien kamen, ein enges Bündniß, und hatte das Vergnügen, die deutschen Kurfürsten einem seiner heißen Wünsche entgegen kommen zu sehen, indem sie sich (im November 1689) zu Augsburg (Sachsen und Brandenburg, welche ihre Abgeordneten schickten, ausgenommen) in Person versammelten, um den ältesten kaiserlichen (wenn gleich nur erst das zwölfte Jahr zählenden) Prinzen Joseph I. zum römischen Könige zu wählen (wiewohl die feierliche Wahlhandlung erst den 24. Jän. 1690, die Krönung aber zwei Tage nachher vom mainzischen Kurfürsten, Anselm von Ingelheim, vollzogen wurde); was dann auch hinwieder den Kaiser bewogen hat, zur vereinigten Reichsarmee eine größere Zahl von Truppen, als die gesetzliche Uebereinkunft mit sich brachte, zu stellen. Diese Truppen, welche größtentheils aus Ungarn herbeigeführt, und wie sie in den Lagern ge-

sammelt waren, auf mehr, als 60,000 Mann geschätzt wurden, konnten zwar die französischen Verheerungen nicht hindern, verfuhren aber, wo sie unmittelbar mit Franzosen zu thun bekamen, mit ihrer seit so vielen Kriegsjahren wohlgeübten Kraft und Geschicklichkeit. Der Herzog Karl V. von Lothringen bekam den 11. Sept. 1689 die Stadt Mainz wieder in seine Gewalt; indessen daß der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (Sohn des 1688 verstorbenen Friedrich Wilhelm) mit einem eigenen, von einigen Verbündeten verstärkten Heere, (im Juni 1689) Kaiserswerth, (im Oktober) die kurkölnische Residenzstadt Bonn, dann Rheinbergen u. a., den Franzosen wieder entriß, so, daß man Ursache hatte, im folgenden Jahre 1690 entscheidenden Vorfällen entgegen zu sehen; aber diese trafen, aus verschiedenen Ursachen nicht ein, und der deutsche Reichskrieg wurde einige Jahre, ohne daß ein Theil von einem außerordentlichen Glücksfall begünstigt worden ist, fortgeführt. Die großen Feldherren, welche sich in den Türkenkriegen unverwelkliche Lorbern, und das zuversichtliche Vertrauen ihrer Truppen erworben haben, Karl V. von Lothringen, Maximilian Emanuel von Bayern, Prinz Eugen, hatten sich, einer nach dem andern, von der Reichsarmee entfernt. Karl V. von Lothrin-

gen, welcher in seiner Ehe mit Eleonora, (Schwester des Kaisers Leopold) einen Sohn gen. Leopold, dieser aber zum Sohn den Franz Stephan, welcher die Maria Theresia zur Gemahlinn erhalten hat, trat zuerst ab, indem er den 18. April 1690 zu Wels in Oesterreich mit Tod abgieng. Prinz Eugen begab sich (1690) nach Savoyen, wo er den Krieg wider Frankreich viele Jahre geleitet, und vortrefflich sich ausgezeichnet hat. Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern hatte zwar, nach dem Hintritte des Herzogs Karl V. von Lothringen, bei der auf 70,000 Mann gebrachten Reichsarmee, bei welcher auch der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen mit seinem Korps persönlich sich einfand, die Hauptleitung übernommen; allein da er zu wirksamen Unternehmungen nicht nur die unentbehrlichen Mitwirkungen nicht gefunden, sondern noch überdieß das Mißvergnügen zu erfahren hatte, nach den spanischen Niederlanden (wo der französische Marschall und Herzog von Luxenburg bei einem in der Grafschaft Namur gelegenen Dörfchen Fleury den 1. Juli 1690 dem General der Verbündeten, Prinzen von Waldeck, eine Schlacht abgewonnen, wiewohl auch selbst einen höchst empfindlichen Verlust erlitten hatte, eine äußerst beträchtliche Anzahl Truppen zur Verstärkung

der übel zugerichteten Armee abgeben zu müssen, so hatte er sich von der Rheinarmee entfernt, mit der Erklärung, die Anführung der Truppen in Italien, zumal in Savoyen, wohin er auch sogleich fünf bayerische Regimenter (so wie der Kaiser sieben) abschickte, besorgen zu wollen. Der im J. 1691 nachgefolgte Oberfeldherr der deutschen Reichsarmee, der obengenannte Kurfürst von Sachsen, wiewohl ihn der kaiserliche General Caprara mit seiner Tapferkeit und Erfahrung, und noch überdieß ein neues Heer von 22,000 Mann (das die Kreise Franken und Schwaben stellten, und während des ganzen Krieges vollzählig unterhielten) unterstützt hatten, wurde durch ein, seiner Armee höchst nachtheiliges, Schicksal gehindert, etwas Bedeutendes zu unternehmen, indem jene Armee von einer verwüstenden Seuche angesteckt, und er, der Kurfürst, selbst zu Tübingen den 2. — 12. Sept. 1691 weggerafft wurde. Im J. 1692 zählte die Reichsarmee 30,000 Mann, und der Markgraf Christian Ernest von Bayreuth war ihr Anführer, welcher nicht gesäumt haben würde, das Heer der Franzosen seinen Kriegseifer fühlen zu machen, wenn diese, deren Hauptmacht in den Niederlanden versammelt, und anderswo zerstreut war, es für gut befunden hätten, in eine Hauptsache sich

einzulassen; wiewohl sie nicht unterließen, einzelne, nicht ganz unbeträchtliche Unternehmungen, bei welchen sie auch ihren Zweck erreichten, zu wagen; so bekamen sie bei einem Einfall ins Würtembergische den Herzog Friedrich Karl (Vormund und Stellvertreter des unmündigen Herzogs Eberhard Ludwig) bei Oetisheim gefangen, und erpreßten ungeheure Geldsummen in dem Land, welches sie, gemäß ihrer damaligen Weise, schrecklich mißhandelten, u. s. w.

Die Begebenheiten des Jahres 1693 waren, mit Veränderung der Namen und Ortschaften, beinahe eben dieselben, und bestanden wieder darin, daß man sich an dem kaiserlichen und andern deutschen Höfen über den bisherigen geringen Fortgang der Dinge gewaltig erhitzte, daß man für das künftige Jahr große Vorsätze nebst großen Anstalten machte, und gleichwohl am Ende wieder nichts Entscheidendes bewirkte; und dieß (unter andern Ursachen) schon darum, weil die verschiedenartigen Glieder des deutschen Körpers, theils aus einer hergebrachten zu bedächtlichen Weise, theils aus vorsätzlicher Absicht, ihre freie Selbstständigkeit anzudeuten, mit der Ausführung ihrer Plane gewöhnlich so lange zurückhielten und zauderten, bis es lange zu spät war, etwas mit Nachdruck auszuführen. Man

hatte für das Jahr 1693 den kaiserlichen General, Markgrafen Ludwig von Baden, von der ungarischen Armee abgerufen, und ihn zum Oberfeldherrn der Reichsarmee, welche dießmal wenigstens 60,000 Mann zählte, ernannt, man hatte auch sämmtliche Oberhäupter der Verbündeten nach Köln am Rhein zu einer gemeinschaftlichen Verabredung, was und wo etwas vorgenommen werden sollte, beschieden; allein man vergaß dabei, daß man nicht mit den Türken in Ungarn zu thun hätte, wo der eigentliche Krieg erst im Juni, und wohl noch später, seinen Anfang nahm; denn wiewohl sich dießmal auch die Franzosen eben nicht übereilten, so hatte man deutscher Seits gleichwohl die nöthigen Vorsichtsmaßregeln so wenig in Bereitschaft, daß der französische Marschall von Lorges mit gar keinen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, in der letzten Hälfte des Maimonats 1693 die, wieder in etwas hergestellte, und mit einer geringen Mannschaft besetzte, Stadt Heidelberg zu überfallen, dieselbe nebst dem kurfürstlichen Residenzschlosse zu erobern, und übrigens wieder ein bleibendes Denkmal der damaligen, ganz und gar verfallenen, französischen Kriegszucht zu hinterlassen. Die Soldaten nämlich plünderten und verbrannten die Residenz der pfälzischen Kurfürsten, plünderten und verbrannten die

Stadt, und was sie im J. 1689 zu Speier gethan hatten, daß sie die alten Grabmäler der alten Kaiser aufrissen, und die Leichname der Kaiser, welche man in steinernen Särgen in geschlagenes Blei eingehüllt fand (wiewohl eigentlich nur die Leichnahme der Kaiser Adolph und Albrecht), ihres Schmuckes beraubten, dießmal auch zu Heidelberg mit den Grabstätten und Leichnamen der Kurfürsten verübten. Dieser Unfug und diese gräßliche Unordnung des damaligen französischen Heeres, welches sich, wie ein Augenzeuge, der Herzog von Villars in seinen Denkschriften sagte, „ganz auf das Plündern, und auf das Verbrennen der Städte und kleinerer Flecken verlegte, und welches sich theils in den Ruinen verwüsteter Städte, theils in vollen Weinkellern aufhielt," war eine Hauptursache, daß es ungeachtet seiner Ueberlegenheit, ungeachtet der Gegenwart des Dauphin, welcher mit einem zahlreichen Korps angekommen, und von ruhmsuchenden Anführern unterstützt und ermuntert worden war, der Reichsarmee nichts anhaben konnte, welche für gut befunden hatte, nach Heilbronn sich zu ziehen, und in einem wohlverschanzten Lager günstigere Lagen zu erwarten.

Da diese beiderseitigen Lagen in den Jahren 1694 und 1695, mehr und weniger, eben dieselben blieben, so blieben dieß auch die

Vorfälle, und alles, was die beiderseitigen Heere verrichteten, war, daß die Franzosen bei der Eröffnung des Feldzuges gewöhnlich über den Rhein nach Heilbronn, mit der Absicht, es zu erobern, gegangen, dann, nach einigen verunglückten Versuchen, wieder abgezogen, daß ihnen die Deutschen mit großen Vorsätzen nachgezogen, aber, ohne etwas ausgeführt zu haben, im Spätjahre wieder zurückgekehrt sind. Diese allerdings sonderbare Unthätigkeit, bei welcher die Franzosen in verschanzten Lagern sich hielten, die Deutschen aber an Unternehmungen, welche wohl mit außerordentlichen Gefahren, aber nicht mit außerordentlichen Vortheilen oder Folgen verbunden waren, ihre Hauptmacht nicht wagen wollten, wurde auch im Jahre 1696 fortgeführt, und es gewann den Anschein, daß sie so lange, als die übrigen Kriege mit Spanien, England, Holland, welche die größere Aufmerksamkeit der kriegführenden Mächte beschäftigten, fortdauerten, auf eben dieselbe Weise fortgeführt werden würde. Jene Kriege, anstatt nach so vielen Jahren sich zu ermüden, schienen vielmehr im J. 1696 von neuem sich aufzufrischen. Die großen Verbündeten, der Kaiser, Spanien, England, Holland, und die mächtigsten deutschen Stände erneuerten zu Haag in Holland ihr Bündniß, und sechs deutsche Reichskreise

(der ober= und niederrheinische, der bayerische, der schwäbische, der fränkische und westphälische) versprachen zu Frankfurt sich mit vollem Ernste, zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung ein beständiges Heer von 60,000 Mann halten zu wollen. Alles, wie es von neuem begann, drohte von neuem mit einer verheerenden Zukunft — als endlich einer der ersten Verbündeten aus dem gemeinsamen Verständniß trat.

Dieser Verbündete, welcher, wie die übrigen Bundesgenossen, im Jahre 1690 feierlich versprochen hatte, „ohne des Kaisers Einwilligung in keinen Tractat mit dem allerchristlichsten König zu treten, sondern als ein Fürst, der dem deutschen Reiche getreu ist, dem Kaiser festiglich anzuhangen," war der Herzog und König von Savoyen, Victor Amadeus **II.**, welcher, nachdem es ihm in dem wider Frankreich geführten Krieg, nicht immer nach Wunsch gieng, mit dieser Krone schon im Jahre 1695 zu Loreto einen heimlichen Frieden schloß, den er im Juli 1696 öffentlich kund machte, auch sogleich als General der Franzosen wider Spanien auftrat, und die dieser Krone zugestandene, im Herzogthume Mailand gelegene Stadt Valentia belagerte; wofür er von den Franzosen mit seinem Lande (nebst einer Summe Geldes) wieder erfreut; auch zur Be=

stätigung der neuen Freundschaft seine Tochter, Maria Adelheid, mit dem Sohne des damaligen Dauphin, und Enkel König Ludwigs XIV. den 6. Okt. 1697 zu Versailles vermählt wurde.

Diesem Beispiele folgten die übrigen Verbündeten, und auf dem (in Holland zwischen Haag und Delft gelegenen) Schlosse Ryßwick wurden im J. 1697 die Verhandlungen, bei welchen auch ein Bevollmächtigter des Kaisers, und 32 Reichs-Abgeordnete erschienen, eingeleitet; allein, anstatt daß von allen Verbündeten alles gemeinschaftlich hätte behandelt werden sollen, so schloßen die Gesandten von England und Holland den 9. Juli zu Brückom bei Hall in Brabant einen sonderheitlichen Frieden mit Frankreich, vermöge dessen der Statthalter von Holland, Wilhelm III. von Oranien, nunmehr auch als König von England, wo er im Jahre 1689 feierlich gekrönt worden war, anerkannt, ferner ihm sein Stammfürstenthum Oranien wieder eingeräumt, und sonst alles, während des Krieges, zu Verlust Gekommene wieder zurückgestellt werden sollte.

Nach diesen Vorgängen eilte der spanische Botschafter ebenfalls zum Abschluß eines sonderheitlichen Friedens, vermöge dessen die Krone Spanien keinen andern Vortheil hatte, als

daß sie alles im Kriege Verlorne wieder zurückerhielt; zweiundachtzig Orte von Städten, Flecken und Dörfern in Katalonien und den Niederlanden ausgenommen, welche zu einer sonderheitlichen Entscheidung vorbehalten wurden.

Nun befand sich im J. 1697 der Kaiser mit der Krone Frankreich wieder in derselben Lage, in welcher er sich im Jahre 1679 zu Nimwegen befunden hatte; er war nämlich von seinen Verbündeten allein noch übrig, und die Wahl der Bedingnisse, so bedenklich sie seyn mochte, war ihm nicht mehr frei; indem er damals (im Jahre 1697) noch in den schweren Türkenkrieg verwickelt, und jetzt von der Gefahr bedroht war, im Falle einer Weigerung von der gesammten Macht nicht nur der Franzosen, sondern wohl auch (aus Gefälligkeit gegen diese) selbst von seinen ehemalige Bundesgenossen überfallen zu werden. Demnach wurde den 20. Oktober 1697 der Friede zu Ryßwick, nachdem man dabei den westphälischen und nimwegischen Frieden zum Grunde legte, dahin mit dem Kaiser abgeschlossen, daß der Krone Frankreich das, was sie längst gesucht hatten, nämlich, nebst Straßburg alle übrigen eingezogenen Städte und Ortschaften im Elsaß mit vollkommener Hoheit verbleiben sollten; wofür übrigens bewilliget

wurde, daß die Städte Kehl und Philippsburg, welche den Deutschen, dann die Städte Breisach und Freiburg, welche dem Erzhause Oesterreich angehörten, ferner andere, außerhalb Elsaß ruinirte Oerter, ihren vorigen Herren, doch ausdrücklich mit der Bedingniß zurückgestellt werden sollten, „daß an allen diesen Orten die katholische Religion (welche von den Franzosen in allen von ihnen eingezogenen Ortschaften eingeführt worden war) in dem Stand gelassen werden sollte, in welchem dieselbe damals wirklich war;" eine Bedingniß, wider welche von protestantischen Ständen ein eifriger, doch vergeblicher Widerspruch eingelegt ward.

Uebrigens wurde, wie oben vorkam, das Herzogthum Lothringen (doch mit dem Vorbehalt zweier lothringischen Festungen Sarlouis und Longuey, welche den Franzosen den Eingang in Deutschland und in die Niederlande sicherten) seinem rechtmäßigen Herrn zurückgestellt, und wegen der Forderungen der Herzoginn von Orleans wurde beschlossen, daß dem päbstlichen Hofe der endliche Ausspruch überlassen werden sollte, welcher den 17. Hornung 1702 dahin erfolgte, daß dem Kurfürsten von der Pfalz auferlegt wurde, der Herzoginn von Orleans für alle Allodien 300,000 Reichsthaler zu bezahlen.

§. X.

Dritter französischer Krieg.

1700 — 1714.

Unter die Beweggründe, welche den Kaiser Leopold I. veranlaßten, im J. 1699 mit den Türken den Frieden zu Carlowiz zu schließen, gehörte vorzüglichst die, damals beinahe schon entschiedene, für ihn höchst traurige, Nothwendigkeit, sogleich wieder einen neuen Krieg, dessen Größe und Wichtigkeit alle vorhergegangenen bei weitem zu übertreffen drohte, zu übernehmen. Die Veranlassung dieses in vielen Rücksichten höchst sonderbaren Krieges, als während dessen die Ordnung und der Lauf der dem Scheine nach unabänderlichen Dinge ganz unerwartet mehr, als Einmal, sich änderte, gab die damals nahe bevorstehende Erledigung der spanischen Monarchie, als bei welcher König Karl II. ohne Leibeserben, und bei den besten Jahren, aus Entkräftung zusehends seinem Lebensende sich näherte. Sein unermeßlicher Nachlaß an Ländern in allen Welttheilen erregte die Aufmerksamkeit aller europäischen, und zumal die leb=

hafteste Eifersucht derjenigen Höfe, welche sich schmeichelten, irgend einen Anspruch auf das Ganze oder auf Theile machen zu können. Gleichwohl konnte kein rechtlicher Zweifel bei der Frage seyn, wem die Erbschaft nach der natürlichen und gesetzlichen Ordnung der Dinge zuständig sey. Spanien war im J. 1496 durch die Vermählung des österreichischen Erzherzogs Philipp I. mit der spanischen Erbprinzessinn Johanna ein Gesammteigenthum vom Erzhause Oesterreich, und Philipp II., Enkel Philipps I. war im Jahre 1556 der eigentliche Stammvater der österreichisch-spanischen Linie mit der natürlichen, und durch die letzten Vermächtnisse der nachgefolgten Könige zum Ueberflusse bestätigten, Folge geworden, daß bei der Erlöschung dieser Linie die Erbschaft wieder dem Hauptstamme von Oesterreich heimfallen sollte; aber dieser Fall einer vollkommenen Erlöschung war, ungeachtet König Karl II. keine Leibeserben weiter zu hoffen hatte, in Spanien noch nicht eingetreten, weil nach den Gesetzen dieses Reiches auch die Töchter des Hauses erbfähig waren. Solche Töchter, oder deren unmittelbare Abkömmlinge waren vorhanden. König Karl II. hatte zwei Schwestern, a) Maria Theresia, b) Margaretha Maria Theresia, um welche sich, wie leicht zu erachten, die ersten Monarchen der

Welt bewarben. Die erste wurde vom König in Frankreich Ludwig XIV., die zweite vom Kaiser Leopold I. geehelichet; allein Ludwig XIV. konnte seine Prinzessinn nur mit der Bedingniß erhalten, daß er allen Ansprüchen auf die spanische Erbschaft feierlich entsagte, was auch eben so feierlich seine Gemahlinn that. Dieser war der Fall bei dem Kaiser Leopold nicht, und wenn seine Gemahlinn eine Verzicht geleistet haben sollte, so war diese schon aus der Ursache, weil sie ohne Wissen und Einwilligung der spanischen Großen geschehen seyn würde, ohne alle Rechtskraft. Die Gemahlinn des Kaisers Leopold I. gebar eine Tochter, Maria Antonia, welche den 15. Juli 1685 an den Kurfürsten von Bayern Max. Emanuel verheirathet, und in dieser Ehe Mutter eines Prinzen, Joseph Ferdinand, geworden war.

Jener Kurfürst, ein Enkel des verewigten Kurfürsten Maximilian I., ein Sohn des klugen und frommen Ferdinand Maria, hatte auf die Vermählung mit der kaiserlichen Prinzessinn unendliche Hoffnungen gebaut; und wenn er, während der vieljährigen Türkenkriege, dem allgemeinen Beispiele der deutschen Fürsten und Stände, als welche die Kriege wider die Türken feierlich als Reichskriege erklärten, nicht nur nach der ihm zugemutheten

Weise folgte, sondern wenn er noch überdieß seinem Schwiegervater, der ihm so großmüthig entgegen gegangen war, vor Augen hatte, wenn er ihm seine Dienste nicht bloß mit Truppen, sondern mit seiner eigenen Person leistete, und diese Dienste mit einer ungleich größern Anstrengung, als ihn die Reichspflicht verband, viele Jahre fortsetzte, so glaubte er seinen Eifer recht wohl für sein Haus angelegt, und die gerechteste Erwartung auf die glänzendste Belohnung gegründet zu haben. Nie wurde wohl ein Fürst grausamer in seinen Hoffnungen getäuscht; er mußte einen Augenblick die Erfüllung aller seiner Wünsche genießen, um den Schlag, der ihn plötzlich traf, desto mehr fühlen zu können. Erst nämlich wurde ihm das, was er wünschte, mit einer Zuvorkommung, welche er selbst kaum erwartet haben mochte, zu Theil. Der König von Spanien trug ihm bereits im Jahre 1691 die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden, mit der ausgedehntesten Vollmacht und andern Vortheilen, an, und im April 1698 erklärte eben derselbe König durch ein feierliches Vermächtniß den Prinzen Joseph Ferdinand zum Erben der ungetheilten spanischen Monarchie; allein dieser den 18. Okt. 1692 geborne Prinz starb zu Brüssel den 7. Februar 1699, zu einer Zeit, da eben alle

Anstalten zu Stande gekommen waren, um ihn, als künftigen König von Spanien, nach Madrid zu übersetzen.

Aber schon vor diesem höchst unerwarteten Falle hatten sich die vornehmsten Höfe von Europa in diese Sache gemengt, und unter sich eine Uebereinkunft, wie es mit der spanischen Erbschaft seiner Zeit bei ihrer Erledigung gehalten werden sollte, aus dem Grunde getroffen, weil es der Ruhe und Sicherheit von Europa nicht zuträglich seyn möchte, wenn ein ohnehin schon mächtiges Regentenhaus die ganze spanische Monarchie ungetheilt erhalten, und dadurch in den Stand gesetzt werden sollte, im Gefühle seiner Ueberlegenheit nach Willkür zu handeln. Vermöge dieses auf das vermeinte Gleichgewicht von Europa gerichteten Grundsatzes, hatten die Mächte England, Holland und Frankreich in einer bereits den 11. Okt. 1698 zu Haag in Holland getroffenen Verabredung beschlossen, daß mit der spanischen Erbschaft eine Theilung vorgenommen, und daß, vermöge derselben, dem Prinzen Joseph Ferdinand von Bayern Spanien, Amerika und die Niederlande, dem Dauphin oder Kronprinzen des Königs von Frankreich Neapel nebst Sicilien u. a. m., dem Prinzen Karl aber (zweitem Sohne des Kaisers Leopold I.) das Herzogthum Mailand

zukommen sollte. Eben dieselben Mächte nahmen, nach dem Hintritte des bayerischen Prinzen, eine zweite Theilung vor, welche aber, sowohl dem Kaiser Leopold I., ungeachtet darin seinem zweiten Sohne Karl Spanien und Amerika zugemeint war, als besonders dem König Karl II. äußerst mißfiel, indem dieser Monarch kaum begreifen konnte, wie sich fremde Mächte die Freiheit anmaßen könnten, die Staaten eines dritten, von ihnen ganz und gar unabhängigen Monarchen noch bei seinen Lebzeiten zu theilen. Dieser König zumal entrüstete sich über jene Anmaßung dergestalt, daß er sich zu einer zweiten letztwilligen Verordnung entschloß, und in derselben zum Vortheil Frankreichs, als dessen Unterhändler am Hofe zu Madrid die Menschen und Sachen am feinsten und richtigsten zu behandeln wußten, den Prinzen Philipp, zweiten Sohn des Dauphin, zum einzigen Erben der ganzen spanischen Monarchie erklärte, mit dem Anhang, daß in dem Falle, da Philipp ohne männlichen Erben abgehen, oder König von Frankreich werden sollte, unter den nämlichen Bedingungen der dritte Sohn des Dauphin, der Herzog von Berri nämlich, und wenn auch dieser ohne Manneserben sterben sollte, dann der österreichische Prinz Karl (zweiter Sohn des K. Leopold I.) falls er nicht deutscher Kaiser

werden würde, der Erbe seyn sollte. Zum vierten Erben in dem Falle, daß alle Vorigen der Thronfolge nicht theilhaftig würden, wurde der Herzog von Savoyen ernannt, als dessen Urgroßmutter, eine Tochter Philipps II., und Gemahlinn des savoyschen Herzogs, Karl Emanuel, gewesen war. Der König Karl II. von Spanien unterschrieb jene Verordnung den 2. Oct. 1700, und den 1. Nov. darauf gieng er mit Tod ab.

Der französische Hof hielt sich an jene Verordnung; der österreichische Hof verwarf sie; und es zeigte sich sogleich, daß die Gründe, welche von beiden Theilen für ihre Ansprüche aufgestellt wurden, Niemand würde entscheiden können, als ein Krieg mit unübersehbaren Ereignissen und Folgen. Da indessen Ludwig XIV. seine Maßregeln lange im Voraus genommen, und auf alle Fälle ein Heer von 18,000 Mann an die Grenze von Spanien gestellt hatte, so mußte jetzt sein Enkel nach dem Hauptsitze seiner Erbschaft ohne Verzug sich begeben. Philipp (unter den Königen von Spanien dieses Namens der V.) hielt zu Madrid den 14. April 1701, unter einem lauten Jubel der Menge, einen glänzenden Einzug. Alles huldigte. Alle von dem vorigen König in den Provinzen aufgestellten Statthalter traten ab, und die Hauptstädte

der Provinzen wurden mit französischen Truppen, oder französischen Befehlshabern besetzt. Ueberall wurden die thätigsten Vorkehrungen getroffen, um jede fremde Macht, welche die neue Ordnung der Dinge zu stören versuchen würde, mit schnellem Nachdruck abweisen zu können.

Da Ludwig XIV. und der neue König Philipp V. von Spanien, voraussehen mußten, daß der deutsche Kaiser alles Erdenkliche unternehmen und aufbieten würde, um seine Ansprüche, deren Rechtmäßigkeit er den Höfen von Europa durch viele Gründe öffentlich darzuthun nicht gesäumt hatte, geltend zu machen, so sahen sie sich vor allen Dingen bei allen den auswärtigen Höfen, auf welche sie rechnen zu können glaubten, zumal bei deutschen Höfen, um Beistand um. Und nun, hier wo dießmal alle ihre Erwartungen scheiterten, und sie von allen Seiten abgewiesen wurden, gelang es ihnen jetzt gerade bei demjenigen Fürsten, von welchem man es am wenigsten hätte vermuthen sollen, Gehör zu finden, bei dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern nämlich, welchen gewinnen zu können, König Ludwig XIV. von jeher alles versucht, und schon im Jahre 1683 sogar einen eignen vertrauten Unterhändler, den Marquis von Villars, an den Hof des da-

mals noch sehr jungen Kurfürsten geschickt hatte, mit dem Auftrag, denselben niemals aus den Augen zu lassen, und (ohne die geringste Zudringlichkeit oder Absicht zu zeigen) alles Mögliche zu thun, um sich seine Gewogenheit und sein Vertrauen zu erwerben; was dann auch der schlaue, geschmeidige, zur rechten Zeit kühne und unternehmende Marquis so gut zu machen verstand, daß ihn der ganz und gar nichts argwöhnende Prinz herzlich liebgewann, und ihn sogar bei seinen Feldzügen nach Ungarn, als einen ihm gleichsam unentbehrlichen Gesellschafter, mit sich nahm; wiewohl dieß damals gleichwohl nicht hinderte, daß der junge Kurfürst weniger für seinen Schwiegervater gethan, weniger fest und treu ihm angehangen haben sollte *). Maximilian

---

*) Wenn aber dieser Marquis in der Hauptsache nichts zu ändern, und das enge Band des jungen Kurfürsten mit dem Kaiser nicht zu zerreissen vermochte, so fuhr er darum nicht weniger unermüdet fort, alles Zweckdienliche zu versuchen, (wie er dann dem jungen Herrn sogar eine Maitresse zuführte, und sich nicht schämte, diese Niederträchtigkeit (in seinen Memoires T. 1. p. 105) selbst zu erzählen) so konnte es darum doch nicht fehlen, daß er nicht manche Gelegenheit, sich in wichtige Dinge zu mischen, erhalten, und sehr viel Wichtiges bewirkt haben sollte; so erzählt er wieder selbst in seinen Denkschriften (T.

besaß alle Eigenschaften, nicht nur eines sehr liebenswürdigen und wackern, sondern auch

---

I. p. 142 — 143), daß, als der kaiserliche Hof (an welchem man das Getrieb des Marquis und dessen Zweck längst bemerkt, auch schon Wirkungen davon wahrgenommen hatte) dem Kurfürsten im J. 1686, um sich der Standhaftigkeit in seiner bis dahin bezeigten freundschaftlichen Gesinnung für Oesterreich desto besser zu versichern, die Provinz Flandern, als Brautschatz seiner Gemahlinn (der kaiserlichen Prinzessinn) erblich, und mit allen oberherrlichen Rechten, und zwar die unverzügliche Auslieferung derselben antrug, er dem Kurfürsten, der ihm die geheime Sache sogleich anvertraute, aus allen Kräften davon abgerathen, und ihm, im Namen seines Königs, anstatt Flandern die Abtretung von Neapel und Sicilien, welche unmittelbar nach dem Hintritte des Königs Karl II. von Spanien erfolgen sollte, zugesichert, und daß er mit dieser (im J. 1686 ganz sonderbaren) Zusicherung den Kurfürsten von der Annahme Flanderns abgezogen habe. Eine andere Anekdote, welche der Marquis von sich selbst erzählt (T. I. p. 143, 144.) ist nicht weniger wichtig. Der ältere Sohn des Kaisers Leopold, nämlich der damalige ungarische König und nachmaliger Kaiser, Joseph I., wünschte 1686 die bayerische Prinzessinn, Violanta, Schwester des Kurfürsten Max. Emanuel zur Gemahlinn. Da nun durch diese Heirath das Verständniß zwischen dem Erzhaus Oesterreich und Bayern nur noch enger und unzertrennlicher befestigt werden mußte, so bediente sich von Villars eines Frauenzimmers, um die Prinzessinn, welche auf jenes

eines großgearteten Fürsten; er war äußerst wohlwollend, großmüthig, freigebig, verschwiegen, treu, tapfer und worthaltend, und verband mit diesen Tugenden unverkennbare Anlagen und Gefühle für eine einsamere Größe, welche aber noch zur Zeit ihrer zarten Blüthen ein unfreundlicher Reif hier und da versengte. Die ersten Eindrücke von Werth und Glanz der Dinge, welche gewöhnlich die dauerhaftesten sind, waren in den Lagen und bei den Beschäftigungen, in welche er noch unmündig versetzt ward, nicht immer die besten und heilsamsten. In den ungarischen Feldzügen wurde der Prinz Maximilian von Bayern, der Enkel und Urenkel berühmter Ahnen (Alberts V., Wilhelms V., Maximilians I. u. a.), der Schwiegersohn und Liebling des Kaisers Leopold I., der unerschrockene, schon in seiner ersten Laufbahn mit Wunden und unverwelklichen Lorbern gezierte Feldherr, nach dessen Leitung sich Prinz Eugen und Ludwig von

---

Frauenzimmer ein entscheidendes Vertrauen setzte, bereden zu lassen, daß sie sich erklärte, sie wolle den Erzherzog und König Joseph nicht zum Gemahl. Da nun der Kurfürst Maximilian Emanuel diese Erklärung gelten ließ, so wurde Joseph abgewiesen, und Violanta wurde einige Zeit nachher, nämlich im Jänner 1689 an den Erbprinzen von Florenz Ferdinand III. vermählt.

Baden zu Helden bildeten, mit ganzen Schaaren von Bewunderern und Lobpreisern umgeben, und zumal machten ihm die jungen fremden Helden, welche dem Krieg freiwillig aus Ruhmbegierde nachzogen, und welche alle damaligen Galanterien von Versailles mit sich brachten, den Hof. Der von allen Seiten gepriesene, an die Betrachtung warnender Beispiele und Erfahrungen noch nicht gewöhnte, und von keinem, zu einem besondern Vertrauen berechtigten, Freund geleitete Prinz, hielt es seiner hohen Geburt, und seines erhabenen Ranges für unziemlich, seiner Großmuth und Freigebigkeit Schranken zu setzen, und opferte (ohne sich der klugen Vorsicht seines Großvaters Maximilian I., der sich für seine Geldauslagen und Truppenlieferungen das Land ob der Ens hatte verpfänden lassen, zu erinnern) bei seinen Kriegszügen nach Ungarn nicht nur den ihm von seinem Vater, dem Kurfürsten Ferdinand Maria, hinterlassenen Schatz von fünfzehn Millionen Gulden auf, sondern setzte (was ihm sein Begleiter, der eben genannte Marquis von Villars mit einer Art von Unmuth vorrechnete) noch andere fünfzehn Millionen zu; und was vollends das Bedauernswürdigste war, so schien für ihn der traurige Zustand von Verlegenheiten, anstatt ihn zu einem heilsamen und festen Rück-

blick zu führen, vielmehr ein vornehmes Bedürfniß zu werden, und König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher bei allen seinen Gebrechen und Geisteskrankheiten (nämlich dem Hang zu Verschwendungen, der Neuerungssucht, der Bausucht, Kriegssucht, Maitressensucht, Jagdsucht, Kunstsucht u. a.) von dem damaligen Echo als der vollkommenste aller Könige geschildert, und über alle Monarchen der Vorwelt erhoben wurde, schien sein Vorbild geworden zu seyn. Ferner schien dem hochfliegenden Geiste des nach Größe und Hoheit und Glanz jeder Art mit Heftigkeit strebenden, und nach Königreichen sich sehnenden jungen Herrn (wie man ihm dann von der Errichtung eines Königreiches in Schwaben und Franken für ihn einen süßen Traum vorgespiegelt haben soll) sein Vaterland Bayern, ungeachtet er hier ein freier Fürst einer unschätzbaren, redlichen und tapfern Nation, und von dieser unendlich geliebt war, viel zu eng, und dagegen die Statthalterschaft in den Niederlanden (wo er zu Brüssel den 26. März 1692 seinen Einzug hielt) vorzüglicher geworden zu seyn; wie dann auch sein Aufwand daselbst unermeßlich gewesen war. „Man wollte wissen, schrieb Finsterwald (Abth. 4. S. 2246) daß er (der Kurfürst von Bayern) jährlich an die sieben bis acht Millionen daselbst aufgehen

lassen. Auf solche Weise wurde das Geld aus seinen (bayerischen) Erblanden geschleppt, und die Einwohner genoßen gar nichts wieder davon; daher pflegte man auch zu sagen, er brocke bei den Niederlanden sein Bayerland ein; welches freilich nicht ganz ohne Grund war; denn die Einkünfte reichten bei weitem nicht zu, sondern er nahm auch noch bei den Holländern, insonderheit zu Amsterdam, so viel auf, daß man ihm nicht einmal mehr vorstrecken wollte, ob er gleich seine kostbarsten Juwelen dagegen zum Unterpfand hingab. — Der Kurfürst steckte also freilich in ziemlich bedrängten Umständen, daß er auch fast nicht mehr wußte, was er anfangen sollte." In einem solchen Stande oder Abgrund der traurigsten Verlegenheit befand sich der Kurfürst eben zur Zeit, da im J. 1700 die spanische Erbschaft erledigt ward. Damals waren auch jene Verhältnisse, welche ihn seit seiner Vermählung im J. 1685 mit der Maria Antonia (diese war zu Wien bereits den 24. Dec. 1692 gestorben) an das Erzhaus Oesterreich gefesselt hatten, erloschen, und der wirthschaftliche Regent dieses Erzhauses, Kaiser Leopold, hatte, vielleicht im harten Gefühl seines eigenen Geldmangels, zur Zeit, da es noch hätte fruchten können, so wenig gethan, seines Tochtermannes sich auch für die Zukunft zu ver-

sichern, daß er (nach dem Zeugnisse eines österreichischen Schriftstellers, des Wagners Hist. Leop. l. 17. p. 649) mehr, als Einmal, (freilich zu spät) seine bittere Reue darüber bezeigte, gerade für den werkthätigsten und standhaftesten seiner bisherigen Freunde, für den Kurfürsten von Bayern nämlich, welchem er so viele Verbindlichkeiten hatte, so wenig gethan, und ihn gleichsam vernachlässigt zu haben. Dieß gieng auch dem Kurfürsten, nachdem er nicht nur von Oesterreich für seine unendlichen Dienste nichts zu hoffen, sondern auch von Spanien, für welches er während seiner niederländischen Statthalterschaft Vorschüsse zu vier Millionen Thaler u. a. gemacht, und jetzt von einer Erstattung wenig mehr zu erwarten hatte, noch überdieß um so mehr zu Herzen, als Kaiser Leopold I. andern deutschen Fürsten, welche sich um ihn bei weitem nicht solche Verdienste, wie die seinigen waren, gesammelt hatten, ganz außerordentliche Beweise einer ganz besondern Achtung und Erkenntlichkeit gegeben hatte. So hatte er im J. 1692 zu Gunsten des Herzogs Ernest August von Braunschweig-Lüneburg-Hannover, und seiner Nachkommenschaft, weil ihm jener Herzog versprochen hatte, während der Kriege in Ungarn und am Rhein ein Korps von Hilfstruppen zu stellen, und auch sonst für die

Sache des Erzhauses Oesterreich sich verbürgen zu wollen, eine neue, die neunte Kurwürde mit dem Amte eines Reichserzpannerherrn, errichtet, und diese Errichtung wider mächtige Einstreuungen und Hindernisse zu Stande gebracht; so hatte er das Herzogthum Preussen, wegen dessen sich der Kurfürst von Brandenburg Friedrich I. im Jahre 1701 einen König zu nennen angefangen hatte, ohne Anstand als ein Königreich erkannt, dafür aber wieder das Versprechen von Hilfstruppen erhalten.

Diese sämmtlichen Umstände nun, diese Lagen und Ereignisse brachten endlich die Wirkung hervor, daß der französische Hof, anstatt daß er ferner um künstliche Einleitungen und Mittel, den Kurfürsten von Bayern nach seinen Wünschen zu lenken, hätte verlegen seyn sollen, vielmehr das Vergnügen (welches er sich aber, aus Klugheit, anfangs sich sehr sorgfältig hütete, zu laut sich merken zu lassen) hatte, sich den Kurfürsten entgegen kommen zu sehen; indem derselbe unmittelbar nach der Erklärung des Dauphin Philipp zum spanischen König, erst durch seinen Gesandten zu Versailles, den Grafen Monasterol, den verbindlichsten Glückwunsch schriftlich abstattete, und gleich darauf den Marquis von Bedmar nachschickte, mit dem Auftrage, dem Hofe zu

Versailles seine mißliche Lage, und seinen Geldmangel zu schildern; da dann unverzügliche Unterhandlungen (doch mit einer solchen Behutsamkeit, und so geheim) zu Stande kamen, daß sogar der erste Artikel derselben beiden Theilen die strengste Verpflichtung auflegte, die Verhandlung vor Jedermann geheim zu halten, wie der Mitunterhändler Marquis **D — in seinem la guerre d'Espagne etc. ou Memoires Tom. I.** von S. 298 bis 305 erzählet. „Der Kurfürst sollte die Niederlande französichen Truppen ausliefern, die daselbst in Besatzung liegenden spanischen Truppen entwaffnen und zu Gefangenen machen lassen. Im Falle, daß ein Krieg ausbräche, sollte er nach Bayern zurückziehen, wo indessen sein Minister, der Marquis von Bedmar seine Stelle zu vertreten haben sollte. Bei seiner Zurückkunft nach Bayern sollte der Kurfürst mit den Ständen und Fürsten der deutschen Reichskreise ein Bündniß errichten, welches die Aufrechthaltung eines ungestörten Friedens in ihren Kreisen zum Vorwand haben sollte. Ferner sollte er in seinem Lande französische Truppen, worüber der König den Anführer ernennen würde, aufnehmen, und sich angelegen seyn lassen, sowohl wider diejenigen Feinde, welche in Deutschland, als wider diejenigen, welche in Italien auftreten dürften,

ersprießliche Dienste zu leisten; endlich sollte er auch seinen Bruder, den Kurfürsten Joseph Clement von Köln, bereden, französische Truppen aufzunehmen, und denselben die haltbaren Plätze in seinem Kurfürstenthum einzuräumen. Für diese Dienste sollte der Kurfürst und sein Bruder, der Kurfürst von Köln, lebenslängliche Pensionen, welche ihnen am Ende eines jeden Quartals würden ausbezahlt werden, genießen; wobei noch ferners beide Könige (Ludwig XIV. von Frankreich und Philipp V. von Spanien) sich verbindlich machten, die Kosten des Krieges, womit der Kurfürst ihre Feinde in Deutschland beschäftigen würde, auf sich zu nehmen. Eben diese Könige würden sich in dem Falle, daß der Kaiser Leopold I. durch eine begünstigte Uebermacht der Waffen seiner kaiserlichen Würde sollte entsetzt werden können, mit ihrer Macht kräftigst verwenden, ihn, den Kurfürsten, auf den kaiserlichen Thron zusetzen. Die Statthalterschaft in den Niederlanden sollte ihm und seiner ganzen Nachkommenschaft erblich überlassen seyn. Endlich würden beide Könige niemals einen Frieden schliessen, ohne den Kurfürsten mit aufzunehmen, und ihm die Wiedereinsetzung in sein Land zu bewirken, falls er daraus durch die Ueberlegenheit der Verbündeten getrieben werden sollte." — Diese Verbindung gefiel dem Kur-

fürsten (indem er sich die Hoffnung machte, daß er in der Folge aus allen seinen Verlegenheiten gezogen, und wohl gar auf das höchste verherrlicht werden würde) in einem so hohen Grade, daß er auf den gegebenen Wink die Gefälligkeit hatte, in einer Verkleidung, in welcher ihn Niemand, als der König und ein paar Vertraute kannten, unverzüglich in Versailles sich einzufinden, und daselbst seine Lagen und geheimsten Wünsche mit der unverholensten deutschen Offenherzigkeit an den Tag zu legen, in der Erwartung, daß man ihm auch am französischen Hofe mit einer gleichen Vertraulichkeit alle künftigen Plane mittheilen würde; was aber so gar nicht eintraf, daß er nur zu bald (zwar zu seiner Befremdung, aber auch zu seiner eigenen Belehrung) die Entdeckung machte, daß man zu Versailles gewöhnt sey, von geheimen Entschließungen einen Dritten nur so viel, als er zu wissen brauchte, wissen zu lassen. Da unmittelbar nach diesen Vorgängen eine französische Armee in den Niederlanden erschien, überlieferte ihnen der Kurfürst sämmtliche Städte und Lande mit den sämmtlichen spanischen und holländischen Truppen, welche entwaffnet, und für Gefangene erklärt wurden; mit den bayerischen Truppen aber zog er (nach einer Abwesenheit von acht Jahren) wieder einmal nach Bayern, wo

er zu München den 7. April 1701, seine zweite Gemahlinn aber, Theresia Kunigunda, (Tochter des bei der Belagerung von Wien im Jahre 1683 berühmt gewordenen Johann Sobiesky, Königs von Polen) mit fünf Kindern *), welche sie zu Brüssel geboren hatte, etwas später sich einfand. Das ganze Land ertönte von dem lautesten Jubel, seinen Fürsten wieder zu besitzen (der insgeheim den Vorsatz bei sich trug, zum Vortheil fremder Könige, die letzten Kräfte der Nation an Geld und Leuten zu opfern, um sich am Ende von derselben wieder nach seinem Niederlande entfernen zu können **). Schon von Brüssel aus hatte er

*) 1) Maria Anna Carolina, geb. 1696; nachmalige Nonne im Kloster Anger zu München. 2) Karl Albert, geb. 1697, Kurnachfolger und Kaiser. 3) Philipp Mauritius, geb. 1698, Bischof. 4) Ferdinand Maria, geb. 1699, kaiserl. Generalfeldmarschall. 5) Clemens August, geb. 1700, nachmaliger Kurfürst zu Köln ꝛc.

**) Wenige Tage nach der eben genannten erblichen Anweisung der Niederlande an den Kurfürsten von Bayern, legte Ludwig XIV. seinem Enkel, dem neuen König Philipp V. von Spanien, in höchster Geheim, einen ewigen Verbindungsvertrag zwischen Spanien und Frankreich vor, welchen Vertrag der König Philipp V. ohne Bedenken unterzeichnete, und in welchem er sagte: „Im gegenwärtigen Vertrag treten Ihre katholische

den Befehl vorausgeschickt, daß sechs neue Regimenter zu Fuß, und fünf zu Pferd errichtet werden sollten, und den 9. Oktober 1701 hielt er bei dem nächst München gelegenen Dorfe Schwabing eine Musterung über ein Heer, das mit Einschluß eines Korps sogenannter Landfähnler, 22,900 Mann zählte, und das, wie wir gleich hören werden, ganz Süddeutschland in die ängstlichste Erwartung versetzte.

1701. So wie die Anerkennung der letzten Verordnung des Königs Karl II. von Spanien am französischen Hof (man gab sich an diesem Hofe den Schein, als wenn über die Anerkennung noch erst berathschlagt werden müßte, und man ließ auch wirklich eine solche Berathschlagung und Umfrage vorgehen) durch die Abreise des Philipp nach Spanien außer Zweifel gesetzt war, so war dieß nicht

---

Majestät dem allerchristlichsten König und der Krone von Frankreich, in Betracht der ungemeinen Summen, welche dieser König verwendet, um ihn (den Philipp) auf den spanischen Thron zu erheben, das Niederland und Mailand auf ewig ab, wobei sich der allerchristlichste König verbindlich macht, den Kurfürsten von Bayern, — vermittelst einer andern Anweisung zu entschädigen." La guerre d'Espagne etc. ou Memoires du Marquis D. p. 352.

weniger der Erfolg davon, — nämlich ein allgemeiner Krieg; wiewohl König Ludwig XIV. anfangs den ganz Erstaunten spielte, und alle Welt versicherte, daß er durchaus keinen Krieg gewollt, auch keinen erwartet, noch die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Zu gleicher Zeit machte er mit der größten Anstrengung alle zu den höchst ernsthaften Auftritten, welchen er in Bälde entgegen sah, erforderlichen Anstalten, suchte außer dem in Deutschland ihm außerordentlich wichtigen Kurfürsten von Bayern auch andere Fürsten und Herren zu gewinnen, (so gewann er den Herzog von Savoyen durch eine unterhandelte Verheirathung der Tochter dieses Herzogs Maria Louise an den neuen König von Spanien) und vertheilte die Truppen und obersten Befehlshaberstellen in allen den Ländern, in denen der Krieg sich einstellen würde; was zuerst 1701 in Italien geschah, wo von Seite des Kaisers Prinz Eugen wider den Feldmarschall von Catinat, dann wider den Marschall von Villeroy (ebenfalls noch im J. 1701) einige Vorspiele des Krieges mit den besten Vorbedeutungen für das Glück des Kaisers ausgeführt hatte.

1702. Die feierlichen Kriegserklärungen sowohl vom Kaiser, als vom König von Eng-

land, (wo jetzt nach dem den 19. März des J. 1702 erfolgten Hintritt König Wilhelms III. die Königinn Anna regierte) dann von Holland, erschienen zu gleicher Zeit, nämlich den 15. Mai 1702, und legten der Welt in umständlichen Vorträgen die Ursachen vor, von welchen sie, zu ihrer eigenen Erhaltung, widerwillig genöthigt würden, ihre Rechte oder ihre Erhaltung mit den Waffen zu suchen. England wußte kaum, wie es sein Befremden und seinen Unwillen nachdrücklich genug gegen das Benehmen des französischen Königs ausdrücken sollte, indem dieser König zur Zeit, da es das Ansehen hatte, als wenn die spanische Monarchie unzertheilt an Einen Erben fallen sollte, durchaus eine Theilung derselben verlangte, und den Entwurf einer solchen Theilung durch feierliche Verträge bestätiget hatte, jetzt aber, da jene Monarchie einem französischen Prinzen zukommen sollte, durchaus nichts mehr von einer Theilung wissen wollte. Die Holländer brachten alle Unternehmungen des Königs Ludwig XIV. seit mehr als dreißig Jahren in Erinnerung, und gaben der ganzen Welt zu bedenken, ob sie nicht Ursache hätten, die Waffen zu ergreifen, und ihre Freiheit und ihren Handel, als welcher in dem Falle, daß ein französischer Prinz ganz

Spanien erhielt, gefährdet werden müßte *), zu vertheidigen, ehe es bald unmöglich werden dürfte, sich desselben anzunehmen u. s. w. Als diese Kriegsankündigungen erschienen, standen die Armeen der verbündeten Mächte bereits in Italien, in den Niederlanden, in Frankreich u. s. w. auf ihren Posten, und jede jener Mächte hatte ihre Anstalten und Maßregeln vortrefflich gewählt. Der kluge Kaiser Leopold I. wußte seiner Sache die vortheilhafteste Einleitung und Wendung zu verschaffen; zumal wenn man bedenkt, daß ein Krieg wider Frankreich und Spanien, so gerecht er auch seyn mochte, offenbar nur ein österreichischer Hauskrieg, und er, Leopold, zuerst selbst billig genug war, den Kreisständen von Schwaben und Franken, als sie sich erklärten, daß sie sich in den neuen Krieg schlechterdings nicht einlassen würden, ihr Recht, ohne Antheil an diesem Krieg zu bleiben, zuzugeste-

---

*) Wirklich hatte sich (was aber die Engländer und Holländer freilich nicht wissen, aber doch wohl ganz muthmaßen konnten) in dem oben berührten allergeheimsten Vertrage der neue König von Spanien gegen seinen Ahnherrn, den König von Frankreich, verbindlich gemacht,, ,niemals zu gestatten, daß an dem Handel von Indien irgend eine andere Nation, als die französische, Antheil nehme.

hen. (Europäische Staatskanzlei. VII. Th. p. 563.)

Wären diese und andere deutsche Kreise bei ihrem Vorhaben, welches sie anfangs mit vieler Klugheit faßten, geblieben, so dürfte der Krieg ganz anders ausgefallen, und zumal dem Kaiser nicht wenig erschwert worden seyn. Wir haben oben gehört, daß unter den geheimen Vertragspunkten des Kurfürsten von Bayern mit dem König Ludwig XIV. von Frankreich, auch dieser enthalten war, daß der Kurfürst sich Mühe geben sollte, bei den (vorliegenden) deutschen Reichskreisen ein Bündniß zu veranlassen, vermöge dessen sie sich die wechselweise Zusicherung geben sollten, daß sie an dem Kriege nicht nur keinen Theil nehmen, sondern ihn auch von ihren Grenzen entfernt halten wollten. Der Kurfürst wurde jener Mühe überhoben, indem zwei dieser Kreise, der fränkische und schwäbische, unmittelbar nach dem (den 1. Nov. 1700) erfolgten Tode Karls II. Königes von Spanien, zu Heydenheim an der Prenz sich versammelten, und den 23. Nov. ein förmliches Friedensbündniß unter sich errichteten, auch wiederholter Malen den Kurfürsten von Bayern, dann die rheinischen Kreise dazu einluden; wie dann auch wirklich an verschiedenen Orten von dieser Verbindung gehandelt, und eine allgemeine Vereinigung ein-

geleitet wurde; aber mit Einem Male änderten jene Kreise ihre Gesinnungen und Absichten, indem die Kreise Schwaben und Franken den 16. März 1702 zu Nördlingen, den 20. März auch die rheinischen, und zwar mit Beiziehung des österreichischen Kreises, nicht nur unter sich eine Verbindung, welche auf Krieg zielte, geschlossen, sondern mit dem allgemeinen Bündniß von Oesterreich, England und Holland sich einverstanden haben.

Diese veränderte Stimmung jener Kreise zog auch eine ganz veränderte Lage der Dinge, und die Eröffnung eines heftigen Krieges in Süddeutschland nach sich. Die Absicht, welche der Kurfürst von Bayern (und mit ihm der französische Hof) bei dem Bündnisse mit jenen Kreisen zum Grunde legte, war, daß sie mit ihren Truppen sich bloß vertheidigungsweise halten, und daß sie keinem der kriegführenden Theile gestatten sollten, über ihre Grenzen zu schreiten. Diese Absicht hörte auf denkbar zu seyn, nachdem jene fünf Kreise nunmehr entschlossen waren, auch angriffsweise zu handeln, und mit den kriegführenden Mächten auf alle Weise sich zu vereinigen. Das Land Bayern liegt von jenen Kreisen, welche eine Armee von 44,900 Mann aufzustellen beschlossen hatten, auf allen Seiten umgeben, und dem [Ku]rfürsten blieb jetzt nur noch die Wahl, sich

für Oesterreich, wo seine Verdienste so gar nicht belohnt wurden, oder für Frankreich, wo er (wenigstens nach seinen Verträgen) so viele Herrlichkeiten zu hoffen hatte, zu erklären, oder zu erwarten, daß die Uebermacht der Verbündeten wider ihn zusammenstürze, und seiner Truppen, oder wohl gar seiner Person sich bemächtige. Gleichwie die Verlegenheit, in die er sich wider seine Erwartung versetzt sah, sehr dringend, und kein Augenblick zu versäumen war, so wurde auch von ihm mit einer der Gefahr angemessenen Thätigkeit der Entschluß gefaßt, wenigstens den ihm zunächst gelegenen Kreisen zuvorzukommen, und in dieser Hinsicht sich einer Stellung, und eines solchen Postens, von welchem aus er ihren Kriegsrüstungen oder feindseligen Absichten mit überwiegenden Vortheilen würde begegnen können, zu bemächtigen; er bemächtigte sich den 8. Sept. 1702 (mit List, durch verkleidete Offiziere nämlich) der an der Donau äußerst vortheilhaft gelegenen Reichsstadt Ulm, wovon er unmittelbar darauf, vermittelst einer ausführlichen (in des **Fabri Staatskanzlei Th. VII. p. 557** abgedruckten) Erklärung den 10. Sept. den fränkischen und schwäbischen kreisausschreibenden Fürsten die Nachricht, und zugleich die feierlichste Versicherung ertheilte, daß er, bei seinem Einmarsch in Ulm, weit

entfernt von aller feindlichen Absicht, einzig die Absicht habe, sich an den, mit den besagten Kreisen geschlossenen Vertrag, durch welchen sie sich die Erhaltung der gemeinsamen Ruhe zugesagt hätten, zu halten, und sie dahin zu vermögen, daß sie sich von einem Krieg, welcher den Kaiser und das Reich schlechterdings nicht, sondern allein eine erzherzogliche österreichische Familiensache beträfe, zurückziehen, und ihm darüber eine beruhigende, und mit ihrem Benehmen übereinkommende Versicherung ausstellen möchten. Wiewohl nun der Kurfürst in der Stadt Ulm sich wie ein Gast, der für sein Geld zehrt, betrug, und (nach den Versicherungen der Memoires du Marquis D — T. II. p. 34. 35.) das Getreid für die Truppen nach dem Schrannenpreis zahlen ließ; wiewohl er sich ferner nicht weniger dem Kaiser, welcher ihn wegen Ulm zur Rede gestellt hatte, mit gleichlautenden Versicherungen den 30. Sept. 1702 erklärte, daß er nichts suche, als die Zusage, daß der Krieg nicht nach den vorliegenden Kreisen gezogen, und daß den Kreisständen ihr Recht, von den kriegführenden Partheien entfernt zu bleiben, in einer Sache, welche das deutsche Reich nichts angehe, nicht benommen werden möchte; wiewohl endlich nach dem Falle, da französische Truppen einige kurkölnische Festungen

(mit Vorwissen und Erlaubniß des Kurfürsten) besetzt hatten, die französische Gesandtschaft zu Regensburg betheuerte, daß Frankreich die deutschen Stände nichts weniger, als feindlich behandeln, daß es seine Truppen aus den Reichslanden, wo immer sich in denselben einige befinden sollten, alsogleich abfordern, daß es alles, was die Reichsstände beruhigen könnte, befolgen, und daß es Mailand und andere Reichslehen, als solche Lehen anerkennen wolle, so wurde die Besetzung von Ulm gleichwohl für einen offenbaren und unverantwortlichen Eingriff in die Rechte der Reichsstände, und der Krieg, wenn er gleich nur eine österreichische Haussache betraf, für einen rechtmäßigen Reichskrieg erklärt, und zur Folge dieser Erklärung den 6. Okt. 1702 der Krieg wider Frankreich von Seite des Reiches wirklich feierlich angekündigt. Nun wurde dann auch der Kurfürst von Bayern, nachdem er, ungeachtet der ihm von den bayerischen Landständen gemachten nachdrücklichsten Gegenvorstellungen, ungeachtet der Folgen, welche der neue Umstand eines erklärten Reichskrieges nach sich ziehen konnte, (es wurde nämlich jetzt reichsgesetzwidrig, den Kaiser oder einen Reichsstand feindlich zu behandeln) unabänderlich bei seiner einmal gefaßten Entschließung und Verbindung mit Frankreich blieb, genöthigt, mit

dieser Verbindung nicht ferner zurückzuhalten, sondern zu seiner Rettung, öffentlich sich für den König Ludwig XIV. zu erklären, welcher seine Truppen bereits beordert hatte, unverzüglich über den Rhein zu gehen, durch den Schwarzwald zu dringen, und sich mit den Bayern zu vereinigen, von welchen, unter der Anführung des bayerischen Feldmarschalls Grafen von Arco, ein Korps von 10,000 Mann heranrückte, um jene Vereinigung zu bewirken, welche aber, ungeachtet der französische Marschall, Marquis von Villars, den 13. Okt. 1702 die (am Ufer des Rheins zwischen Breisach und Hüningen auf schwäbischer Seite gelegene) Stadt Neuenburg in seine Gewalt bekommen, mithin den Rhein übersetzt, und noch überdieß den 14. Okt. auf der Höhe von Friedlingen (Hüningen gegenüber) in einem Treffen wider den kaiserlichen Feldmarschall Prinz Ludwig von Baden obgesiegt hatte, nicht mehr in diesem Jahre 1702, sondern den 12. Mai 1703 bei dem würtembergischen Städtchen Tutlingen vor sich gieng.

In diesem Jahre 1703 fielen verschiedene Gefechte, worin sich die Völker auf künftige Unternehmungen gleichsam nur versuchten und vorübten, vor. Der Kurfürst von Bayern, nachdem er noch im vorigen Jahre die Stadt Memmingen, als einen ihm vortheilhaft gele-

genen Ort besetzt hatte, nahm jetzt (den 2. Horn. 1703) die kurpfälzische Stadt Neuburg an der Donau weg, und machte sowohl in der Oberpfalz gegen Böhmen, als an den Grenzen von Oesterreich, solche Anstalten, welche zu erkennen gaben, daß er Einfälle der Kaiserlichen erwarte. Diese mußten wohl auch endlich erfolgen, nachdem sich der Kaiser Leopold überzeugt hatte, daß es schlechterdings nicht mehr möglich sey, den Kurfürsten zu gewinnen. Demnach rückten im März 1703 zu gleicher Zeit zwei kaiserl. Heere nach Bayern. Der Graf und Generalfeldmarschall Hermann Otto Styrum zog durch die obere Pfalz gegen die Stadt Neumark, zerstreute daselbst ein bayerisches Korps, und bemächtigte sich der Stadt Dietfurt. Der Graf und General Leopold Schlick brach von Salzburg ein, zerstreute die bayerische Landmiliz, bemächtigte sich verschiedener Ortschaften, ermahnte (freilich vergeblich) das Landvolk, die kaiserliche Parthei zu ergreifen, und lagerte sich vor Scharding. Der Kurfürst von Bayern eilte diesem General unverzüglich entgegen, und machte, nachdem er die Stellung seines Gegners beobachtet hatte, eine Bewegung, welche vermuthen ließ, daß er sich der Stadt Paßau, des Schlüssels von Oesterreich, bemächtigen wollte. Schlick that unverzüglich, was der Kurfürst gewünscht

und erwartet hatte, und eilte, wie es eine Entschließung, die er im Augenblick fassen mußte, zuließ, einstweilen mit dem größten Theile seines Fußvolkes der Stadt Paßau zu; indessen er zwei Regimenter Reiterei bei Scharding, und dann ferner bei dem (einige Meilen von dieser Stadt entfernten) Dorf Eisernbirn den größten Theil seiner Kanonen und Feldgeräthschaften unter der Bedeckung sächsischer Truppen stehen ließ. Der Kurfürst zerstreute die Regimenter bei Scharding, überfiel den 11. März 1703 das Korps bei Eisernbirn, bemächtigte sich der Kanonen s. a., nahm den nach Bayern wohlgelegenen Paß, die Stadt Neuburg am Inn weg, verwahrte sich von dieser Seite wider fernere Einfälle, und zog nach der Oberpfalz, wo der General Styrum sein Wesen trieb. Dieser hatte eben den Markgrafen von Anspach, Georg Friedrich mit kaiserlichen und fränkischen Völkern nach der Hauptstadt Amberg beordert. Der Kurfürst überfiel ihn den 28. März 1703 zwischen Burglengenfeld und Einhofen, trieb ihn in einem scharfen Gefecht, wobei der Markgraf sein Leben verlor, zurück, und besetzte (wiewohl unter großen Widersprüchen fremder Gesandtschaften) die Donaubrücke zu Regensburg.

Wenn schon die Vereinigung eines französischen Heeres mit dem bayerischen (jenes zählte 20,000 Mann mit 50 Kanonen) der Sache des Kaisers höchst nachtheilig werden konnte, so schien diese Sache beinahe vollends verloren, so schien der Krieg des Kaisers in Italien gehemmt, und in Deutschland mit Einem Male höchst erschwert zu seyn, wenn die Vereinigung eines zweiten französischen Heeres, mit welchem der französische Marschall und Herzog Vendome bisher in Italien ziemliche Fortschritte gemacht hatte, zu Stande gekommen wäre; eine Vereinigung, welche der Marschall Villars dem Kurfürsten in Vorschlag gebracht, und dieser mit einem Beifall, bei dem er den Scharfsinn des Marschalls nicht genug zu rühmen wußte, aufgenommen hatte. Vendome war mit seiner Armee bereits bis in das Tridentinische herausgekommen, und es kam jetzt nur noch darauf an, daß ihm von Bayern aus durch Tyrol der Weg geöffnet, und die Hand gereicht würde. Da der Marschall von Villars die Klugheit hatte, diese Ehrensache dem Kurfürsten zu überlassen, so zog dann auch der Kurfürst im Juni 1703 mit einem Korps von 9000 Mann, wobei sich noch 2500 Franzosen befanden, über Kufstein, Ratenberg u. s. f. nach Innsbruck, und von da bis an den Brenner, in der Erwartung,

nunmehr sich den Vendome entgegen kommen zu sehen, als nicht nur dieser General, der bereits bis Trient durchgedrungen war, unüberwindliche Hindernisse, weiter vorzudringen, fand, sondern überdieß von seinem König die dringendsten Befehle erhielt, unverzüglich nach Italien zurückzukehren, und wider den Herzog von Savoyen, welcher sich mit Einem Male für die Sache des Kaisers erklärt hatte, Anstalten zu treffen. In demselben Augenblicke scheiterte auch das Vorhaben des Kurfürsten; und da einige tausend Bauern wider ihn aufstanden, welche sein Heer in den engen Pässen und Klüften von den Gebirgen herab überfielen, so hatte er noch von Glück zu sagen, nach dem Verluste einiger tausend Soldaten, wenigstens seine Person (an der sogenannten Martinswand wurde an seiner Seite einer seiner Begleiter, Peter Anton Graf von Arco, erschossen) durch einen geschwinden, wiewohl äußerst erschwerten Zurückzug gerettet zu haben.

Doch der Trost, welchen Kaiser Leopold I. über die Abwendung der fürchterlichen Gefahr, sich von Italien abgeschnitten, und in Deutschland alles für sich vereitelt zu sehen, empfunden haben mochte, wurde ihm bald wieder durch unangenehme Nachrichten verbittert. Der kaiserliche Generalfeldmarschall Styrum hatte

von Prinz Ludwig von Baden den Befehl erhalten, sich mit einem Heere von 20,000 Mann aus seinem Lager bei Hausheim nach Augsburg, welche Stadt er mit 6000 Mann besetzt hatte, zu ziehen, und daselbst eine Stellung zu nehmen, welche ihn in den Stand setzen würde, dem feindlichen Heere die Zufuhr der unentbehrlichsten Lebensmittel abzuschneiden, und überdieß den Zusammenhang der sämmtlichen Korps jenes Heeres zu trennen. Die vereinigten Heere des Kurfürsten und des Marschalls Villars überfielen den 20. Sept. 1703 zwischen Oberklau und Höchstädt den Feldmarschall Styrum, tödteten ihm bei 4000 Mann, machten eben so viele Gefangene, eroberten 34 Kanonen nebst allen Kriegsgeräthschaften, und zerstreuten das geschlagene Heer, das in einem ganz zerrütteten Zustande der Stadt Nördlingen zueilte. Bald nachher, nämlich den 13. Dec. 1703, nahm der Kurfürst die von 6000 Kaiserlichen und 10,000 bewaffneten Bürgern besetzte Stadt Augsburg weg. Aber nun erschien einmal ein entscheidendes Jahr, das Jahr —

1704. Gleichwie unter allen den Kriegen, welche in Spanien, Italien, den Niederlanden u. a. geführt wurden, der Krieg in Bayern der wichtigste war, so strengten auch die in demselben begriffenen Mächte ihre vereinig-

ten Kräfte an, um einmal etwas, das zur Entscheidung führen könnte, zu bewirken. Niemand hatte aber mehr Ursache, alles Nachdenken und alle Thätigkeit zusammen zu nehmen, als der Kaiser Leopold, dessen Lagen bei dem Eintritt dieses Jahres so bestellt waren, daß für ihn, ohne die Dazwischenkunft einer außerordentlichen Rettung, ein recht harter Unfall zu fürchten war. Der Kurfürst von Bayern hatte den 9. Jänner 1704 die Stadt Paßau in seine Hände bekommen, und nichts stand ihm denselben Augenblick im Weg, um unverzüglich nach Wien zu rücken, und mit einem andern, nicht minder fürchterlichen Feind, welcher zu eben derselben Zeit mit einer 30,000 Mann starken Armee von Osten her stürmte, und mit seinen Vorposten bereits über Preßburg bis vor die Thore von Wien streifte, gemeinschaftlich zu handeln. Dieser Feind war der Sohn des genannten Franz Ragoczy, Franz Leopold, welcher sich seit dem Frieden von Carlowiz ein eigenes Geschäft daraus gemacht hatte, (unter dem Vorwande von erlittenen Bedrückungen) in Siebenbürgen und Ungarn Partheien zu sammeln, und einen für den Kaiser Leopold, zumal in den damaligen Umständen außerordentlich lästigen Krieg mit Ungestüm fortzusetzen; so, daß selbst der Prinz Eugen, welcher nur in den

schwierigsten Lagen und Fällen gebraucht wurde, den Auftrag erhalten hatte, in Ungarn sich einzufinden, und einen Frieden, der aber nicht zu Stande kam, zu vermitteln; doch wie die Sache in den Ländern außer Deutschland auch stehen mochte, so nöthigten jetzt den Kaiser die dringendsten Gefahren, welche seinen Erblanden, und dem ganzen deutschen Reiche den Untergang zu drohen schienen, die bewährtesten seiner Generale, welche von Europa mit Ehrfurcht genannt wurden, einzuberufen, und zugleich auch die großen Feldherren seiner Verbündeten nach dem Kampfplatze in Bayern, wo durch einen Hauptschlag über die Monarchie von Spanien und andere Länder entschieden werden sollte, zu bescheiden. Der Herzog von Marlborough, welchen die Königinn Anna von England sogleich nach ihrer Thronbesteigung (den 8. März 1702) zum ersten Minister und Feldherrn, und dann zum Herzog ernannt hatte, dieser Marlborough, welcher sich während dieses Erbfolgekrieges durch eben so geschickte als beherzte Unternehmungen, sowohl in den spanischen Niederlanden, als in Deutschland, den entschiedenen Ruf eines der größten Generale, und das unumschränkteste Zutrauen bei seinen Truppen erworben hatte, eilte mit einer 35,000 Mann starken, aus engländischen und holländischen Truppen be-

standenen, Armee herbei, um mit dem kaiserl. Feldmarschall, Prinzen Ludwig von Baden, welcher kaiserliche und Reichstruppen anführte, sich zu vereinigen. Dazu kam zuletzt der Achilles aller Helden, Prinz Eugen, welcher, nachdem er sich in Italien seit der daselbst im J. 1701 geschehenen Eröffnung des Krieges neue Lorbern gesammelt hatte, jetzt mit einem Heere, das aus kaiserlichen Truppen, aus preußischen Hilfsvölkern und geworbenen Dänen bestand, gerade in dem Zeitpunkt, da die gegentheiligen Heere bereits das Schwert zogen, sich einstellte.

Schon gleich bei der ersten Erscheinung dieser Helden schienen die Anführer der gegentheiligen Macht eine mißliche Lage zu fühlen. Der Kurfürst von Bayern hatte zwar, nachdem seine Armee durch die vielen Gefechte, durch die Unfälle in Tyrol, durch die vielen Besatzungen in den eroberten Städten sehr geschwächt worden war, im Mai 1704 eine französische Verstärkung von 24,000 Mann, und (was ihm nicht weniger wohl zu Statten kam) anstatt des eigenmächtig handelnden Marschalls von Villars, einen neuen ihm untergeordneten und bescheidenen französischen General, Marsin, erhalten; allein die Ankunft des Marlborough, durch dessen Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere, diesem Heere eine große

Uebermacht zugegangen war, setzte ihn in keine geringe Verlegenheit, welche noch überdieß durch einen für ihn höchst schmerzhaften Unfall noch vermehrt ward. Der Kurfürst nämlich hatte aus seinem Lager zwischen Lauingen und Dillingen, in der Absicht, der kaiserlichen Armee den Uebergang über die Donau zu erschweren, seinen Feldmarschall, Grafen von Arco, mit 12,000 Mann, bei welchen zwei französische Regimenter zu Fuß waren, nach dem bei der Stadt Donauwörth gelegenen, die ganze Gegend beherrschenden, Schellenberg, mit dem Auftrage abgeschickt, die auf jenem Berg von den Schweden im dreißigjährigen Krieg errichteten, und zum Theil noch sehr sichtbaren Schanzen wieder aufzurichten, und dann die herrliche Stellung zu benützen; deren Wichtigkeit aber auch selbst der Herzog von Marlborough für so groß hielt, daß er, ohne auf die Meinungen seiner bedächtlichern Offiziere zu sehen, seinen Entschluß durchsetzte, die Verschanzungen, ehe sie noch in ihren vollkommenen Stand hergestellt werden konnten, ohne Zeitverlust anzugreifen. Der Angriff geschah den 2. Juli 1704 mit einer überlegenen Macht von engländischen, holländischen, und kaiserl. Truppen, welche letztere, nachdem sie mit jenen den ganzen Tag sich angestrengt hatten, um die Verschanzungen zu erreichen, das Glück

hatten, diese an ihrer Seite und Stelle noch ganz entblößt zu finden, und den feindlichen Truppen in die Seite zu fallen. Das eigentliche Gefecht fieng erst um 6 Uhr Abends an, und dauerte kaum über eine Stunde. Die Bayern verloren, mit Einschluß derjenigen, welche in der Donau verunglückt und sonst vermißt worden sind, bei 7000 Mann, mit 16 Kanonen und vielen Kriegsgeräthschaften. Die siegende Armee verlor und vermißte bei 5000 Mann, und eine sehr beträchtliche Anzahl ihrer vornehmsten Offiziere büßte (wie z. B. selbst der kaiserliche Feldmarschall Styrum, der holländische General Goor u. a.) ihr Leben ein, oder wurden tödtlich verwundet. Der Kurfürst von Bayern flüchtete mit seinen Truppen unter die Kanonen von Augsburg; wo er ein neues französisches Hilfskorps unter dem Marschall Tallard erwartete.

Während daß der Krieg sich einem entscheidenden Vorfalle zu nähern schien, traten zu gleicher Zeit solche Umstände ein, welche wenigstens ein Recht zu einiger Hoffnung gaben, ihn in Deutschland ohne Schwertstreich geendigt zu sehen. Das Verhalten der Bayern am Schellenberg flößte den obersten Feldherren der verbündeten kaiserlichen Heere eine neue und solche Hochachtung für die Tapferkeit der Bayern ein, daß sie das Aeußerste

versuchen zu müssen glaubten, um den Kurfürsten auf andere Gesinnungen zu bringen, und ihn für den Kaiser zu gewinnen. Die Mittel, womit sie ihre Absichten zu erreichen suchten, waren von höchst nachdrücklicher, zum Theil von höchst grausamer Art. Ihre vereinigte Armee nämlich, nachdem sie sich der Städte Donauwörth, Lauingen, Dillingen, Neuburg u. a. versichert hatte, gieng über den Lech, eroberte die Stadt Rain, wo sie 24 Kanonen fanden, eroberte die Stadt Aicha, wo sie einige hundert Bayern theils mordete, theils zu Gefangenen machte, und stürzte dann mit der wildesten Zügellosigkeit in die offenen Flächen von Bayern hin. Hiebei zeichneten sich die Engländer vor andern aus. Bis eine Stunde vor München wurden alle Städte, Märkte und Dorfschaften erst geplündert, dann abgebrannt, und der Kurfürst sah einige Tage hindurch den Himmel bei Tag in Dampf und Rauch, bei der Nacht in glühende Wolken gehüllt. Während dieser Verheerungen waren die Tyroler nach Schongau und Weilheim, ferner (unter der Anführung des Generals Grafen von Guttenstein) von Kufstein aus nach Hohenaschau u. w. eingefallen, und ihre Zerstörungen und Plünderungen waren so gräßlich, daß nichts zuversichtlicher zu erwarten war, als daß der Kurfürst von Bayern, nach-

dem er den sämmtlichen Drangsalen mit einem einzigen Worte hätte abhelfen können, dieses Wort sprechen würde; er selbst befand sich noch überdieß in seinem Lager bei Augsburg, welchem seine auf einer Anhöhe bei Friedberg gelagerten Feinde alle Zufuhr benommen hatten, in einer unbeschreiblichen Verlegenheit; er schien auch manchmal unschlüssig zu werden, und den Mund öffnen zu wollen; aber so wie die Franzosen, welche ihn keinen Augenblick allein ließen, mit der stündlichen Ankunft neuer Hilfstruppen aus Frankreich ihn trösteten, schloß er den Mund wieder. Doch die Oesterreicher versuchten mit eben derselben Inständigkeit auch das gegentheilige Mittel, den Kurfürsten in diesem fürchterlich entscheidenden Zeitpunkt an sich zu ziehen. Ihre Abgeordneten zeigten dem bedrängten Fürsten nicht erst in großen Entfernungen, sondern ganz in der Nähe die fröhlichsten Aussichten. Sie versprachen, im Namen des Kaisers, augenblicklich das Land zu räumen, ihm, dem Kurfürsten, bis zu seiner vollkommenen Entschädigung, die Eroberungen, welche er während des Krieges gemacht hatte, zu belassen, ihm die Summen, welche er vom Erzhause Oesterreich zu fordern hätte, vermittelst eines Vorschusses der Engländer und Holländer, zu bezahlen, seinem Bruder, dem Kur-

fürsten Joseph Clement von Köln, sein Land zurückzustellen, den französischen Truppen den ruhigsten Abzug zu bewilligen, und sonst alles Erdenkliche, was dem Kurfürsten lieb und angenehm seyn möchte, zu thun; wofür er nichts zu thun hätte, als (was schon selbst von einer gesunden Ueberlegung angerathen und gebilligt würde) seine Verbindung mit dem französischen Hofe zu verlassen. Dieß wünschten auch sehnlichst die Landstände, und andere bewährte Männer von Bayern, welche um ihn herumstanden, und welche ihn mit ihren Bitten um die Unterzeichnung seines Namens bestürmten. Dieß wünschte und bat ihn auch inständig sein Oheim, der Herzog Maximilian. Auch ergriff, erzählte man, der Kurfürst die Feder; — als ihm die Ankunft der französischen Hilfstruppen unter der Anführung des Marschalls Tallards gemeldet ward. Da legte er die Feder nieder, und entließ die bestürzten Bayern mit einer Standhaftigkeit, die vielleicht eine Art von Seelengröße, vielleicht auch das, was diese Größe oft dem Scheine nach ersetzt, dumpfer Starrsinn gewesen war.

Tallard, der sich im J. 1703 im Elsaß, wo er Landau u. a. eroberte, einen berühmten Namen erworben, und jetzt mit einem Heere von 35,000 Mann seinen Marsch mit großer Geschicklichkeit durchgesetzt hatte, vereinigte

sich mit dem Kurfürsten zu Augsburg, und die großen Absichten der Heere, und die großen Talente der Feldherren, deren Entwicklung nicht nur das bekümmerte Bayern, sondern ganz Europa mit Beklemmung erwartete, setzten sich in Bewegung. Nie waren sich am Tage der Schlacht (sie gieng bei Höchstädt den 13. August 1704 vor sich) muthigere Heere, nie berühmtere Feldherren gegenüber gestanden. Da Prinz Ludwig von Baden seinen Gefährten den Rath gegeben hatte, keine Hauptschlacht zu wagen, indem der ungewisse Ausgang einer solchen Schlacht unersetzlich entscheiden würde, beredeten ihn diese, (Eugen und Marlborough) mit seinem beträchtlichen Korps die Belagerung der Festung Ingolstadt vorzunehmen; sie selbst aber verfolgten mit vereinigtem Eifer, die Spuren und Fußstapfen ihrer Feinde, um über sie, wo sie auch stehen mochten, herzufallen. Maximilian und Tallard erwarteten den Eugen und Marlborough mit einer Begierde und Zuversicht, bei welcher, den Feind sehen, den Feind schon besiegen heißt. Der Kurfürst von Bayern, ein gekrönter Meister im Kriegswesen ritt, als er die Armeen, mit welchen Prinz Eugen und Marlborough heranzogen, erblickte, mit einem vor Freude strahlendem Angesicht durch die festgeschlossenen Reihen seiner bis in den Tod folg-

samen Bayern, und indem er sie versicherte, daß er auf ihre Tapferkeit ganz sich verlasse, rief er mehr als Einmal, daß er sich nach dem Augenblick gesehnt habe, da er vor eben der Stadt, wo er vor einem Jahre den Styrum geschlagen hätte, nunmehr auch den Rest der kaiserlichen und verbündeten Armee würde schlagen können. Die Truppen des Tallards waren die besten Haustruppen seines sieggewohnten, und unter Siegen und Triumphen grau gewordenen Königs; er selbst, der Feldmarschall, hatte diese vortrefflichen Truppen, da er sie dem Kurfürsten vorstellte, die unüberwindlichen Truppen des Monarchen von Frankreich genannt; und hatte am Tage der Schlacht, da er bemerkte, daß die nahenden Feinde verlegen wären, über einen Bach (den Nebelbach) zu setzen, scherzend gesagt, daß er, wenn dieselben (sie bestanden aus Engländern, welche ihm mit ihrem Marlborough auf seinem Flügel entgegen kamen) mit Brücken nicht versehen wären, keinen Anstand nähme, ihnen solche zu leihen. Tallard hatte es nicht einmal der Mühe und der Vorsicht werth gehalten, die Zelten und Geräthschaften seines Lagers in Sicherheit zu bringen, sondern hatte seine Truppen unmittelbar vor dieselben gestellt; er hatte den Einfall gehabt, ein in seiner Linie gelegenes Dorf, Blindheim, mit ei-

nem beträchtlichen Korps (nämlich mit 22 Bataillons und 13 Escadrons) zu besetzen, in der Meinung, daß die Verbündeten es nicht wagen würden, sein an andern Plätzen schwächeres Fußvolk durchzubrechen, und das zahlreiche Korps in Blindheim hinter ihrem Rücken zu lassen; aber Marlborough nahm auf jene Meinung keine Rücksicht. Auf seinen Befehl durchrannte der Herzog von Würtemberg, der die dänische Reiterei anführte, den dünn bestellten Mittelpunkt des französischen Heeres, und die ihm sogleich nachstürzenden Korps trennten vollends die Flügel jenes Heeres, jagten die vor Bestürzung außer sich gesetzten Franzosen in gedrängten Haufen der Donau, wo sie zu Tausenden zu Grunde giengen, zu, machten Tausende zu Gefangenen, unter welchen selbst Tallard mit seinem Sohne, dann eine lange Reihe vornehmer Franzosen, und unter welchen zuletzt, selbst zum Erstaunen der Sieger, das im Dorfe Blindheim unbesonnen versammelte Korps war; nur Marsin entkam mit einem kleinen Gefolg, und kündigte dem Kurfürsten, der von dem Vorgange nichts bemerkt, der den Prinz Eugen, welcher mit seinem Heere gegen ihn focht, schon mehr, als Einmal, zurückgedrängt, und auf die Nothwendigkeit eines Zurückzuges noch nicht im geringsten gedacht hatte, diese unvermeidliche

Nothwendigkeit an. Die unübersehbare Reihe von unglücklichen, unheilbaren Folgen, welche der Verlust dieser Schlacht nach sich zog, machte auf den Kurfürsten, der jene Folgen, und mit ihnen seinen rettungslosen Zustand mit Einem Male übersah, einen entgegengesetzten Eindruck; er wollte durchaus nicht zurück, sondern siegen, oder sterben; und man hatte jetzt eben so viele Mühe, ihn von dem Kampfplatze zu entfernen, als man ehemals anwandte, ihn vor der Betretung desselben zu warnen; aber da er in der Ferne die Unordnung der französischen Truppen bemerkte, da er schon Truppen des Marlborough, welche sich an das Heer des Eugen zu schließen, und ihn in die Mitte zu nehmen drohten, herankommen sah, sah er sich nur noch einmal nach den Seinigen um, „Retten Sie sich, (schrieb er auf einer Trommel seiner Gemahlinn nach München) retten Sie sich und unsere Kinder! das ist das Einzige, was wir noch haben. Wir haben heute alles verloren. Gott sey bei Ihnen! Mit mir gehts dem Rhein zu.“ Dann zog er sich mit seinen, eines bessern Looses würdigen, Bayern, von deren Muth selbst die Feinde mit Hochachtung sprachen *), in der besten Ordnung zurück; dann verließ er sein Vaterland.

*) „Le Prince Eugene, schrieb ein Augenzeuge, der Marschall Freiherr von Hompesch an die

Achtzehntausend Franzosen und Bayern waren getödtet; eilftausend waren gefangen, mit hundert siebenundzwanzig Kanonen, mit vielen tausend Zelten, und mit dem sämmtlichen französischen Kriegsvorrath. Die siegende vereinigte Armee hatte eilftausend Getödtete; sie soll vor der Schlacht nicht mehr als fünfzigtausend Mann, die Armee der Franzosen und Bayern aber soll sechzigtausend gezählt haben. Der noch in zehntausend Mann bestandene Rest der Bayern zog sich mit dem Kurfürsten über den Rhein zurück. Auch die Franzosen verschwanden, und der Krieg, welcher für die Ruhe und für den Wohlstand, selbst für die Verfassung von Deutschland im höchsten Grad gefährlich zu werden schien, schien jetzt in Deutschland geendigt zu seyn.

Kaiser Leopold genoß die Früchte seines Sieges im vollkommensten Maß. In einem

---

Staaten von Holland (Memoires du Marquis D — T. 2. p. 145) qui avec les imperiaux, les troupes de Prusse, et l'Infanterie danoise, attaqua les troupes de l'Electeur de Baviere, trouva encore plus de difficulté a les reduire; mais comme le Duc vit, que les François, qui combatoient, ou nous etions, etoient deja defaits, il tacha de se retirer avec le meilleur ordre, qu'il put, neanmoins ce ne fut pas sans perte."

Taumel von Freude, welcher sonst seiner Bedächtlichkeit und seinem rechtlichen Verfahren nicht beizuwohnen pflegte, vergaß er, daß das Land Bayern, schon vermöge der Reichsgrundgesetze, und schon vermöge seiner Wahlkapitulation nicht geeignet seyn könne, seine gute Prise zu seyn. Nachdem man die Kurfürstinn, welcher man zuerst, mit einigen Ausnahmen, das Rentamt München überließ, während einer kurzen Reise, welche sie zu ihrer Mutter nach Venedig machte, entfernt zu halten gewußt hatte, erklärte Leopold (in einem gedruckten Manifest den 29. April 1705) „daß, nachdem von selbsten bekannt sey, was maßen Er allhiesige (bayerische) Landt erobert, auch Ihm die Fr. Kurfürsten Liebden durch Dero cum libera bevollmächtigten Abgeordneten selbe cedirt und überlassen habe, hierauf die Nothdurft und Schuldigkeit erfordere, daß Ihm als dermaligen einzigen rechtmäßigen Herrn und Landesfürsten dieser Landen die gewöhnliche Pflicht und Huldigung allerunterthänigst abgelegt werden," u. s. w. Die Huldigung der bayerischen Landstände sollte den 9. März 1705 vor sich gehen; allein Leopold starb zu Wien den 5. Mai, nachdem er fünfundsechzig Jahre gelebt, siebenundvierzig Jahre als Kaiser mit einem beinahe unumschränkten Ansehen regiert, und dabei das Andenken eines

BIBLIOTHECA MONACENSIS

gottesfürchtigen und gerechten Fürsten, dann eines verständigen, redlichen und überaus gutherzigen, milden Mannes sich erworben hat.

Leopolds Gemahlinnen waren: 1) Margaretha Theresia, Königs Philipp IV. von Spanien Tochter, verm. 1666, † 1673. 2) Claudia Felicitas, Tochter und Erbinn Erzherzogs Ferdinand Karls, österreichisch-tyrolischer Linie, vermählt 1673, † 1676. 3) Eleonora Magdalena, Tochter Philipp Wilhelms, Pfalzgrafen und Herzogs zu Neuburg, verm. 1676, † 1720. Die bei seinem Hinscheiden vorhandenen Kinder waren, dritter Ehe: Joseph I. sein Nachfolger. Maria Elisabeth, geb. 1680, wurde Gubernantinn der Niederlande 1725, † 1741. Maria Anna, vermählt 1708 an König Johann V. von Portugal, wurde Wittwe 1750, † 1754. Karl, nachmaliger deutscher Kaiser, dieses Namens der Sechste. Maria Magdalena, geb. 1689, † 1743.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 27

Kempten (1835)

Opp. 578-27
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604796-9